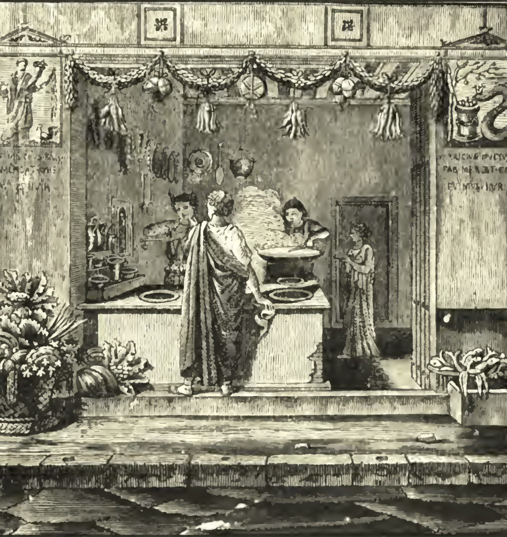


Das häusliche leben der Griechen und Römer

Richard Opitz

KULTURBILDER

AUS DEM

KLASSISCHEN ALTERTUME

VI.

DAS HÄUSLICHE LEBEN DER GRIECHEN UND RÖMER

VON

DR. RICHARD OPITZ.

LEIPZIG 1894
VERLAG VON ARTUR SEEMANN.

DAS

HÄUSLICHE LEBEN

DER

GRIECHEN UND RÖMER

VON

DR. RICHARD OPITZ.

MIT ILLUSTRATIONEN

LEIPZIG 1894
VERLAG VON ARTUR SEEMANN.

VORWORT.

Der Aufforderung, meinem „Theaterwesen der Griechen und Römer" eine Darstellung des häuslichen Lebens der beiden Völker folgen zu lassen, bin ich gern nachgekommen. Schien es mir doch, als ob in diesen Rahmen sich manches einfügen liefse, was in weiteren Kreisen noch unbekannt ist, aber auf lebhaftes Interesse rechnen darf. Durch möglichste Beschränkung auf das bezeichnete Gebiet und durch kürzere Behandlung lebloser Gegenstände suchte ich Platz zu gewinnen für ausgeführte Bilder und für eingehendere Behandlung der ethischen Seite. Immer wird ja der Mensch selbst das Interessanteste in der Kulturgeschichte sein. Soweit es der abgemessene Raum zuliefs, habe ich die historische Entwickelung der Erscheinungen verfolgt, insbesondere auch die ältesten Zeiten berücksichtigt.

Das Buch will als Ganzes aufgefasst werden. Die verschiedenen Abschnitte ergänzen sich gegenseitig, dieselben Gestalten kehren wieder und bilden ein geistiges Band zwischen den einzelnen Teilen. Wenn auch bei der Fülle des Stoffes eine erschöpfende Behandlung nicht denkbar war, so bin ich mir doch bewusst, aus dem Vollen geschöpft zu haben. Meine Quellen sind vor-

nehmlich die Alten selbst. Gar manches Kabinettstück antiker Darstellungskunst erscheint hier in neuer Fassung, und auch der jüngste wertvolle Fund, die Mimiamben des Herondas, hat dabei eine seiner Bedeutung entsprechende Berücksichtigung gefunden. Ueber die Benutzung der modernen Litteratur darf ich auf das zum „Theaterwesen" Bemerkte verweisen. Einige Verse sind nach anerkannten Uebersetzern gegeben, nach Voss (Homer), Droysen (Aristophanes), Bruch (S. 74), Brandes (S. 109). — Möge auch dieses Buch, das ich

meiner Mutter

widme, freundliche Aufnahme finden und seinen Hauptzweck, anzuregen, bei recht vielen erfüllen.

Leipzig, im November 1893.

Der Verfasser

INHALT.

Seite

I. Haus und Hof 1

II. Bewegliche Habe 35

III. Körperpflege und Tracht der Männer 48

IV. Tageseinteilung und Lebensgewohnheiten 74

V. Die Frauen 117

VI. Körperpflege und Tracht der Frauen 149

VII. Die Kinder 176

VIII. Die Sklaven 200

IX. Haustiere 224

X. Häuslicher Verkehr 235

XI. Nahrung und Mahlzeiten 246

XII. Gesundheitspflege und Krankheit 278

I.

Haus und Hof.

Es gab eine Zeit, wo die Urväter der Griechen im Bergwalde Bär und Wolf bekämpften und in Höhlen lebten oder auch in den Ebenen als Hirten und Ackerbauer ihre Hütten aufschlugen. Ein anderes, waffenklirrendes Zeitalter folgte, in dem die Ritter auf ihren Streitwagen, die Führer des Volks, in männermordender Feldschlacht sich tummelten. Trotzig schauten die Ritterburgen, bisweilen — nach Cicero — gleich Vogelnestern am rauhen Felsen klebend, hernieder auf die Dörfer zu ihren Füfsen. Es war eine glänzende Zeit. Fremde, phönizische Künstler dienten den Dynasten. Das Gold häufte sich in den Schatzhäusern. Mauern wurden aufgetürmt, die der Volksmund den Kyklopen zuschrieb. Den gewöhnlichen Sterblichen ergriff ein frommer Schauder in den hohen, von Säulen getragenen Hallen, und der Metallschmuck der Wände blendete das Auge. Aber jene Herrschergeschlechter, die die Erde mit mächtigem Schalle gefüllt hatten, vergingen — „die

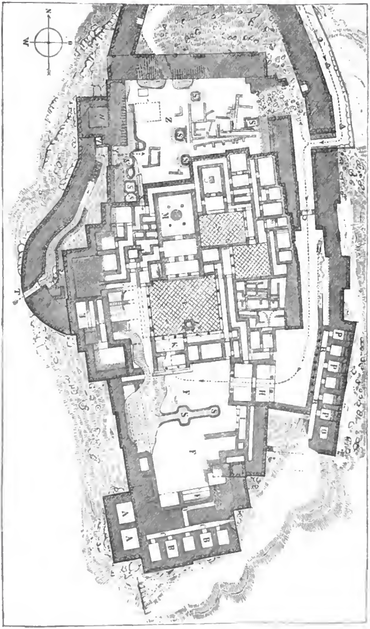


Fig. 1. Grundriss der Oberburg von Tiryns.

Zerstörung verkündigt sie nur". In der Dichtkunst, auf fremdem Boden, lebten sie fort. Der homerische Sänger hat in der Darstellung der Paläste seiner Helden keineswegs übertrieben, eher ist er hinter der Wahrheit zurückgeblieben. Nur wo er die Märchenpracht im Hause des Alkinoos schildert, hat er kühnere Farben aufgetragen.

Einen isolierten, nicht sehr hohen Kalksteinfelsen in der Ebene von Argos krönte in alten Zeiten die Feste Tiryns und zwar den höchsten Teil des Bergrückens im Süden die Oberburg, der Sitz der Herrschaft. Heute ist der Rücken des Felsens ein Trümmerfeld. Wir steigen (Fig. 1) im Osten die Rampe hinauf an dem Turme (*Γ*) vorüber, dessen Verteidiger einst die unbeschildete Seite des Angreifers beschossen, durch das zweiflügelige Thor, ein Gegenstück des Löwenthors in Mykenae. Jetzt sind wir an einem stattlichen Thorbau (H). Zwei Säulen zwischen Anten bildeten seine Front wie seine Hinterseite. Hölzerne Säulen trugen das auf Balken ruhende Dach. Wir durchschreiten den Vorhof dahinter (F). Ein kleineres, dem eben erwähnten ähnliches Thorgebäude, die Próthyra (K), führt uns in den geräumigen Hof (L), der mit Kalkestrich bedeckt ist. Säulenhallen umzogen diese Aulé von allen Seiten. Wir treten seitwärts an den umfangreichen Altar des Zeus und sehen im Geiste die Façade des eigentlichen Palastes, die an die Fronten der Thorbauten erinnert, gerade vor uns. Zwei niedrige Stufen führen hinauf in die Vorhalle, drei Thüren von dieser hinein in den Vorsaal. Bevor der Fremde durch den verhängten Eingang in den Männersaal, das Mégaron (M), trat, führte ihn eine Thür zur Linken nach wenig Schritten in das Badezimmer, dessen Fufsboden ein einziger mächtiger Kalksteinblock bildet. Die Wände waren mit hölzernen Bohlen verkleidet. Da liegt noch der Rest einer Wanne aus Terrakotta. Es ist,

als müssten sogleich die flinken Mägde erscheinen, den Fremdling im Bade zu bedienen. Nun treten wir in den Männersaal. Wie schattig und kühl mochte es hier sein! In der Mitte erhoben sich vier Säulen, die das Gebälk des Daches stützten. Der Raum zwischen den Säulen hatte ein erhöhtes Dach, durch dessen Stuhl das Tageslicht einfiel und der Rauch abzog von dem darunter zwischen den Säulen befindlichen Herde. Noch haben wir von den Gemächern der Frauen keine Spur bemerkt. Sie liegen abseits im östlichen Teile der Trümmerstätte. Deutlich tritt hier ein kleinerer Hof (N) hervor, an den sich eine Vorhalle und ein Saal anschliefst. Aufserdem bleiben noch Räume genug, in denen man Gemächer (Thálamoi), Waffen-, Kleinodien- und Vorratskammern und Treppenaufgänge erkennen kann. Komm nun, du Zauberin Phantasie, und hilf uns die meist hölzernen Säulen wieder mit Metall bekleiden, die Sockel der Wände wieder mit Alabasterfriesen schmücken — deren Glanz durch Smalte, d. i. den mit Kupfer blaugefärbten Glasfluss, noch gesteigert wird — oder von neuem die Wände mit Freskomalerei bedecken! Proben sind ja genug erhalten, jene durch ein senkrechtes Band geteilte Palmettenellipse, all die bunten Rosetten und Spiralen und der Mann, der auf dem Rücken eines dahinstürmenden Stieres voltigiert.

Besteigen wir im Geiste einen der Türme, von wo der Wächter in die Ferne lugte! Im Norden schaut die Burg von Mykenae herüber, jetzt gleichfalls eine Trümmerstätte, die von derselben Zeit erzählen kann. Wenn auch dieser Königspalast eine etwas fortgeschrittene Technik aufweist, so zeigt er doch bis in viele Einzelheiten mit seiner Aulé, Vorhalle, Vorsaal, Männersaal und Nebengebäuden dieselbe Anlage wie der Palast in Tiryns. Am meisten würden wir uns freuen, die Wohnungen

des Priamos und des Odysseus durchwandeln zu können. Was in Hissarlik, der Stätte des alten Troja, bisher aufgedeckt worden ist, stimmt mit dem Palaste in Tiryns überein, nur auf Ithaka fehlen sicher nachweisbare Reste eines Königshauses ganz.

Doch wenden wir uns von den Stätten der Verödung zu den lebensvollen Schilderungen Homers selbst! Wir stehen am Eingange zur Aulé und überschauen den von Hallen umgebenen Hof. Aus dem Portale des Hauses gerade vor uns strömen jetzt die Freier, um auf dem festgestampften Boden im Diskos- und Speerwerfen sich zu üben. Dann kehren sie ins Haus zurück. Brüllend verlangen Rinder und Maultiere in ihren Ställen unter den Hallen nach Futter. Knechte laden Dünger auf, um ihn nach dem Krongute ihres Herrn zu fahren. Jetzt rollt ein Wagen durch das Thor. Diener sind den Ankommenden behilflich beim Absteigen und bringen die Pferde in den Hallen unter, das Gefährt lehnen sie an die von Kalkputz glänzenden Wände. Beim Eintritt in das Haus legt der Fremdling die Lanze an eine Säule, wo viele Speere des Odysseus stehen. Rasch hat er ein Bad genommen und wird nun zum Mahle geführt. Jetzt senkt sich der Abend hernieder. Noch tönt aus den Hallen in der Nähe des Einganges zum Megaron der eintönige Gesang, mit dem einige Mägde das Mahlen des Getreides begleiten. Andere räumen das Tischgerät nach einem Rundbau in der Ecke, der Tholos, die als Wirtschaftsraum dient. Endlich ist aller Lärm verstummt. Der Altar des hausschützenden Zeus wirft seine Schatten im Mondlicht. Die zweiflügelige Hofthür schliefst sich hinter den Freiern. Nur der einzelne Gast übernachtet im Prodomos, dem Vorhause, das hier, wie anderwärts, ein Bestandteil der dröhnenden Halle ist. Nun sucht auch Telemach sein Schlafgemach auf, das,

seitwärts auf der hohen Mauer des Hofes, die Umgegend weithin überschaut.

Am Morgen sprengen und fegen die Mägde im Megaron eilends den Fufsboden und machen die Sitze zurecht. Bald stellen die Diener der Freier sich ein und treffen die Vorbereitungen zur Mahlzeit. Während die Freier im Männersaale schmausen, sitzt Odysseus an der steinernen Schwelle mit Mordgedanken. Unwillkürlich vergleicht er sein liebes Heim mit dem Männersaale des Alkinoos. Mit Erz bekleidet waren dort die Wände, und herum lief ein Fries von blauem Glasflusse. Mit Gold beschlagen waren die Thüren, mit Silber die Pfosten auf der erzbekleideten Schwelle und der Thürsturz, golden war der Thürring. Sein eigenes Haus ist einfach eingerichtet, nur festgestampft der Fufsboden, die einzige Zier der Wände bilden seine jetzt freilich mit Rufs und Staub bedeckten Waffen. Er lässt sie heimlich nach der Waffenkammer bringen. Das in der Nähe des Männersaals liegende Frauengemach muss Eurykleia verschliefsen, damit niemand es verlasse. Penelope holt den Bogen aus der Kleinodienkammer, wo Gold und Erz angehäuft sind neben den Vorräten an Kleidern, Wein und Oel. Sie liegt zuhinterst in dem Netze von Wohnungen, das an den Männersaal sich anschliefst. Da hinten liegt auch das Ehegemach, das Odysseus sich selbst gezimmert hat. Diese Nebenbauten steigen wenigstens teilweise zu einem oberen Stockwerke auf, wohin Penelope sich mit ihrem Webstuhle zurückgezogen hat. Korridore liegen zwischen den einzelnen Abteilungen. Ein schmaler Gang (Laure) führt nach dem Hofe an dem Männersaale entlang. An dessen Eingange hat Odysseus sich aufgestellt. Einen zweiten Ausgang giebt es — wie in Tiryns — nicht, sondern nur im hintern Teile seitwärts ein Stück über dem Fufsboden eine Thür (Orsothyre), die dem Wirt-

schaftsverkehre dient. Die bedrängten Freier beraten, ob nicht einer durch sie nach der Laure und von da über den Hof ins Freie gelangen und Hilfe holen könne. Es ist unmöglich. Doch steigt der Ziegenhirt hinauf zur Orsothyre und schleicht nach der andern Seite durch die Korridore (Rhoges) zur Waffenkammer. Als er den Gang wiederholt, gehen ihm die Helfer des Odysseus vom Prothyron der Laure aus nach, überwältigen ihn und ziehen ihn an einer Säule der Waffenkammer empor zur Decke.

Aus den genannten Bestandteilen, Hof, Saal und Gemächern, setzt sich nun zu allen Zeiten das griechische Wohnhaus zusammen, wenn sie auch nicht immer alle zugleich hervortreten. Im Palaste des Priamos ist der Hof ganz ausgebaut zu Wohnungen für die vielen Söhne und Töchter. Und später ist überhaupt der Säulenhof die Hauptsache, während die andern Räume nur als ein Anhängsel dazu erscheinen. Die Wohnung der Kirke in Waldgründen, aus geglätteten Steinen erbaut auf weithin schauendem Orte, mit flachem Dache und glänzender Thür, wird uns durch die lykischen Gräber in Häuserform veranschaulicht. (Fig. 2.)

Die nachhomerische Zeit erhält ihr Gepräge durch die Dichtungen des Hesiod. Er führt uns die Sorgen der Bauern vor Augen. Das altgriechische Bauernhaus war vom altsächsischen nicht sehr verschieden und erinnert andererseits an das ritterliche Megaron. Durch ein weites Thor betreten wir auf einer der Giebelseiten die grofse Diele. Aus den Ställen zu beiden Seiten streckt das Vieh neugierig seine Köpfe. Wir schreiten hinter bis zum Herde, dessen Rauch die Balken schwärzt und durch die Thür — die einzige Oeffnung, die auch das Licht zulässt — sich einen Ausweg sucht. Am Ende schliefsen drei Wohnräume das Gebäude ab, eine Stube

in der Mitte, Kammern auf den Seiten. Darüber liegt die Weinkammer, und andre Speicher liegen über den Ställen. Ein ziemlich flaches Giebeldach von Stroh bedeckt alle diese Räume.

Aus den ländlichen Gemeinden entwickeln sich die Städte. Die Gefahr feindlicher Ueberfälle zwingt, Mauern anzulegen. Dadurch wird die Bevölkerung zusammengedrängt.

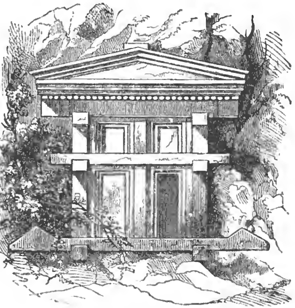


Fig. 2. Lykische Grabfassade.

Enge, winklige Strafsen durchzogen auch das alte Athen. Spuren zeigen uns noch, in was für Löchern ein Teil der Bevölkerung lebte. Glücklich der, der für die Männer und die Frauen getrennte Räume, wenn auch übereinander, besafs. Euphiletos bei Lysias hat ein solches „doppeltes Häuschen“. Damit nun seine Frau, wenn das Kind gebadet werden sollte, nicht mit ihm Gefahr liefe beim Hinabsteigen auf der Treppe oder Stufenleiter,

wohnte der Mann oben, die Frau unten, und die Mutter ging auch zum Schlafen oft hinunter, um das Kind zu stillen, wenn es schrie. In den „Wespen“ des Aristophanes sucht der Alte, da die Fenster verstopft sind und die ganze Aulé mit Netzen umspannt ist, auf eingeschlagenen Nägeln durch das über dem Herde im Dache befindliche Loch ins Freie zu klettern. Doch wirft sein Sohn rasch den Deckel darauf. Eben noch stand zu befürchten, dass jener durch das Abzugsloch des Badebassins ins Freie schlüpfen könnte, da hat er wieder unter dem Dache ein Loch durch die Mauer gestofsen. Diese Darstellung deutet auf sehr leichte Bauart. Bruchsteine nahm man gewöhnlich nur für den untern Teil des Hauses, Fachwerk mit Luftziegeln für den obern und Ziegel für das schräge Dach. Die Preise der Häuser schwanken in der älteren Zeit zwischen 3 Minen und 120 Minen.

Da die Männer in der Blütezeit des Staates oft den ganzen Tag in der Oeffentlichkeit beschäftigt waren, gaben die meisten ihren Häusern eine mäfsige Ausdehnung. Die Häuser eines Miltiades, eines Themistokles waren nicht vornehmer als die der gewöhnlichen Bürger.

Reichte das Areal aus, so baute man nötigen Falls an, ein Hinterhaus, Vorratsräume u. a. Ein Vater, der seinen Sohn verheiraten will, braucht eine neue Frauenwohnung, ein Bad und eine Säulenhalle. Ein Haus wird ihm als besonders gut gebaut bezeichnet. In Wahrheit ist seine Anlage ganz verfehlt. Denn es hat Sonne von früh bis abends, nirgends Schatten aufser in der Cisterne. Dagegen ist es von aufsen einladend. Vor der Hausthür (aúleios thyra) ist ein stattliches Prothyron oder Entrée, und um die obere Etage zieht sich ein Peridromos. Solche Veranden und Erker waren beliebt und bei beschränktem Raume von doppeltem Vorteil. Doch wurde wiederholt von seiten der Polizei Einspruch dagegen erhoben und

eine Steuer darauf gelegt, wie auch auf die von der Strafse ins Oberstock führenden Treppen, die Gehege vor den Häusern und die auf die Strafse schlagenden Thüren. War doch die Strafse an sich eingeengt durch mancherlei. Da standen Hermen und Spitzsäulen des Apollon Agyieus mit oder ohne Altar, ferner demselben Gotte geweihte Lorbeerbäume und Kapellen der Hekate. Hausnummern gab es nicht. Fremde wandern also die Strafse entlang und suchen sich nach der Zahl der Seitengassen und der Häuser oder nach bestimmten Merkmalen zurechtzufinden. Da und dort sucht ein sinniger Spruch, den der Wandersmann verweilend liest, hier gar ein Zaubermittel allem Schlechten den Eingang zu wehren.

Nachdem in Platons „Protagoras“ Sokrates und Hippokrates an dem Thürschliefser vorüber sind, durchschreiten sie einen Flur (Thyroreion), der in dem Säulenhofe (Peristylion oder, nach seinem Ursprunge, Aulé) endigt. Der vordere Teil des Hauses ward gern zu andern als Wohnzwecken benutzt, zu Stallungen, Läden, Werkstätten u. dgl. In der zunächst gelegenen von den vier Säulenhallen oder Prostoa treffen die genannten Besucher des Kallias den Protagoras, wie er, umgeben und gefolgt von Verehrern, dozierend auf und ab wandelt. In der Halle gegenüber lauschen, auf Bänken sitzend, Wissbegierige den Vorträgen des auf einem Thronsessel sitzenden Hippias, Prodikos liegt noch in einem Gemache, das Hipponikos vordem als Schatzkammer (Tamieion) gebraucht, sein Sohn aber wegen der Menge der bei ihm Einkehrenden zum Gastzimmer (Xenón) gemacht hat. Aus den die Aulé umgebenden Räumen, die durch eine Oeffnung in der Thür Licht empfingen, trat man früh sogleich hinaus unter freien Himmel, eben in den Hof, wo noch immer der Altar des Zeus Herkeios stand.

Hinter der Aulé liegt, dem homerischen Megaron

entsprechend, in vornehmeren Häusern der Festsaal. Beim Mahle kann man in diesem Andrón das Getäfel der Decke und den Schmuck der Wände und durch die Thür die kunstvollen Vorhänge zwischen den Säulen der Aulé bewundern. Weiter zurück, etwa durch den Andron erreichbar, befand sich die Frauenwohnung (Gynaikonitis). Hier lagen in gröfseren Haushalten die Wirtschaftsräume, Arbeitszimmer für die Mägde, Küche und Badezimmer und wohl oft das Tamieion. Im Hause des Ischomachos ist die Gynaikonitis durch eine verschliefsbare Thür von der Männerwohnung (Andronitis) abgesondert, damit weder etwas unberechtigter Weise von drinnen herausgeschafft wird, noch sich die weiblichen Sklaven wider den Willen der Herrschaft mit den männlichen einlassen. Diese Thür ist die metaulos, d. h. die Thür hinter der Aulé. Die Bezeichnung mesaulos konnte insofern dafür aufkommen, als sie in manchen Häusern thatsächlich zwischen zwei Höfen lag. Dann war die vollständige Anlage der Anaktenpaläste wieder erreicht, die wahrscheinlich in den Palästen der Tyrannen immer üblich geblieben war.

In jenen einfachen Häusern hielten sich die Frauen und Kinder oft in dem einen Säulenhofe auf. Hier afsen sie auch und machten Toilette. Taktlos war es deshalb, wenn man, ohne mit dem Thürklopfer zu klopfen, ein Haus betrat. Wie leicht konnte man auch unwillkommener Zeuge sein, wenn ein Sklave, an eine Säule gebunden, Hiebe bekam. Oft lag ja, wo ein Portier fehlte, wenigstens ein Haushund an der Thür; aber auf Ueberraschungen musste die Familie stets gefasst sein. Konnte es doch auch vorkommen, dass jemand aus der Nachbarschaft auf der Jagd nach einem entsprungenen Affen über die Dächer lief und in den Hof hineinschaute. Aufser dem Haupteingange gab es oft Eingänge von Seiten- oder Parallelgassen aus. Den Tag über bleibt die

Hausthür gewöhnlich offen, aufser wenn die Frauen allein zu Hause sind oder etwa ein Mitglied der Familie am Ausgehen gehindert werden soll. Doch gelingt dies nicht immer. „Ich befahl dem Dromon — erzählt ein junger Mann — sich an die Wand der Aulé zu bücken, dort, wo sie am niedrigsten ist. So stieg ich über und kam zum Hause der Geliebten. Ich fand die Hausthür verschlossen, denn es war Mitternacht. Leise hob ich die Thür, lenkte die Zapfen ab — die sich in Löchern der untern und obern Thürschwelle drehten — und kam ohne Geräusch hinein.“ Die Thür war wohl hier nicht besonders durch Riegel oder Vorlegebalken verschlossen. Um sich vor solchen Ueberfällen zu schützen, verwahrten ängstliche Leute des Nachts auch die inneren Räume sorgfältig. So pflegt eine Mutter abends die Thür des Korridors nicht nur von innen zu verschliefsen, sondern auch von aufsen. Durch die Lichtöffnung lässt sie sich die Schlüssel einwerfen und wirft sie früh wieder hinaus. Auch sonst werden Thüren nicht selten auf beiden Seiten verschlossen. Bekannt ist, wie Penelope die Thür der Kleinodienkammer öffnet (Od. 21, 46 ff.). Die älteste und üblichste Form des antiken Schlosses ist noch heute im nördlichen Afrika und anderweit verbreitet. Die Thür ist geschlossen, sobald in den eingeschobenen Riegel aus einem ihn überschneidenden Schlosse einige Stifte gefallen sind. Mit Hilfe eines gezahnten Schlüssels, der in den teilweise hohlen Riegel eingeführt wird, lassen sich jene Stifte wieder heben, so dass der Riegel zurückgezogen werden kann. (Fig. 3.) Aus römischer Zeit sind aber auch Schlüssel von moderner Form erhalten.

Frauen niederen Standes waren natürlich in ihren Ausgängen nicht beschränkt. Für die aber, die sich den Ruhm echt weiblicher Zurückhaltung bewahren wollten, war im allgemeinen die Hausthür die Grenze. Wohl

ihnen, wenn sie wenigstens ein Gärtchen im Hause hatten. Viele sahen die Welt kaum einen Feiertag und mussten sich begnügen, verstohlen durch die Fenster des Oberstocks zu schauen. Das Oberstock war oft vermietet. Es gab aber auch ganze Miethäuser (Synoikiai), schon der

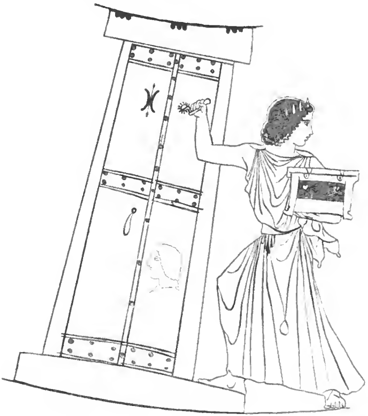


Fig. 3. Thür.

Nichtbürger wegen, die an sich Grundbesitz nicht haben durften. Ein eigenes Haus zu besitzen wünscht jeder, und der Renommist, der zur Miete wohnt, prahlt gern, er müsse sein Vaterhaus verkaufen, da für die Aufnahme von Gästen der Platz nicht ausreiche.

Ueber den Verlust ihrer politischen Freiheit suchten sich die Griechen durch Studium und Philosophie zu trösten. Prunkvolle und dabei oft recht unpraktische Häuser gab es damals schon. Die zunehmende Gastlichkeit, das Dinieren der Unterhaltung wegen erforderte ausgedehnte Räume. Man bestrebte sich, sein Heim mit allem Komfort auszustatten. Die gröfsere Häuslichkeit der Männer wirkte wieder zurück auf die Wertschätzung der Frauen. Ein eigenes Peristyl für sie wurde bei den Vornehmen Regel. Die Bauweise dieser späteren, hellenistischen Zeit spiegelt sich wieder in der Theorie Vitruvs, der seine zehn Bücher de architectura dem Augustus gewidmet hat. Er redet von geräumigen Häusern mit herrlichen Entrées und reichverzierten Thüren, von vornehmen Peristylen, in denen die vier Säulenhallen, mit Weifsstuck, Verputz und getäfelten Decken verziert, entweder an Höhe gleich sind oder (beim rhodischen Peristyl) die eine nach Süden aus höheren Säulen besteht. In den Säulenhallen, die nach Norden schauen, befinden sich Gemäldesäle und kyzikenische Speisesäle mit einer Flügelthür in der Mitte und rechts und links davon zweiflügligen Fenstern, durch die man von den Speisesophas aus ins Grüne sehen kann. In den Säulenhallen nach Osten liegen Bibliotheken, in denen nach Westen Konversationszimmer (Exedrae), in denen nach Süden quadratische Säle, worin vier Speisesophas bequem Platz finden.

Der Säulenhof der Frauen hat nach dem Architekten auf drei Seiten Säulenhallen, auf der aber, die nach Süden schaut, zwei von einander weit abstehende Anten. Der Raum dahinter, dessen Tiefe zwei Drittel dieses Abstandes beträgt, wird Prostas oder Pastas genannt. Hier werden nach innen grofse Säle angelegt, in denen die Hausfrau mit den Spinnerinnen sitzt. Zur Rechten und Linken der Prostas liegen Schlafgemächer, der Thalamos (Ehegemach)

und der Amphithalamos (Nebengemach, etwa für die Töchter des Hauses). Ringsum aber in den Säulenhallen werden Alltagsspeisezimmer, Schlafzimmer, auch Gesindekammern angebracht.

Rechts und links von diesen hellenistischen Häusern befinden sich Häuschen mit besondern Thüren, Speisezimmern und bequemen Schlafzimmern. Die Griechen luden, wie Vitruv berichtet, ihre Gäste am ersten Tage zu Tische, am folgenden aber schickten sie ihnen Geflügel, Eier, Gemüse, Obst u. a. So konnten Familienväter glauben, nicht in der Fremde zu sein. Mesauloi heifsen zunächst die Gänge zwischen zwei Säulenhöfen (S. 11), die Andrones der Römer, dann aber auch die Gänge von den Peristylen nach den Gastwohnungen. Auch diese Einrichtung erinnert an die Königshäuser und wird z. B. auch in der „Alkestis“ des Euripides bei der Aufnahme des Herakles vorausgesetzt.



Fig. 4. Etruskische Aschenurne in Gestalt eines Hauses.

Die Römer dachten sich die Urgestalt ihrer Wohnung sehr einfach, und diese Annahme wird durch alte Aschenurnen in Häuserform bestätigt (Fig. 4). Im Gegensatz zu den Griechen, bei denen der ursprünglich vor dem Hause liegende Säulenhof zum Kerne der Wohnung geworden ist, haben die Römer stets das eigentliche Haus als Hauptsache betrachtet. Es wäre nicht schwer, die Aehnlichkeiten zwischen der rauchgeschwärzten Anaktenhalle (Melathron) und dem altgriechischen Bauernhause einerseits und dem (ursprünglich ganz überdachten, testudinatum)

Atrium andererseits aufzuweisen. Bei gröfserer Ausdehnung des Hauses machte sich das Bedürfnis nach mehr Licht geltend. Nun mag uns ja das sogenannte Atrium Tuscanicum als verfehlte Lösung dieses Problems erscheinen, ein grofser viereckiger Raum mit einer viereckigen Oeffnung im Dache, durch die der Regen auf einwärts geneigten Flächen einfliefst, und ringsum Gemächer, die durch Oeffnungen über den Thüren ein spärliches Licht aus zweiter Hand erhalten. (Fig. 5.) Auch die Römer hätten sich wohl nicht damit begnügt. Indessen es fehlte das Glas, das erst das Fenster zum „Auge des Hauses" macht. Wenn auch bekannt, wird es doch wegen seiner Kostspieligkeit wenig verwendet. Auch bei uns haben vor dem 12. Jahrhundert Privathäuser keine Glasscheiben gehabt.

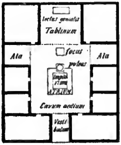


Fig. 5 Plan des älteren römischen Hauses.

Im Atrium konnte noch am späten Abend der einkehrende Fremde die Frau am Spinnrocken sitzen sehen im Kreise ihrer Töchter und Mägde. Unbedenklich nahm sie am Gespräche der Männer teil. Die Mahlzeit vereinigte den ganzen Haushalt in der Nähe des Herdes, auf dem das Essen bereitet worden war. Im Hintergrunde, dem Tablinum, d. i. Zimmer, dem Eingange an der Schmalseite gegenüber, stand das Ehebett, ebenda meist auch der Geldkasten und was an Wertstücken der Vater sonst im Hause hatte. Da die zu beiden Seiten des Tablinums und auf den Längsseiten liegenden Kammern in grofsen Haushalten schwer ausreichten, wird man frühzeitig ein Oberstock eingerichtet haben. Im Atrium blieb gewöhnlich auf beiden Seiten hinten der Raum eines Zimmers ausgespart, die Alae, in denen

die Wachsmasken der Vorfahren in Schränken aufgestellt waren. So wuchsen die Kinder auf unter der zärtlichen Obhut der Mutter, lauschten aber auch den klugen Worten des Vaters. Sie beobachteten ihn im Verkehr mit den Göttern, mit seinesgleichen und mit seinen Klienten, und ihr Sinn ward frühzeitig für rechtliche und staatsmännische Fragen geschärft. Das Atrium war die beste Schule für die heranreifende Jugend. Man denkt hierbei an die Schilderung, die Gertrud im „Tell" von ihrem Vaterhause entwirft.

Indessen das Zusammenleben mit den Hausgenossen begann mit der Zeit die Vornehmen zu genieren. Der Hausherr brauchte ein eigenes Zimmer, um zu repräsentieren. Dazu kam die Sehnsucht nach Luft und Licht, die eine Folge der hellenischen Geistesbildung war. Allein auch nachdem man mit der Säule bekannt geworden war, hielt man doch an dem Hause der Vorfahren fest. Von nun an reihen sich die Wohnungen um zwei Mittelpunkte, das Atrium und das Peristyl. Diese Räume verkörpern gewissermafsen die beiden Seiten des Römervolks in späterer Zeit. Man begann zu bauen. Am besten können wir diese Entwickelung in Pompeji verfolgen. Von dem Stadium, wo die Häuser noch einzeln standen, mit einem Umgang (Ambitus) ringsum, ist hier nichts mehr zu sehen. Jedes Plätzchen ist ausgenutzt. Oft ist durch Ankauf von Nachbargrundstücken die Zahl der Atrien vermehrt worden. Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus. Nicht zwei Häuser finden sich in Pompeji, die ganz einander gleich wären. Doch kehren die charakteristischen Elemente des antiken Hauses immer wieder.

Wie angenehm mochte es sich träumen, wenn der Regen durch das Compluvium leise niederträufelte in das marmorne Impluvium und von da in die Cisterne.

Noch sind in ihrer marmornen Brüstung die durch die Seile erzeugten Rillen zu erkennen. Hier an der Brunnenöffnung steht ein kostbarer Tisch, auf den wir das Schöpfgefäfs stellen. Das gebrauchte Wasser fand seinen Ausweg durch eine die Hausflur entlang führende bedeckte Rinne. Atrien konnten beliebig grofs sein, da man das Compluvium statt auf zwei Querbalken auch auf Säulen stützte (Atrium tetrastylon und Corinthium). Trotzdem wird es schwül, wenn die Sonne hernieder brennt. Das nun vor die Oeffnung gespannte purpurne Velum erzeugt ein lauschiges Dunkel. Um freier zu atmen, treten wir durch das Tablinum in das Peristyl. Hier sind die Säulen mit Holzgittern verbunden. Die Vorhänge zwischen den Säulen flattern im leichten Winde. Ein bronzener Satyr lässt aus einem Schlauche Wasser in ein Bassin fallen. Ringsum stehen Oleander und Cypressen. Herrliche Bilder, Prachtstücke der alexandrinisch-kampanischen Kunst, zieren die Wände. Hier sinnt Medea, ob sie ihre Kinder töten soll. Anderwärts ist die Liebe der Aphrodite zu Adonis dargestellt. Hier führt Perseus ritterlich Andromeda vom Felsen, da wird Ganymed geraubt, da Iphigenia geopfert. Aus dem Peristyl treten wir in ein weiteres Zimmer (Fig. 6), in dem es gleichfalls luftig ist. Den Schluss bildet ein kleiner Garten. Von der Marmortreppe gerade vor uns rieselt das Wasser aus einer mit Mosaik bekleideten Nische herab in ein Bassin. Einen Querdurchschnitt des Peristyls zeigt Fig. 7. Thür reiht sich an Thür. Links liegt eine Badeanlage. Vom Peristyl aus den Korridor durchschreitend treten wir in einen grofsenteils unbedeckten Raum. Links lädt ein geräumiges Bassin, zu dem Stufen hinaufführen, zum kalten Bade ein. Ein baldachinartiges Dach bietet Schutz gegen die Ungunst der Witterung. Die Stufen rechts (in der Hinterwand unserer Darstellung) führen in das Apodyterium,



e Ansicht.



Ansicht.

den Auskleideraum, aus dem man in das (wieder sichtbare) Tepidarium, das Warmluftzimmer, und von da in das Caldarium, das Warmwasserbad, gelangt. Diese beiden Räume wurden von der daran liegenden Küche aus geheizt, indem die heifse Luft sich durch die hohlen Fufsböden und Wände verbreitete. Darunter sehen wir den Keller.

Im allgemeinen sind die Gelasse in Pompeji sehr klein und konnten es sein, weil die Alten wenig Mobiliar hatten. Manche Räume haben unsre Schränke ersetzt, wie die Querlagen von Holz noch zeigen. Die Nischen in der Mauer dort verraten, dass sich hier ein Schlafzimmer befand und zwar eins für den Herrn; denn der Fufsboden ist mit Mosaik belegt, und die Wände sind mit mythologischen Darstellungen bemalt. Dagegen das Kämmerchen hier mit der dürftigen Ausstattung mag als Schlafstätte für einen Burschen gedient haben. An den Cubicula befinden sich auch eine Art Alkoven, die, durch Vorhänge abgeschlossen, nach Belieben zum Hauptraume geschlagen werden konnten. Vor dem Schlafgemache des Herrn liegt bisweilen ein Vorgemach für den Kammerdiener. Gewisse gröfsere Räume sind als Speisezimmer zu erkennen. Noch zeigt das Muster auf dem Estrich, wo die Speisetische gestanden haben. Solche Triclinia hatte man natürlich gern in der Nähe der Küche. Die Küchenherde waren gewöhnlich aufgemauert. Auf Dreifüfsen standen über den Holzkohlen die Kochgeschirre. Die Haus und Herd schützenden Schlangen oder die Bilder der Laren, auch Vesta und Vulkan sind an die Wand gemalt. In kleinen Wirtschaften sehen wir die einzige Sklavin am Herde stehen. Mit einer linnenen Tunika zierlich bekleidet und mit einem roten, in die Augen fallenden Bande gerade unter der Brust gegürtet, schwenkt sie ein Gefäfs im Kreise. Im Hause des Schwel-

gers wurde die Küche leicht zum beherrschenden Mittelpunkte. Zwischen vielen Feuern laufen Köche hin und her, kaum glaubt man, dass ein Bauch es ist, für den mit solchem Lärm die Nahrung bereitet wird. Der starke Qualm, der namentlich aus den Häusern der Reichen aus Küchen und Backöfen aufstieg, verleidete in volkreichen



Fig. 8. Garküche in Pompeji (restauriert).

Städten vielen den Aufenthalt. Wir werden noch sehen, wie sehr der Lärm der Verkehrsstrafsen die Bewohner der Häuser belästigte. Aber auch in diesen ging es mitunter sehr lebhaft zu. Als Warteraum für Besucher diente zuerst das Entrée (Vestibulum), später, als sich das Leben mehr und mehr ins Innere zog, das Atrium. Vestibulum bedeutet an sich Stall. Denn wie in Griechenland, so wurde auch in Italien ursprünglich das Vieh im vorderen

Teile des Hauses untergebracht. In einer folgenden Periode hat man in Pompeji vielfach Tabernen an der Strafse gebaut. (Fig. 8 u. 9.) Auch wohlhabende Einwohner

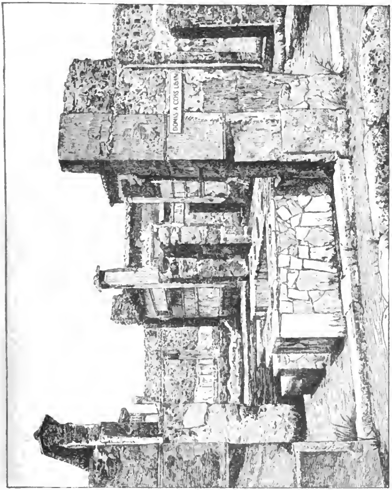


Fig. 9. Garküche in Pompeji (gegenwärtiger Zustand).

liefsen in solchen Läden ihre Erzeugnisse durch Sklaven verkaufen (in Fig. 10, Nr. 22, 35). Andre Läden sind vom Hause abgetrennt und vermietet. (Nr. 24, 26; Bäckerei 28—34; 37, 38, 39; 41—43.) Ueber den Läden wieder

waren häufig nach der Strafse sich öffnende oder mit Galerien versehene Oberzimmer, in denen gern Verkaufsgegenstände ausgestellt wurden. Auch sonst sprang das Oberstock öfter in die Strafse vor.

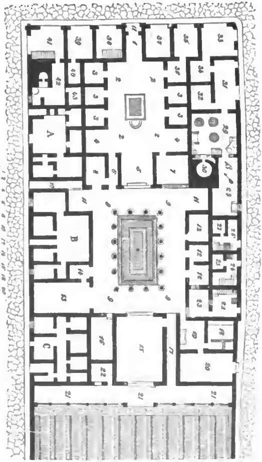


Fig. 10. Haus des Pansa in Pompeji.

In Rom bewegten sich die Bauten noch mehr in Extremen als anderwärts. Unter dem Konsulat des M. Lepidus und Qu. Catulus war kein Haus hier schöner als das des Lepidus selbst. Aber binnen 35 Jahren

konnte es den hundertsten Platz nicht behaupten. Wie unscheinbar waren gegenüber den nun bebauten Komplexen die Baustätten, die in alter Zeit der Staat verdienten Feldherren schenkte mit dem Rechte, die Thür nach aufsen sich öffnen zu lassen. Und der tolle Wetteifer ging immer weiter. Grofsartiger als die gewöhnlichen, aber für die einzelnen Jahreszeiten verschieden orientierten Triclinia waren die Prunksäle (Oeci), die zu Gelagen benutzt wurden. Neben viersäuligen Sälen gab es korinthische, in denen sich Getäfel über den Säulen wölbte. Dagegen waren die ägyptischen Säle basilikenartig mit erhöhtem Mittelbau angelegt. Als einst Cicero und Pompejus sich unerwartet bei Lucullus zu Tische baten, liefsen sie ihn keine weitere Anweisung erteilen, als dass im „Apollon" gespeist werden sollte. Da aber für jeden Saal Wert und Ausrüstung des Mahles festgesetzt war, so richteten die Sklaven in diesem Falle ein Essen für 50000 Denare her.

Viele sahen bei der Einrichtung ihrer Häuser nur auf Prunk. Lorbeer- und Platanenhaine und Fichtenwälder hoch in der Luft und Bäder für viele haben sie, auf hundert Säulen ragt ein Porticus, auf Alabaster wandelt man, überall rauschen Brunnen, und lange Atrien dehnen sich aus; aber es ist kein Platz für die Essenden, für das Schlafen. Die verschwenderische Pracht der Fufsböden, der Wände, der Decken, der Säulen und der Dächer giebt den Sittenpredigern unerschöpflichen Stoff zum Tadel.

Neben den Palästen der Grofsen gewinnen jetzt die Mietkasernen, die ganze Häuservierecke einnehmenden insulae, an Ausdehnung. Schon in republikanischer Zeit war der Preis der Mieten gestiegen. (Fig. 10 ABC sind Mietwohnungen.) Sulla zahlte z. B. als junger Mann für ein Erdgeschoss 3000 Sesterzen, während das obere

Stockwerk 2000 Sesterzen kostete. Das Wohnung- und Häuservermieten war ein einträgliches Geschäft, in dem reiche Leute gern spekulierten. Ganze Viertel kamen in eine Hand, und ein Heer von Zwischenpersonen fand dabei seinen Unterhalt. Hier lernen wir schon den hartherzigen Hauswirt kennen, der am 1. Juli eine zahlungsunfähige Familie auf die Strafse setzt. Um der allgemeinen Not zu steuern, verfügte mitunter die Regierung den Erlass der Mieten bis zu gewisser Höhe und erregte dadurch den Unmut der Hausbesitzer. „Wie?“ — fragt Cicero — „während ich es gekauft oder gebaut habe, in gutem Zustande erhalte und Aufwand dafür mache, sollst du wider meinen Willen den Genuss von meinem Eigentum haben?“

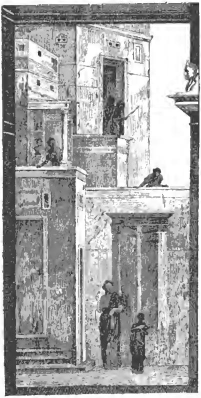


Fig. 11. Römischer Strafsenprospect. Wandgemälde vom Palatin.

Augustus setzte als Maximalhöhe für Neubauten 70 römische, das sind 66 von unsern, Fufs fest. Hinter dieser Maximalhöhe bleiben z. B. Berlin, Wien und Paris zurück. Und dabei war die hohe Bauart in Rom auch bei geringer Strafsenbreite gestattet. Nach dem Neronischen Brande sollten die Häuser nicht, wie nach dem gallischen Brande,

aufs Geratewohl, sondern planmäfsig mit breitem Raume für die Strafse und unter gleicher Berücksichtigung schmucken Aussehens und sicherer Bauart wieder aufgebaut werden. (Fig. 11.) Ein jeder sollte Mittel zur Unterdrückung eines Schadenfeuers zur Hand haben. An Wasser fehlte es ja nicht. Die allgemeine Verbreitung der Wasserleitungen im ganzen römischen Reiche muss unser Staunen erregen. Der Verbrauch des Wassers war streng geregelt. Zahlreiche Beamte übten Kontrolle, und Prozesse über die Wasserbenutzung waren an der Tagesordnung. Die gutgemeinten Neronischen Verordnungen sind wie alle ähnlichen keineswegs durchaus befolgt worden. Das milde Klima Italiens erleichterte den Aufenthalt im Freien am Tage. In einer der zahlreichen Garküchen nahm der Arme sein Mittagsmahl ein. Aber zur nächtlichen Ruhe bedurfte er einer Stätte. Glücklich der, der auf einer langen Reihe von Treppen hinauf kletterte in seine Dachkammer, in die er nur gebückt eintreten konnte, wo er aber doch wenigstens den Himmel sah. Martial wohnte drei Treppen, aber drei hohe. Das will noch etwas mehr heifsen als bei uns die dritte Etage. Ein andrer hat 200 Stufen zu steigen. Man scheute sich nicht, Gefäfse durch die Fenster zu entleeren oder Scherben u. dgl. hinauszuwerfen, auf die Gefahr hin, einen auf dem unbeleuchteten Trottoir Wandelnden zu verletzen. Gern legte sich der Arme am Fenster ein Gärtchen an. Aber so mancher mochte frieren, der nicht der Luftheizung sich erfreute und auch nicht, wie der Landmann, im Kamin ein lustig flackerndes Feuer unterhalten konnte. Wie viele mögen ihr Leben verbracht haben in modrigen Kellern, die nicht blofs Herde von Krankheiten, sondern auch Brutstätten des Lasters wurden!

Der Aufenthalt in den Insulae war nicht immer gemütlich. Bei einem Streite wird den Beteiligten ge-

droht: „Ihr sollt sehen, dass diese Insel nicht einer Witwe, sondern dem M. Mannicius gehört.“ Einer schlägt mit dem hölzernen Kandelaber zu, ein Koch stürzt mit dem Bratspiefse herbei, ein andrer reifst die Gabel vom Fleischhaken, eine triefäugige Alte, mit einem schmutzigen Linnen bekleidet, in ungleichen Holzpantoffeln hetzt einen riesigen Hund. Bei der leichten, nur auf schönes Aussehen berechneten Bauart der Häuser war der Bewohner keinen Augenblick seines Lebens sicher. „Wer fürchtet“ — lässt Juvenal jemanden sagen — „einen Einsturz in dem kühlen Praeneste oder in dem zwischen waldigen Bergjochen gelegenen Volsinii oder in dem biedern Gabii oder in der steilen Burg Tibur? Fühlt man bei uns das Schwanken schon, so verschmiert der Hausverwalter den alten Riss und heifst die Bewohner ruhig schlafen. Nie auch ist man sicher vor Feuersbrünsten. Schon ruft Ucalegon nach Wasser, schon schafft er seine dürftige Habe weg, schon raucht es im dritten Stockwerke: du weifst es nicht; und wenn von den untersten Stufen die Leute fliehen, verbrennt der, den der Dachziegel allein schützt vor dem Regen, dort wo die Tauben ihre Nester bauen. Wenn du dich von den Circusspielen trennen kannst, so erwirbst du dir das beste Haus in Sora oder in Fabrateria oder in Frusino für das Geld, für das du jetzt ein finstres Loch auf ein Jahr mietest. Dort hast du ein Gärtchen und eine kleine Cisterne, aus der du ohne Seil das Wasser ziehst zum Bewässern der Pflanzen. Mit dem Karst bestelle deinen Garten, aus dem du hundert Pythagoreern ein Mahl geben kannst. Es ist doch etwas wert, wenn auch in gröfster Zurückgezogenheit, sich zum Herrn einer Eidechse gemacht zu haben.“

Wohl füllte sich die Stadt Rom mehr und mehr mit Palästen, denen es an herrlichen Gärten nicht fehlte.

Auch der Arme durfte sich an Waldesgrün, Blumenduft und Vogelsang erfreuen. Aber doch zog es die Reichen immer wieder hinaus an das Meer, Auge und Seele an den

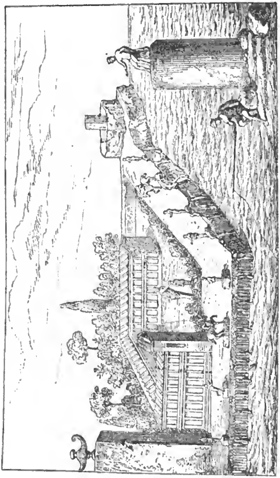


Fig. 12. Römischer Landsitz. Wandgemälde.

grofsartigen Ausblicken zu laben und zugleich die Nerven im kühlen Hauche des Seewinds zu kräftigen. (Fig. 12.) Der jüngere Plinius beschreibt einem Freunde seine praktisch gebaute laurentische Villa, die er nach Erledigung der städtischen Tagesgeschäfte noch geniefsen

kann, als ein wahres Eldorado. Unternehmen wir mit dem glücklichen Besitzer eine Wanderung durch die ausgedehnten Anlagen! Im vordersten Teile liegt nach NO ein einfaches, aber doch nicht dürftiges Atrium, dahinter ein Porticus, der in der Form eines D sich herumzieht und einen kleinen, aber niedlichen Platz einschliefst. Dieser Porticus ist durch Scheiben von Marienglas und noch weit mehr durch ein vorstehendes Dach gegen Unwetter geschützt. Der geraden Seite gegenüber liegt ein heiterer atrienartiger Hof (Cavaedium), dann kommt ein recht hübsches Triclinium, das nach dem Gestade vorspringt und, wenn der Südwest einmal das Meer erregt, von den schon gebrochenen Ausläufern der Wellen leicht bespült wird. Auf allen Seiten hat es Doppelthüren oder ebenso grofse Fenster und überschaut so gleichsam drei Meere. Rückwärts übersieht man von hier aus die genannten Gebäude und darüber hinaus Wälder und ferne Berge. Zur Linken jenes Tricliniums befindet sich etwas weiter zurück ein geräumiges Gemach, dann (wieder etwas heraus tretend) ein andres, kleineres. Durch das Gegenüberliegen dieses Gemaches und jenes Tricliniums wird ein Raum gebildet, der die Sonne festhält und heifser zurückstrahlt. Das ist — erklärt uns der Eigentümer — der Winteraufenthalt, das auch der Turnplatz der Meinigen; hier schweigen alle jäh losbrechenden Winde. Hieran stöfst ein im Bogen gebautes Gemach, das dem Laufe der Sonne mit allen seinen Fenstern folgt. Seiner Wand ist ein Schrank eingefügt, der die Handbibliothek enthält. Mit diesem die südöstliche Ecke der Villa bildenden Gemache hängt nach N zu eine Schlafabteilung zusammen, nur getrennt durch einen Durchgang, der, mit Heizvorrichtung versehen, den heifsen Dampf hierhin und dorthin verteilt. Die übrigen Räume dieser Seite — die sich also südlich

von der zuerst beschriebenen Mittelpartie gruppieren — sind für die Sklaven und Freigelassenen bestimmt, zumeist aber so nett, dass sie Gastfreunde aufnehmen können.

Auf der andern, rechten Seite jenes Tricliniums und dann wieder nördlich von der Mittelpartie gruppieren sich gleichfalls eine Reihe Gemächer, darunter die geräumige Cella für das kalte Bad, in der an zwei gegenüberliegenden Wänden umfangreiche Bassins im Bogen vorspringen. Daneben liegt das Salbzimmer, ein Warmluftzimmer, der Einheizplatz des Bades und dann zwei mehr elegante als kostspielige Cellen. Die letzteren Räume springen bereits wieder nach NW vor. Mit ihnen hängt, nach SW schauend, ein wunderbares warmes Bassin zusammen, von dem aus man beim Schwimmen das Meer erblickt, und nicht weit davon liegt das Ballspielzimmer, das die gröfste Wärme erst dann bekommt, wenn der Tag sich neigt. Hier erhebt sich auch ein sogenannter Turm, ein Gebäude mit Oberstock, von dem aus — es enthält ein Speisezimmer — man ein weites Stück des Meeres, die lange Linie des Ufers und die lieblichsten Villen überschaut.

Weiter nördlich, von den beschriebenen durch den Gemüsegarten getrennt, liegt eine andere Gruppe von Räumen. Von diesen dehnt sich nach N eine bedeckte Galerie (Cryptoporticus) aus, ein beinahe staatlicher Bau. Auf beiden Seiten sind Fenster, und zwar auf der Seite des Meeres, wo sich eine von Veilchen duftende Anlage (Xystus) befindet, doppelt soviel als auf der Seite des Baumgartens, der mit Maulbeer- und Feigenbäumen bewachsen ist. Die ihn umgebende Fahrbahn (Gestatio) ist von Buchsbaum und, wo dieser nicht fortkommt, von Rosmarin eingeschlossen. Die innere Einfassung der Fahrbahn bildet ein weicher und schattiger Weingarten. Am Anfange der Anlage und des Cryptoporticus, also an

dessen nördlichem Ende, ist eine Gartenwohnung, meine Wonne, denn ich habe sie selbst angelegt. In dieser hat die Sonnenstube (Heliocaminus) auf der einen Seite die Anlage, auf der andern das Meer, auf beiden die Sonne; in dem Gemache daneben springt mitten in der Wand ganz reizend ein Kabinett (Zotheca) zurück, das, je nachdem die Scheiben und Vorhänge vor- oder zurückgezogen werden, bald zum Gemache hinzugefügt,

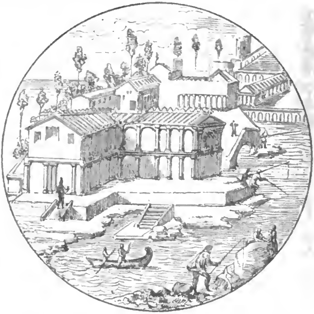


Fig. 13. Römischer Landsitz. Wandbild (nach Roux).

bald abgetrennt wird. Es fasst ein Sopha und zwei Lehnstühle: zu den Füfsen hat man das Meer, im Rücken Villen, am Kopfe Wälder. In Verbindnng mit diesen Räumen steht ein Schlafzimmer für die Nacht. Hier merkt man nicht die Stimmen der Sklaven, nicht das Brausen des Meeres, nicht das Sausen der Stürme, nicht das Leuchten der Blitze und nicht einmal den Tag, wenn die Fenster nicht offen sind. Ein dazwischen liegen-

der Gang (Andron) scheidet nämlich die Wand des Schlafzimmers und die des Gartens und erstickt so jeden Ton. Durch ein enges Fenster wird dem Schlafzimmer aus dem sehr kleinen Heizraume daneben je nach Bedarf Wärme zugeführt. Ein Vorgemach und ein Gemach

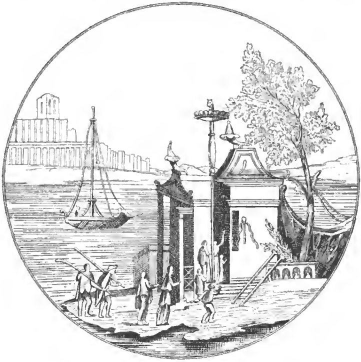


Fig. 14. Ländliches Heiligtum. Wandbild (nach Roux).

erstrecken sich in die Sonne. Wenn ich mich in diese Gartenwohnung zurückziehe — erzählt unser Begleiter — so glaube ich auch meiner Villa entrückt zu sein, und grofses Vergnügen empfinde ich darüber besonders an den Saturnalien, wenn der übrige Teil des Hauses von der tollen Lust und dem Lärm des Festes widerhallt. Dann störe ich die Meinigen nicht in ihrem Scherze und sie mich nicht in meinen Studien. — Auf

diesem Landhause ist alles leicht zu haben. Holz liefern zur Genüge die nächsten Wälder. Den übrigen Bedarf schickt Ostia. Für einen einfachen Menschen genügt auch das nahe Dorf. Dort befinden sich drei öffentliche Bäder, eine grofse Bequemlichkeit für den Fall, dass ein plötzlicher Besuch oder die Kürze der Frist das Bad im Hause zu heizen nicht zweckmäfsig erscheinen lässt. Das Meer ist allerdings nicht reich an kostbaren Fischen, doch giebt es sehr gute Zungenfische und Krabben her. Die Villa liefert aber auch andre Erzeugnisse, vor allem Milch; dort kommt das Vieh von den Weiden zusammen, wenn es Wasser und Schatten aufsucht.

Vornehmer noch war die Villa des Plinius in Etrurien. Sie lag in sehr gesunder Gegend, so dass man viele Grofsväter und Urgrofsväter von jungen Männern hier sehen und alte Geschichten hören konnte. Die Villa zieht sich, zum grofsen Teil nach Süden gerichtet, am Fufse eines Hügels hin. Weit hinter sich hat sie den Apennin. Vor dem breiten und langen Porticus ist eine Anlage (Xystus), die durch Buchsbaum in sehr viel Felder zerlegt wird. Dann folgt eine sanft geneigte Rabatte, auf der mit Buchsbaum Tiergestalten wechselseitig gegenüber angebracht sind: auf dem ebenen Boden wächst Akanthus. Diesen umzieht eine mit kurzgehaltenen und mannigfaltig verschnittenen Sträuchern eingeschlossene Promenade (Ambulatio). Auf diese folgt eine Fahrbahn in der Form eines Circus, die vielgestaltigen Buchsbaum und niedrig gehaltene Bäumchen umzieht. Alles ist von einer mit Buchsbaum stufenweise bewachsenen Mauer umgeben. Dann kommt eine schöne Wiese, weiterhin Felder und viele andere Wiesen und Baumpflanzungen. Auch diese Villa verlohnte eine eingehende Musterung. Wie reizend ist allein die in der Mitte des Porticus einwärts springende Wohnung, die einen kleinen, von

vier Platanen beschatteten Platz umgiebt. Die Lieblichkeit der gedeckten Wohnungen übertrifft aber bei weitem die Rennbahn, der Hippodromos. Er ist von Platanen umgeben, die Epheu umrankt und einer Guirlande gleich mit einander verbindet. Zwischen sie ist Buchsbaum gepflanzt. Auf der Aufsenseite umgiebt den Buchsbaum noch ein Kranz von Lorbeerbäumen. Der Halbkreis am Ende wird von Cypressen umzogen und beschattet. In die innern Bahnen aber fällt das reinste Tageslicht. Deshalb blühen dort auch Rosen. Auf der zweiten Langseite scheiden sich wieder mehrere Wege, durch Buchsbaum getrennt. Hier tritt eine kleine Wiese, da der Buchsbaum selbst dazwischen, in eine Unzahl von Figuren angeordnet, bisweilen in Buchstaben, die bald den Namen des Herrn, bald den des Künstlers nennen. Abwechselnd erheben sich kleine Spitzsäulen und sind Obstbäume eingefügt, was der ganz städtischen Anlage ländlichen Charakter verleiht. Am Kopfe des Hippodroms befindet sich ein marmornes Ruhelager, beschattet von Weinrebe, die sich an vier Säulen emporrankt. Aus dem Ruhesitze fliefst, gleichsam ausgepresst durch

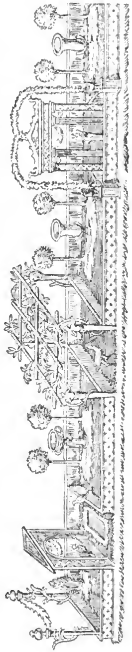


Fig. 15. Römische Gartenanlage. Wandbild.

die darauf ruhende Last, Wasser in Röhren in ein Marmorbecken. Figuren von Schiffen und Vögeln, die hier schwimmen, können ein leichteres Mahl tragen. In der Nähe springt eine Fontäne. Dem Ruhesitze gegenüber schaut aus den Büschen ein marmornes Gemach heraus. Ein eingebautes Kabinettchen enthält ein Ruhelager. Hier herrscht Dämmerlicht. Denn üppige Weinrebe umrankt das Haus bis zum Dache. Man liegt hier wie im Walde. Auch hier sprudelt eine Quelle, wie auch an den Marmorsesseln, die an verschiedenen Orten zum Ausruhen einladen. Durch den ganzen Hippodrom rieseln, in Röhren geleitet, Bäche und gehen, wohin die Hand sie führt. (Fig. 15.)

3.



Fig. 16. Leser auf einem Klappstuhl.

II.

Bewegliche Habe.

Wie wir in der germanischen Königshalle und im altsächsischen Bauernhause die Grundzüge des altgriechischen Wohnhauses wieder erkennen, so hat auch die innere Ausstattung sich innerhalb jener Grenzen wenig verändert. Sie war in altgriechischer Zeit auf das Notwendigste beschränkt, auf Stühle, Bänke, Tische, Betten und Laden oder Truhen. Am Morgen lässt bei Homer Eurykleia die Sitze mit Purpurteppichen belegen. Polstermöbel hat das Altertum zu keiner Zeit gekannt. Die Sitze haben in der Hauptsache drei Formen. In einer Anwandelung von Schwäche sucht Penelope einmal den ersten besten Sessel ohne Lehne (Diphros) zu erreichen. (Fig. 17.) Ein andres Mal setzt man ihr neben das Feuer die Klisie (sonst Klismós), einen jener bequemen, namentlich bei Frauen beliebten, gewöhnlich geschweiften Lehnstühle — z. B. auf Fig. 18 und andern — auf dem sie zu sitzen pflegt. Ihn hatte Ikmalios aus Silber und Elfenbein gedrechselt. Unter den Füfsen des Lehnstuhls war,

an ihm selbst festsitzend, eine Fufsbank angebracht. Auf den Sitz wird ein grofses Vliefs geworfen. Die wuchtigen Sessel mit Seiten- und hohen Rückenlehnen kamen gewöhnlich an eine Wand oder Säule zu stehen. Sie sind der Ehrenplatz der Herrschaft und der Gäste. Telemach führt die als Mentes auftretende Athene zu einem dieser mit silbernen Nägeln beschlagenen Thronoi (Fig. 19) und heifst sie sich setzen, nachdem er ein leinenes, kunstvolles Tuch untergebreitet hat. Unter dem Thronos war ein Schemel für die Füfse. Daneben stellt Telemach einen buntverzierten Klismos für sich selbst. Getrennte Sitze und ein eigner Tisch für jeden beim Essen wird wie bei Homer so auch in der Germania des Tacitus erwähnt. Homer redet von einem wohlgeglätteten Tische mit blau emaillierten Füfsen und von silbernen Tischen. Neben runder scheint viereckige Form in Gebrauch gewesen zu sein. Von den Schlafbetten wird im IV. Abschnitt die Rede sein. Orientalischem Einflusse ist die Verbreitung der Klinen in späterer Zeit und insbesondere ihre Benutzung als Speisesophas zuzuschreiben. Zu gröfserer Bequemlichkeit wurden sie mit einer Kopflehne versehen und glichen, mit Polstern belegt, unsern Chaises longues. Doch gab es



Fig. 17. Penelope trauernd.
(Diphros, Arbeitskorb, Fussbank.)

auch Lager mit Lehnen auf zwei Seiten. Die unsern Sophas entsprechende Form scheint erst in alexandrinischer Zeit aufgekommen zu sein. Diese Kline war ein Universalmöbel. Sogar bewegliche Sophas scheint es gegeben zu haben entsprechend den häufig vorkommenden Klapp- oder Feldstühlen. (Fig. 16.) Wie im Mythos oft jemand auf einem wilden Tiere reitet, so lagert sich jetzt der Mensch auf die tierfüfsige Kline, sitzt auf dem tierfüfsigen Stuhle.

Gilt es, sich für einen Besuch zu schmücken oder für eine Reise zu rüsten, so werden wie in unserm Mittelalter die Truhen geöffnet. So öffnet Achilleus den Deckel der schönen, kunstvollen Lade (Chelós), die ihm seine Mutter gefüllt hat mit Leibröcken, Mänteln und wollenen Decken. Darin liegt auch der kunstvolle Becher. Menelaos steigt in das duftige Gemach hinab mit Helena und Megapenthes, dahin, wo die Kleinodien liegen. Dort nimmt er einen Becher, Helena aber tritt zu den verschliefsbaren Truhen mit den bunten, von ihr selbst gefertigten Gewändern.

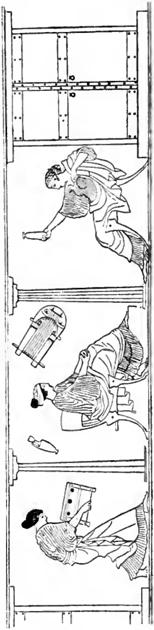


Fig. 18. Frauen im Peristyl.

(Fig. 21.) Arete legt herrliche Geschenke in eine schöne Lade und spricht zu Odysseus: „Sieh nur selbst den Deckel nach und leg den Knoten daran, damit dich niemand auf der Reise beraube!“ Zur Ausstattung des Frauengemachs gehören vor allem Körbe. Helena besitzt einen solchen aus Silber mit goldenen Rändern.

Der gutsituierte Vater des Demosthenes hinterliefs einen Besitz im Werte von 14 Talenten. Davon kamen auf das Haus 3000 Drachmen, auf das Hausgerät, die Trinkgefäfse, das goldene Geschirr, die Kleidung der Eltern und der zwei kleinen Kinder und den Schmuck der Mutter 10000 Drachmen. In einer gewöhnlichen Bürgerfamilie werden Goldsachen und Kleidungsstücke auf 1000 Drachmen berechnet. Gegenüber den mykenischen Funden liegt kein Grund mehr vor, die Angaben Homers über reichen Besitz an Gefäfsen aus edlem Metall zu bezweifeln. Dagegen scheinen in späterer Zeit manche Fürsten verhältnismäfsig arm daran gewesen zu sein. Soll doch König Philipp eine kleine goldene Schale immer unter dem Kopfkissen gehabt haben. Auch der weniger Bemittelte besafs gern gutes Geschirr. Bei festlichen Gelegenheiten genierte man sich nicht, solches zu borgen. Manche halfen sich mit Lug und Trug. Einer, der nur für eine Drachme Silbergeschirr besitzt, ruft seinem Diener zu: „Trag nicht Wintergeschirr auf, sondern Sommergeschirr!“ Ein junger Mann schenkt seiner Geliebten billiges Geschirr, darunter ein Kühlgefäfs „dünner als Philippides“.



Fig. 19. Thronos. Zeusmünze von Elis.

Als Ischomachos (S. 11) einst etwas verlangte und seine junge Frau es ihm nicht gleich geben konnte, war sie schwer betroffen und errötete. Der Gemahl aber tröstete sie und gab sich selbst die Schuld, weil er ihr noch nicht gezeigt habe, wo alles liegen müsse. Auf einem grofsen phönizischen Schiffe hat er die musterhafte Ordnung bewundert. Sollte sie nicht erst recht in einem Hause möglich sein, wo grofse Behältnisse für alles abgeteilt sind? Wie schön muss es sein, wenn das Schuhwerk nach der Reihe daliegt, wie schön, wenn



Fig. 20. Kline. Ruhe nach der Arbeit.

man die Gewänder geschieden sieht, die Decken, das eherne Geschirr, das Tischgerät und — worüber ein Geck am meisten spotten könnte — die Töpfe! Ischomachos führt seine Frau nun durch das ganze Haus. Dann scheiden sie die bewegliche Habe in Gruppen. Zuerst wird zusammengestellt, was man beim Opfern braucht, also die Dreifüfse, die, oft kunstvoll geschmückt, im ganzen Altertum eine so grofse Rolle spielen, Tragaltäre zum Verbrennen des Weihrauchs, Weihrauchbehälter, Schalen zum Spenden, Messer, Beile, Bratspiefse, Getreideschwingen und Gefäfse für Oel und Wein und zum Auffangen des Blutes. Darauf ordnen sie den Frauenschmuck für Feste,

Männerkleidung für Feste und Krieg; Teppiche im Frauenhause und Teppiche im Männerhause; Fufsbekleidung für Frauen und Fufsbekleidung für Männer. Eine Gruppe bilden die Waffen — Schwerter, Lanzen und Schilde — zum Teil in Ueberzüge gehüllt, dazu Gestelle zum Auflegen der Schilde, Kober für Lebensmittel u. dgl.; eine andere Gruppe die Werkzeuge für die Wollarbeit, eine andre die für die Brodbereitung, darunter ein Gerät, das zum Rösten des Getreides, besonders der Gerste, dient, das Phrýgetron, ferner Mörser, in denen man vielfach auch Getreide stampfte. Zum Sieben des Mehles dienten verschiedene Geräte aus Binsengeflecht, feiner Leinwand oder auch Wolle. (Fig. 22.) Backtröge waren gewöhnlich aus Stein oder Thon. Der Teig wurde auf einem Backbrette geformt und mit ruderartigen Backschaufeln in den Backofen geschoben. Man buk Brod auch im Klíbanos, einem Gefäfse, durch dessen Löcher die Hitze gleichmäfsig ins Innere drang. Eine weitere Gruppe bilden die Geräte zum Schlachten und Kochen: die Fleischmesser, Fleischhaken, Fleischtische, Fleischwagen, Kohlenkörbe, Schürhaken, Roste und die Bratspiefse mit ihren Gestellen. Wer kann all die Namen der Töpfe und Tiegel angeben, die zum Teil an den Wänden aufgehängt wurden! Für sich wird auch das Badegerät gelegt: die Badewannen und die verschiedenen Gefäfse für Fufsbäder, die Kessel, die Salbfläschchen und Striegeln und die Feuerbecken. Solche sind in



Fig. 21. Truhe.

Pompeji erhalten. Die mit erhöhtem Rande umgebenen Platten werden mit Ziegel- oder Bimsteinstücken bedeckt, darüber wird ein eiserner Rost und auf diesen wieder die glühende Kohle gelegt. Aufser den tragbaren Oefen, die namentlich auch in den Speisesälen Verwendung fanden, gab es festungsartige Apparate zum Sieden des Wassers, auf denen man auch Speisen warm halten konnte.

Das alles scheiden die jungen Eheleute sorglich. Das Ehegemach, an sicherer Stelle angelegt, beherbergt das Wertvollste an Teppichen und Geräten, die trocknen Räume das Getreide, die kühlen den Wein, die hellen die Geschäfte und die Geräte, die Licht nötig haben. Für sich kommt, was man immer und was man für Schmausereien braucht. Besonders teilen sie ab, was



Fig. 22. Sieben des Mehls.

für einen Monat und was für ein Jahr berechnet ist. Darauf weisen sie die Diener an, wohin sie das zum täglichen Brodbacken, Kochen, Weben u. s. w. Nötige legen und dass sie es unversehrt erhalten sollen. Was aber zu Festen oder von Zeit zu Zeit gebraucht wird, das übergeben sie der Schaffnerin, zählen alles ab und schreiben es auf und sagen ihr, sie solle sich merken, wem sie etwas gäbe, und es bei der Ablieferung wieder an seine Stelle legen.

Gleich peinlich wird die Sauberkeit in diesem Hause gewesen sein. Bei andern gab es gründlich rein zu machen, wenn Besuch erwartet wurde. „Bringt Besen her

und einen Stecken!“ schallt in einem solchen Falle die Stimme des Herrn oder der Schaffnerin durch das Haus, „damit ich die hässlichen Spinnweben an Thür und Wand zerstöre. Schnell eine Giefskanne mit Wasser, den Boden gesprengt und gekehrt!“ Mit Scheltworten entfernt sich der grobe Hausherr, um für seinen Geburtstagsschmaus einzukaufen. „Du machst das Haus blank,“ herrscht er die Sklaven an, „du stellst die Sophas zurecht und belegst sie mit Polstern, du reinigst das Silberzeug und setzest es auf! Sorgt, dass ich alles gesprengt, gefegt, gewischt, gedeckt, geputzt, geordnet finde! Es sieht aus, als ob man unter Schweinen lebte. Wenn nicht jedes Gerät an seinem Platze liegt, so will ich euch einen Denkzettel aus Ochsenleder geben!“ Im Hause des Geizhalses sind die Silberbehälter vermorscht und die Schlüssel verrostet. Und wie sieht es in der Wohnung der gewöhnlichen Hetären aus! Sie, die draufsen so elegant gekleidet gehen, leben zu Hause im Schmutz. Bei den ganz Armen dient als Bett eine Binsenstreu voller Wanzen, als Kopfkissen ein Stein, zum Zudecken eine vermoderte geflochtene Decke, als Sitz der Hals eines zerbrochenen Kruges, als Backtrog die zerbrochene Rippe eines Fasses.

Bei den Römern hatten patriotische Männer vergebens das Einbrechen des Luxus zu hindern gesucht. Der ältere Cato liefs Kleider, Fuhrwerk, Frauenschmuck und Hausgerät auf das Zehnfache einschätzen, sobald der Preis eines Stückes eine gewisse Summe überstieg. „Wer das Haus betritt,“ sagt Seneca, „möge vielmehr uns bewundern, als unser Hausgerät. Grofs ist der, der thönerne Gefäfse so benutzt wie Silber; jedoch ist der nicht geringer, der Silber so benutzt wie thönernes Gefäfs.“ Der irdene Topf gilt überhaupt als ein Merkmal alter Einfachheit. Die augusteischen Dichter gefallen sich in

der Schilderung der Zeit, wo man sich nicht schämte, auf Stroh zu schlafen und ein Bündel Heu unter das Haupt zu schieben. Farben der alexandrinischen Kunst trägt Ovid auf in der Geschichte von Philemon und Baucis. Es fehlt aber auch nicht an noch naturalistischeren Bildern. Da flickt eine Alte einen Becher mit Pech wieder zusammen. Wie sie ein Gefäfs von der Wand langt, geht der Nagel mit heraus. Sie setzt einen Topf an den Herd und hebt mit der Gabel ein Bündel vom Fleischhaken (carnarium). Sobald sie den Faden gelöst hat, schüttet sie einen Teil des Gemüses auf den Tisch und befiehlt einem Anwesenden, es sorgfältig zu reinigen. Als sie dann mit der Gabel ein Stück Fleisch wieder an den Haken hängen will, bricht der morsche Stuhl, und sie stürzt über den Herd. Bei andern deckt kein Pfühl, auch kein leerer, die zerbrochene Bettstelle, morsch und mit abgerissner Schnur liegt der Bettgurt da. Das ganze Elend eines solchen Haushalts enthüllt sich bei einem Umzuge: „O Schmach des ersten Juli! Ich sah, Vacerra, deine Habseligkeiten. Da ging die dreifüfsige Pritsche und der zweifüfsige Tisch und mit der Lampe und dem hölzernen Krater ein zersprungener Topf. Unter dem grün angelaufenen Kupferherde lag der Hals eines Krugs.“ Einem andern verbrennt sein bisschen Hab und Gut, ein Bett, selbst zu klein für seine Gattin Procula, und sechs Krüglein, die Zierde des Büffetts (abacus), und unter diesem ein Henkelbecher und ein ruhender Chiron. Ein alter Kasten bewahrte die griechischen Bücher, die die Mäuse benagten. Nichts besafs Codrus: und doch verlor er auch dieses Nichts ganz und gar.

Solcher Bettelarmut tritt der üppigste Luxus auch in der Ausstattung der Wohnungen gegenüber. Durch die Sucht, kostbare Kunstgegenstände aufzuhäufen, ist Verres sprichwörtlich geworden. Dem Pamphilus aus Lilybaeum

nahm er eine Hydria von grofsem Gewicht, kunstvolle Handarbeit des Boethos, ein Gefäfs, das jener von seinen Vorfahren geerbt hatte und an Festtagen und bei der Ankunft von Gastfreunden zu benutzen pflegte. Dem Schwiegersohne dieses Mannes entführte er alle Gefäfse, wie sie auf dem Schautische (Fig. 23) ausgestellt waren. Welches Weinen der Frauen bei solchen Verlusten, wenn ihnen entrissen wurde, was sie zum Gottesdienste brauchten, was immer in der Familie gewesen war! Von vielen Geräten rissen des Verres Leute die aufgelöteten ciselierten Zieraten und die eingesetzten Reliefstreifen ab, und er selbst befestigte das, was er den Schüsseln und Weihrauchfässern ausgebrochen hatte, so fein an goldene Becher und setzte es so passend in goldne Trinkschalen ein, dass es dafür bestimmt zu sein schien. Zu einer wahren Leidenschaft wurde bei vielen die Vorliebe für die sogenannten korinthischen Gefäfse. Der jüngere Plinius hat einmal eine solche Bronze gekauft. „Ich verstehe," sagt er, „vielleicht in jeder Beziehung, aber gewiss in dieser sehr wenig; indes dieses Erzbild glaube auch ich zu verstehen. Es stellt einen nackten, alten Mann vor: die Knochen, Muskeln, Sehnen, Adern und Runzeln sind sichtbar, als ob er atmete, spärlich ist das Haar, breit die Stirn, schmal das Gesicht, mager der Hals, die Schultern hangen herab, die Brust ist flach, der Leib eingefallen. Das Erz ist, wie die Farbe zeigt, alt." Plinius hat es gekauft, nicht um es zu Hause zu haben — er hat überhaupt noch keine korinthische Bronze — son-



Fig. 23. Etruskischer Schautisch.

dern um es in einem Tempel seiner Vaterstadt aufzustellen.

Die Sucht, den Kunstliebhaber zu spielen, ergriff bald auch den Habenichts. In einem der grofsartigen Verkaufsläden entblöfst er die Tischplatten von den schützenden Hüllen und lässt sich das mit Oel eingeriebene Elfenbein zeigen. Und nachdem er viermal ein mit Schildpatt ausgelegtes halbrundes Speisesopha für sechs Personen gemessen hat, seufzt er, dass es für seine Tische aus Thyenholz (citrus) nicht grofs genug sei. Er beriecht die korinthischen Bronzen, ob sie echt sind, und findet zu tadeln an Statuen des Polyklet. Er bedauert, dass die Gefäfse aus Bergkrystall einen Fehler haben, und stellt zehn Murrengefäfse (aus einer Art Achat) von hohem Werte auf die Seite. Er wägt altertümliche Körbe ab und Pokale, die von der Hand des Mentor mit staunenswerter Natürlichkeit ciseliert sind. Nachdem er noch die Edelsteine und Schmucksachen gemustert hat, entfernt er sich müde um die 11. Stunde mit zwei Bechern, die er für einen As erhandelt hat. Den Zorn der Moralisten erregen neben den murrina die Krystallgefäfse, deren Zerbrechlichkeit den Wert erhöht. „Natürlich,“ ruft einer aus, „würde der Luxus nicht teuer genug zu stehen kommen, wenn man sich nicht aus massigen Edelsteinen zutränke.“ Zugleich wird die Vorliebe für uraltes Hausgerät gegeifselt. Horaz redet spottend von einem Näpfchen, das schon Euander in der Hand gehabt, und von einem Becken, in dem sich Sisyphos die Füfse gewaschen habe. Als besonders unsinnig erschien schon den Alten der Luxus der Tische. Cicero — in dessen Zeit solche Tische aus Thyenholz mit der geschätzten reichen Maserung aufkamen — besafs einen für über 100 000 Mark, Asinius Pollio einen für über 200 000 Mark, die Cetheger einen für über 300 000 Mark. Und solcher Tische mit

elfenbeinernem Fufse hatten manche nicht wenige. Welch herrliche Erzeugnisse daneben die Kunst hervorbrachte, sieht man an den marmornen Anrichtetischen in Pompeji.

Je mehr der Geschäftsverkehr zunahm, desto mehr verbreiteten sich auch die Rechentische. Ein solcher stand z. B. vor dem Bett des jüngeren Cato. Besondere Schreibtische hat das Altertum nicht gekannt. Auch ein Sophokles stützte beim Schreiben die Tafel auf die Knie oder auf die Lehne der Kline. Von Sitzgeräten finden



Fig. 24. Schuhmacherwerkstatt.

wir in Rom dieselben Spielarten wie in Griechenland, hier die Bank, auf der die Diener gereiht sind, dort Sessel ohne Lehne (sellae) für vorübergehendes Verweilen. Auch in Rom sitzt nach der Väter Weise der Hausherr auf einem thronförmigen Stuhle, dem solium. Dem Besuche wird der bequeme Lehnstuhl, die cathedra, hingestellt. Wie behaglich und graziös ruht z. B. Agrippina, oder wer immer die öfter sitzend dargestellten Frauengestalten sind, auf einem solchen Stuhle! Truhen, Laden u. dgl. finden sich überall, Wandschränke, armaria (S. 28), auch in der Küche. In Schränken stehen wie bei den

Griechen die Becher und liegen die Sandalen. Doch stellte man Schuhwerk u. dgl. auch auf hölzerne Regale. (Fig. 24.) Im Hause des Trimalchio sehen wir einen grofsen Schrank: in dessen Kapellchen stehen silberne Laren, ein marmornes Bild der Venus und eine nicht kleine goldne Büchse, in der des Hausherrn erster Bart aufbewahrt wird.

Als Schmuck der Wände dienten neben den mannigfachen Zieraten auch in Rom bisweilen die Waffen des Hausherrn. Die Uhren (IV. Abschnitt) waren dazu nicht geeignet. Während man sich in älterer Zeit in Griechenland und Rom mit Handspiegeln begnügte, wurden mit dem Zunehmen des Luxus Wandspiegel für die ganze Figur aus Gold und Silber ciseliert und aufserdem mit Edelsteinen geschmückt. Ein einziger kostete einer Frau mehr als die Mitgift betrug, die in alter Zeit den Töchtern armer Feldherrn vom Staate gegeben wurde. Die Klagen über den Luxus tönen noch nach in den Schriften der Kirchenväter. Clemens aus Alexandria tadelt die silbernen und goldnen Geräte für die Mahlzeiten und zu anderm Gebrauche, die Arbeiten von Cedern-, Thyen- und Ebenholz und Elfenbein, fein ausgearbeitete Dreifüfse, silberfüfsige und mit Elfenbein ausgelegte Ruhelager, mit Gold verzierte und mit Schildpatt ausgelegte Bettstellen, mit Purpur und andern schwer zu beschaffenden Farben getränkte Bettdecken. Niemand würde eine silberne Hacke oder eine goldne Schaufel schmieden. So soll auch für das Hausgerät der Nutzen, nicht die Pracht das Mafs sein. Oder schneidet das Tischmesser nicht, wenn es nicht mit silbernen Buckeln versehen oder das Heft nicht elfenbeinern ist? Erfüllt etwa das Waschbecken seinen Zweck nicht, wenn es thönern ist?

III.

Körperpflege und Tracht der Männer.

Die alten Germanen liebten nach Tacitus das Bad, das kalte in Flüssen und das warme in Wannen. Diese Neigung tritt bei den homerischen Helden weniger hervor. Ein warmes Bad nahmen sie gewöhnlich nur nach den Anstrengungen der Reise und des Kampfes. Rasch sind die Vorbereitungen zu einem solchen Bade getroffen. Von den Dienerinnen der Kirke trägt die eine Wasser und macht ein tüchtiges Feuer unter dem Dreifufse. Sobald das Wasser im blinkenden Erze siedet, stellt sie eine behagliche Mischung her, heifst Odysseus in die Wanne steigen und giefst ihm Wasser über Haupt und Schultern. Wie sie ihn gebadet und mit Oel gesalbt hat, wirft sie ihm die Kleider über. Die jüngste Tochter des Nestor, Polykaste, badet und salbt den bei ihrem Vater einkehrenden Telemach. Ebenso bedienen den Parzival bei Gurnemanz im Bade liebliche Jungfrauen. Unter den Salben wird bei Homer Rosenöl genannt. Hier verrät sich deutlich orientalischer Einfluss. Später brachten phönizische Kaufleute kostbare Salben

aus Babylonien und Assyrien, besonders Narde, Zimmet- und Königssalbe. Fraglich kann nur sein, wieweit der Dichter die homerische Gesellschaft von den Einflüssen des Orients bereits durchdrungen sein lässt. Die Anakten in Mykenae waren es jedenfalls schon in hohem Grade. Z. B. erscheint bei ihnen der Bart, insbesondre der Schnurrbart, wie mit Pomade gewichst. Als Odysseus unter dem Zauberstabe der Athene sich verjüngt, sprosst ihm auch der Bart wieder am Kinne. Fast scheint es, als hätte sich der Dichter hier den Schnurrbart des Helden nach einer Sitte der vorderasiatischen Völker ausrasiert gedacht. Hinsichtlich der Haartracht unterscheidet er allerdings die Achäer, die ihr Haar frei, wenn auch vielleicht nicht in voller Natürlichkeit, herabfallen lassen, von andern Völkern. Indessen erschien später gerade das unmännlich, mit Locken zu prahlen, wie auch, keine Haare auf der Lippe zu haben. An den asiatischen Gegnern der Griechen kennt Homer die künstliche Haartracht, die wir in der Folgezeit auch in Griechenland nachweisen können. Die Haarmassen erscheinen auf archaischen Darstellungen nicht selten wagrecht in Lockenreihen zerlegt, worin sich der Gebrauch von Lockenhaltern verrät. Gleichen die einen Haartouren geradezu Allongeperücken, so zeigen andere Köpfe einen richtigen mit einem Bande umwundenen Zopf (Fig. 25), auch mehrere, die entweder lose auf den Rücken oder über beide Schultern auf die Brust fallen oder, um nicht zu stören, aufgebunden werden (Fig. 26) oder in dieser und jener Weise um den Kopf gelegt sind. Das Haar des Vorderhauptes wird nach vorn gestrichen, wohl auch einmal wie ein Horn festgedreht. Oefter wird die Stirn durch eine Reihe spiralförmiger Löckchen geziert. Um all diese Frisuren schlingen sich Bänder, die auch ganz oder teilweise unter den Haaren verschwinden.

In Griechenland wurde in alter Zeit Flachs höchstens vereinzelt angebaut und hauptsächlich Wolle verarbeitet. Der gewöhnliche Mann begnügte sich beim Arbeiten mit dem einfachsten Kostüm, dem Schurze um die Lenden, den er zu gröfserer Bequemlichkeit badehosenartig zusammenfasste. An einem umfangreichen Ueberwurfe neben dem Schurze oder statt seiner hat es gewiss niemandem gefehlt. In Gebirgsgegenden trug man besonders Felle von Tieren. In den Burgen der Anakten



Fig. 25. Archaische Haartracht eines attischen Epheben.

boten fremde Kaufleute orientalische Stoffe, wohl auch fertige Kleider aus, und kunstgeübte Mägde wetteiferten mit den ausländischen Fabrikanten. Deutlich verrät sich in den homerischen Gedichten der orientalische Einfluss durch das Auftreten des ursprünglich semitischen, dann aber von den Joniern angenommenen linnenen Chitons. Werfen wir zunächst einmal einen Blick in das homerische Frauengemach, wo die Mägde unter der Anleitung der Herrin spinnen oder weben an dem ältesten, aufrechten Webstuhle oder auch schon an dem wagrechten. Man webt immer den für ein Kleid ab-

gemessenen Stoff. Verarbeitet wird auch hier hauptsächlich Wolle. Linnenstoffe bezog man gern aus dem Orient. Indessen fertigen kunstvolles, durch die Anwendung von Oel appretiertes Linnen die Mägde der Arete. Sie erkennt aber auch die Arbeit sofort, die aus ihrer Werkstatt hervorgegangen ist, und Nausikaa zieht selbst mit aus zur Wäsche an den Strand des Meeres. Die Mitglieder der Familie wollen frische Gewänder haben, wenn sie zum Rate oder zum Reigen gehen. Auch steht ja der Jungfrau Vermählung bevor, wo es gilt, in schönen Kleidern zu erscheinen. Denn damit erwirbt man sich Ruhm bei den Leuten.



Fig. 26. Archaischer Bronzekopf aus Olympia.

Auf dem Bettrande sitzend zieht Telemach am Morgen den Linnenchiton an. Es ist ein genähtes Hemd von feinerem oder gröberem Stoffe. Ein lang herabwallender Chiton war und blieb, wo nicht besondere Weichlichkeit sich breit machte, ein Festgewand und die Tracht durch Alter und Würde hervorragender Personen. Dagegen zwang die Rücksicht auf Bequemlichkeit der Bewegung, sich im gewöhnlichen Leben und im Kriege eines kürzeren Chitons zu bedienen. Randstreifen liefen oft um seinen untern Saum oder hielten am Halse die Falten zusammen. Im Hause liefs man das Gewand herabfallen und gürtete es nur, wenn man an beschwerlichere Geschäfte ging, mit dem Zostér, einem kräftigen Riemen. Die Farbe dieser Chitone ist die Naturfarbe des Linnens, das Ideal ein blendendes Weifs. Ein gemusterter Chiton wird im Epos nie erwähnt. Wer blofs den Chiton trug, galt für unbekleidet, für „nicht angezogen“.

Das eigentliche Kleidungsstück ist auch in dieser Epoche der Mantel, unter dem man früher einen Schurz getragen hatte. Jenen Mantel nun, ein Stück Wollstoff, trugen damals die Männer, wie Frauen jetzt ihre Shawltücher tragen, nämlich so, dass die Hauptfläche den Rücken hinunterlag und die Enden symmetrisch vorn über beide Schultern hingen. Erforderlich ist ein Spangen dieses Ueberwurfes an sich nicht; doch empfiehlt es sich denen, die sich schneller bewegen wollen. So spangt Nestor, nachdem er den Chiton angezogen hat, auf der Halsgrube die blut- oder kirschrote doppelte Chlaina, auf der dichtes Wollgeflock sitzt (Fig. 27). Als Obergewand und weil die Wolle zum Färben wohlgeeignet ist, ist die Chlaina farbig, auch gemustert. Da die Sitte ein Kleid über dem Chiton einmal verlangte, so legten Wohlhabendere an wärmeren Tagen einen dünneren Mantel aus farbigem Linnen an, den Pharos. Die Füſse bekleideten lederne, bisweilen verzierte Sandalen.



Fig. 27. Mann in Linnenchiton und Mantel.

Auch in Athen hatte sich im Laufe der Zeit der jonische Linnenchiton eingebürgert. Ebenda artete im 6. Jahrhundert, wie auch anderwärts, die ganze Männertracht in eitles Prunken aus. In den „Rittern“ des Aristophanes konnten die Zuschauer noch den alten athenischen „Michel“ in buntem Gewande mit der sonderlichen Haarform des durch eine goldne Cikade zusammengehaltenen Krόbylos bewundern. Diese neue Bewegung war von den Lydern, deren Hauptstadt das üppige Sardes war, ausgegangen und hatte auch in den dorischen Staaten wie Sparta zur Verweichlichung in der Tracht

geführt. Von hier aber ging auch die Reaktion aus. Nachdem die Perser besiegt waren, kam den Hellenen das Selbstgefühl wieder, und sie erhoben sich zu jener Tracht, die ihre Leibesschönheit nicht beeinträchtigte, sondern erst recht zur Geltung kommen liefs. Den langen Linnenchiton, der dem Männerkörper etwas Frauenhaftes gab und einen wirksamen Schutz gegen die Witterung doch nicht bot, gab man für den gewöhnlichen Gebrauch jetzt auf und umhüllte den blofsen Körper mit dem umfangreichen Mantel (Himation). In dieser Tracht sehen wir z. B. auf der Grabstele des Alxenor den Alten, der, auf den Stock gestützt, seinem aufspringenden Hunde eine Heuschrecke hinhält. Auch auf dem Parthenonfriese sind die männlichen Gestalten, die ein Himation tragen, in der Regel mit keinem andern Gewandstück bekleidet. Man scheint also nach der Zeit des weichlichen Prunks in der That Ernst mit der Abhärtung gemacht zu haben. Während jedoch den Spartanern ein kurzer, aber oft doppelt umgelegter Mantel, die alte Chlaina, als einziges Kleidungsstück für Sommer und Winter diente, wechselten die Athener die Tracht nach der Jahreszeit. Im Frühling kündet die Schwalbe, dass man die dickwollene Chlaina verkaufen und sich einen dünneren Mantel anschaffen muss; im Winter wünscht ein jeder einen dicken Chitoniskos unter den Mantel zu ziehen. Wollene Chitone hatte man gewiss auch während der Herrschaft der linnenen gefertigt, und bald gehörte es wieder zur guten Sitte, jederzeit einen Leibrock unter dem Mantel zu tragen. Doch fehlte es in Athen nicht an solchen, die in bewusstem Gegensatze dazu sich spartanisch kleideten. Das waren teils Freunde Spartas, Abhärtungsfanatiker, teils Leute, die sich im Absonderlichen gefielen. Wie Sokrates trugen diese Tracht die Cyniker und andre Philosophen. Auch der

arme Schlucker konnte so, wenn er in einem groben, abgeschabten Mantel, dem Tribon oder Tribonion, einherging, sich noch etwas auf seine Einfachheit zu gute thun.

Zur unmittelbaren Bekleidung des Körpers dient in dieser Zeit sehr häufig ein Stück Wollstoff, das so an der linken Seite entlang gelegt wird, dass die beiden Blätter quer über die Vorder- und über die Hinterseite zu liegen kommen. Fasst man sie auf der linken und auf der rechten Schulter zusammen, so ist die linke Seite geschlossen, die rechte noch offen. Sie kann aber gleichfalls an der untern Hälfte zeitweilig oder dauernd geschlossen werden. Hierbei kann wieder die Nestelung auf der rechten Schulter unterbleiben. Dann fallen zwei Zipfel des Stoffes vorn und hinten hinab, der rechte Arm und die rechte Brust bleiben frei. Diese Art des Chitons heifst auch Exomís und ist die gewöhnliche Tracht der arbeitenden Bevölkerung. Das so gelegte und gespangte Tuch konnte auch wieder zur fertigen Bluse mit Armlöchern oder auch Halbärmeln werden und wurde dann als anständiges Hauskleid und beim Ausgehen unter dem Mantel getragen (Fig. 28).



Fig. 28. Knabe den Chiton gürtend.

Auf schönen Umwurf des Mantels legte man nunmehr grofsen Wert. Ihn über den Rücken breitend, so dass das eine Ende vorn über die linke Schulter fällt, zieht man das andre über oder unter dem rechten Arme durch, um es je nachdem wieder über die linke Schulter oder auch über die rechte zu werfen. In dieser Tracht spricht sich die Würde und das Selbstgefühl des Mannes

am besten aus (Fig. 29, ohne Chiton). Ein zu langer Mantel erregt im gewöhnlichen Verkehr Anstofs. Mit mehr Berechtigung schleppt der Elegant auf Hochzeiten und anderen Festen die Chlanís, ein feines, oft weifses Oberkleid, auf dem man jedes Fleckchen wahrnimmt. Wenn auch die Männer in der Regel naturfarbene Gewänder trugen, so legten doch Stutzer auch ohne festliche Veranlassung gefärbte, besonders purpurne Kleider an. Der Eitle vertauscht den noch brauchbaren Mantel mit einem neuen, wie er sich auch mit Salbe, nicht mit Oel einreibt. Dem Knauser bedeckt der Mantel nicht einmal die Schenkel; er verlangt aber, dass ihn der Walker recht stark mit der weifsen Erde einreibe, damit er nicht so schnell schmutzig werde. Da er keinen zweiten Mantel hat, hockt er inzwischen zu Hause. Aus einer winzigen Lekythos salbt er den ganzen Körper. Der Widerliche trägt über seinem dicken Kittel einen dünnen, fleckigen Mantel. Die Körperpflege vernachlässigt er gänzlich: seine Zähne sind schwarz und zerfressen und die Glieder mit bösartigen Wunden bedeckt.


Fig. 29. Sophokles im Mantel.

Ueber seine Schuh hören wir einen Alten poltern, dem der Gerber schlechtes Leder verkauft hat. Kaum

einen Tag getragen, sind sie breitgetreten, dass er förmlich darin schwimmt. Es gilt für bäurisch, zu weite oder mit gewöhnlichen Nägeln beschlagene Schuhe zu tragen. Der Spiefsbürger hat Schuhe mit geflickten Sohlen, die er mit Selbstbewusstsein hart nennt wie Horn. Zwischen den Schuhen (Embades), unter denen zur Zeit des Aristophanes besonders gebräuchlich die „Lakonerschuhe“ waren, und den blofsen Sohlen, die mitunter Einlagen von Kork enthielten, gab es eine ganze Reihe Zwischenglieder. Zu Hause trugen die Griechen überhaupt keine Fufsbekleidung, manche nicht einmal auf der Strafse. Dass Sokrates zum Gastmahle des Agathon der Sitte gemäfs mit Blautai, eleganten Sohlen, ging, war eine Ausnahme. Hinwieder sehen wir einen kränklichen Alten in Filzschuhen und mit einem Filz auf dem Kopfe zu Hause sitzen. Ein runder Filz ist zugleich die ständige Kopfbedeckung der Schiffer und gewisser Gewerbtreibender, namentlich der Schmiede. Zum Schutze gegen schlechtes Wetter dient sonst eine Lederkappe. Für die Ausfahrt rüstet man sich mit einer besondern Kleidung, die auch die Epheben tragen. Ein Stück Zeug, die Chlamýs, wird umgenommen und entweder auf der Halsgrube oder auf der rechten Schulter genestelt. Auf dem Parthenonfriese tragen einzelne Jünglinge unter der Chlamys den gegürteten Chiton. Das Haupt des Reisenden bedeckt ein thessalischer Hut, der Pétasos, ein runder Kopf mit breiter, oft auf zwei oder vier Seiten bogenförmig ausgeschnittener



Fig. 30. Mann aus dem Volke.

Krempe. Gehalten wird er durch den Sturmriemen, wenn er nicht auf den Rücken hinab hängt (Fig. 31). Den Fufs schützen hoch hinaufreichende Stiefel, die Endromides, die vorn geschnürt werden und sich von den Kothornoi nicht wesentlich unterscheiden.

Die Epheben sind die Blüte des männlichen Geschlechts. In ihrer Darstellung zeigt sich das griechische Schönheitsideal am deutlichsten. Zur körperlichen Schönheit gehört vor allem Gröfse. Die Stirn wird bisweilen durch Binden verkürzt. Der Gesichtswinkel des griechischen Profils ist keine Uebertreibung der Kunst. Die Augen erscheinen bald blau, bald feurig und dunkel, bald schmachtend. Unter der kurzen Oberlippe öffnet sich sanft der Mund. Prächtig geformt ist das runde Kinn. In der Blütezeit Griechenlands begann man die Stilisierung von Bart und Haar zu verschmähen, doch erzeugten Alter, Stand und Geschmack manche Unterschiede. Am dritten Tage der Apaturien wurde in Athen dem mannbaren Knaben die jugendliche Haarfülle genommen und einer Gottheit geweiht. Schon die Rücksicht auf die gymnastischen Uebungen verlangte anliegendes Haar. Solche Haartracht zeigt der Hermes des Praxiteles (Fig. 32). Bei andern erscheint das Haar schlicht, bei andern wieder krausgelockt. Nur weichliche Jünglinge tragen lange Locken. Sich zu oft das Haar scheren zu lassen, zeugt bei älteren Leuten von Eitelkeit, bis auf die Haut scheren läfst sich nur der



Fig. 31. Jüngling mit Chlamys und Petasos.

Filz. Schlicht, aber am Ende gelockt, fällt dem würdigen Manne das Haar bis auf den Nacken. Majestätische Haarfülle umwallt den Zeus von Otricoli, der auch ein Muster männlichen Vollbartes zeigt (Fig. 33). Auch in Athen waren die jungen Leute stolz auf den ersten Anflug von Bart. Hingegen zupften Weichlinge ihn aus,



Fig. 32. Hermes des Praxiteles.

um jünger zu erscheinen. Den Bart lang wachsen zu lassen, war spartanische Sitte, und gewisse Philosophenschulen glaubten, dass in einem struppigen Barte und überhaupt vernachlässigtem Aeufseren ein wesentliches Stück der Philosophie beruhe. Doch liebten auch Platon und seine Schüler, während sie das Haupthaar sich kürzen liefsen, den Bart in ganzer Länge zu tragen. Die

Form des Backen- und Kinnbartes ist sehr verschieden. Bald finden wir spitzere, bald rundere Form, eine Art Knebelbart, jedoch nie allein einen Schnurrbart. Seit Alexander dem Grofsen wurde es Mode, keinen Bart



Fig. 33. Zeus von Otricoli.

zu tragen. Ob hier das Heer des Fürsten einen Einfluss übte oder die Sitte Aegyptens und Asiens nachgeahmt ward, ist zweifelhaft.

Schon in der Zeit des Aristophanes waren viele junge Männer von des Gedankens Blässe angekränkelt

Der Jüngling soll „kraftstrotzend vielmehr und im fröhlichen Blühn der Gesundheit weilen im Ringhof“. „Stets hast du dann, Sohn, vollkräftige Brust, frischblühende Farb', breitschultrigen Wuchs. Doch wenn du es treibst in der neuen Manier, bald hast du dann auch bleichsüchtige Farb', schmalschultrigen Wuchs, schwindsüchtige Brust.“ Es gab in Griechenland keineswegs nur schöne Männer. Schon neben Achill erscheint Thersites:

Schielend war er und lahm am anderen Fuſs, und die Schultern
Höckerig, gegen die Brust ihm geengt; und oben erhob sich
Spitz sein Haupt, auf dem Scheitel mit dünnlicher Wolle besäet.

Alkibiades liebte den stülpnasigen, kahlköpfigen Sokrates, der schöne Alexander trat dem hässlichen Diogenes entgegen. Viel tragen zum Aussehen die Lebensverhältnisse, Reichtum oder Armut, bei:

Denn sieh, die von dem sind stets Podagristen,
Schmerbäuchige Herrn, dickwadig und träg und schwimmend im eigenen Fette,
Die von mir sind schlank, wie die Wespen behend und im Felde den Feinden ein Schrecken.

Die Lacedaemonier überwachten die körperliche Entwickelung der Jugend scharf und jagten einmal einen zu fetten Menschen aus der Stadt. Hinwieder sagte man dem Athener Kinesias spottend nach, er habe ein Brett an sich, damit er nicht umbiege. Verbildete Körperteile, wie der „Zwiebelkopf“ des Perikles, werden oft verspottet. Auch die grotesken Masken der Komödie werden im Leben zu finden gewesen sein. Da erscheint bei Plautus einer mit groſsem Kopfe, rotem Haar, stark gerötetem Gesicht, stechendem Blick, mit feistem Leibe und dicken Waden; ein anderer hager mit magrem, weiſsem Antlitz, in dem eine spitze Nase und schwarze Augen stehen; ein dritter untersetzt, mit Hängebauch und Pausbacken, mit langen Kiefern und grauem Haar,

mit Grätschbeinen und breiten Füfsen. Martial spottet über einen, der seine Mondsichelbeine in einem Trinkhorne waschen könne. Wer für schön gehalten werden will, veranlasst die Mädchen fortwährend, zu fragen, was für Antlitz, Waden, Füfse, Zähne und Haare er besitzt. Der Philosoph aber weifs sich zu trösten über den Mangel an Vorzügen, die oft dem Unbedeutendsten zu teil werden. Die römische Republik hat manchen Charakterkopf aufzuweisen, und welches Panoptikum thut sich uns auf in der Kaisergeschichte des Sueton! Augustus hatte eine schöne Gestalt, aber die linke Hüfte und der linke Schenkel waren nicht so kräftig wie der rechte, so dass er oft hinkte. Auch fühlte er im Zeigefinger der rechten Hand bisweilen eine derartige Schwäche, dass ihn kaum das Anlegen eines hörnenen Ringes zum Schreiben befähigte. Dem Claudius fehlte Würde der Erscheinung nicht; denn er hatte einen stämmigen Körper, ein schönes Aussehen und schönes graues Haar. Indes beim Gehen liefsen ihn die etwas schwachen Knie in Stich. Manches verunstaltete ihn: das unziemliche Lachen, der hässliche Zorn, bei dem sich der Mund mit Speichel benetzte, das Laufen der Nase, das Schwanken der Stimme und der immer, besonders aber bei einer Thätigkeit, zitternde Kopf. Galba hatte normale Statur, aber durch die Gicht ganz verrenkte Hände und Füfse, so dass er weder einen Schuh tragen, noch Bücher aufrollen oder überhaupt halten konnte.

Die Degeneration dieser Zeit wurde der griechischen Lebensweise zugeschrieben. Ich habe, schreibt der Philosoph Seneca, das aus Quadersteinen erbaute Landhaus des Scipio Africanus gesehen nebst den Türmen, die zur Verteidigung auf beiden Seiten errichtet sind, die Cisterne, die für den Bedarf eines Heeres dienen könnte, und das Bad, so eng und finster nach altem Brauche.

In diesem Winkel wusch jener Schrecken Carthagos seinen von bäuerlichen Arbeiten ermüdeten Leib, unter diesem unsaubern Dache stand er, dieser wohlfeile Estrich trug ihn! Dürftig kommt man sich jetzt vor, wenn nicht die Wände von grofsen, kostbaren Scheiben strahlen und kunstvoll bemalt sind, wenn nicht der alexandrinische Marmor mit numidischer Inkrustation geziert, wenn nicht das Gewölbe mit Glas bedeckt ist, wenn nicht Marmor aus Thasos die Bassins einfasst, wenn nicht silberne Hähne Wasser speien. In den Bädern der Freigelassenen aber erst, wieviel Statuen, wieviel Säulen, die nichts tragen, sondern nur zum Staate dastehen, damit es mehr kostet! Welche Menge Wässer, die mit Tosen über Stufen fliefsen! Nur noch auf Edelsteine wollen wir treten. In dem Bade des Scipio sind sehr schmale Ritzen vielmehr als Fenster in die Steinmauer geschnitten, um ohne Schaden für die Sicherheit Licht einzulassen. Aber jetzt spricht man von Schabenbädern, wenn sie nicht die Sonne den ganzen Tag durch sehr weite Fenster einlassen, wenn man nicht beim Baden zugleich gebräunt wird, nicht zugleich Aecker und Meere überblickt (S. 29). Einst gab es wenig Bäder, und diese waren ohne allen Schmuck. Denn warum sollte man das schmücken, was zum Nutzen, nicht zur Ergötzung erfunden war? Nicht floss Wasser zu und lief nicht immer frisch wie aus einer warmen Quelle. Man kannte noch nicht die neulich erfundene Temperatur, die einer Feuersbrunst gleicht. Der unglückliche Scipio! Er badete sich nicht in geseihtem Wasser, sondern in trübem und, wenn es heftig regnete, in schmutzigem. Er badete sich auch nicht täglich. Denn unsre Vorfahren wuschen täglich nur die Arme und die Beine ab, den übrigen Körper nur an Markttagen, alle neun Tage. Aber seit die sauberen Bäder erfunden worden sind, sind die Menschen unflätiger geworden.

Beim Waschen bedienten sich schon die Griechen einer wohlriechenden Erde, des sogenannten Smegma, oder des Nitron (Natron). Schon von ihnen wurden die Salben nicht mehr allein in Verbindung mit dem Bade, dessen Gebrauch gegen früher gewaltig zugenommen hatte, sondern auch sonst zum Schmeidigen des Körpers und aus blofsem Wohlgefallen am Geruche angewendet. Ueberaus zahlreich waren die Arten. „So lang es uns vergönnt ist,“ ruft der römische Lebemann aus, „lasst uns trinken, gesalbt mit assyrischer Narde, mit achaemenischem Costum!“ Zu Martials Zeit erlangt der Salbenhändler Cosmus den höchsten Ruf. Seine Pastillen schluckt der Säufer, aus seinen Alabasterfläschchen salbt sich der Prasser, Onyxgefäfse mit seinen Salben schenkt der Liebhaber seinem Mädchen. „Weil du, immer mit Kasia- und Zimmetsaft gefärbt, nach den Bleigefäfsen des Niceros — eines andern berühmten Salbenhändlers — duftest, verlachst du uns, Coracinus! Ich will lieber nach nichts als gut riechen. Zwei-, dreimal muss man die Salbe erneuern, damit sie nicht am Körper vergeht. Auf diese Weise gut riechen kann auch mein Hund.“

„Wozu haben wir die Spiegel?“ fragt der strenge Philosoph. „Natürlich nicht, dass wir davor den Bart zupfen oder das Gesicht polieren, nein, damit wir uns selbst kennen lernen. Ehedem sah wohl einer in einer Quelle sein Ebenbild, dann lehrte ihn die Eigenliebe es öfter suchen. Zuerst spiegelte man sich in Bechern und andern metallnen Gefäfsen. Bald wurde für diesen Zweck ein besondres Kreisrund geschaffen. Auch damals, als die Vorfahren ungekünstelt lebten, schmuck genug, wenn sie sich vom Schmutze gereinigt hatten, trug man Sorge, das Haupthaar zu ordnen und den struppigen Bart herabzukämmen. Gegenseitig half man sich oder schüttelte einfach das Haar wie wilde Tiere ihre Mähne. Später

wurden für den ganzen Körper passende Spiegel aus Gold und Silber ciseliert" (S. 47). Die Bildsäulen der alten Römer zeigten in der That meist langes Haupt- und Barthaar. Dann folgt eine Zeit noch immer natürlicher Haartracht, indem man das geschnittene Haar nur bei besondern Gelegenheiten ordnete. Doch gab es auch schon Gecken, die mit dem Brenneisen ihr Haar kräuselten. Ungeschickte Frisur ward verlacht. Aber die wachsende Sorgfalt artete aus in Wahnsinn. „Oder wie nennst du die, die beim Haarschneider viele Stunden zubringen, während abgezupft wird, was etwa in der letzten Nacht gewachsen ist, während über jedes Haar beratschlagt wird, während das dünne Haar auf die Stirn zusammengestrichen wird? Wie zürnen sie, wenn der Haarschneider etwas nachlässig gewesen ist in dem Gedanken, dass er einen Mann zu scheren hätte, wenn nicht alles wieder in seine Ringeln zurückfällt! Welcher von ihnen wollte nicht lieber den Staat als sein Haar in Unordnung sehen? Wer möchte nicht mehr geputzt als ehrbar sein?" Freilich, wo nichts ist, ist alle Mühe umsonst. Was soll der mit vielen Zähnen versehene Kamm aus Buchsbaum dort, wo er keine Haare findet? Dem Kahlkopfe einen Kamm schenken ist der sprichwörtliche Ausdruck für etwas Ueberflüssiges. „Dein Haupt ist mit gemalten Haaren bedeckt, ein Schwamm kann dich scheren," heifst es von einem. An Kahlköpfen hat es im Altertum nie gefehlt. Caesar war in der Pflege des Körpers etwas peinlich, so dass er sich nicht blofs sorgfältig scheren und rasieren liefs, sondern auch rupfen, wie manche ihm vorwarfen. Seine Kahlköpfigkeit war ihm sehr unangenehm. Deshalb pflegte er auch das spärliche Haar vom Scheitel vorzukämmen und trug gern den Lorbeerkranz. Bei Caligula war es ähnlich. Es galt für gefährlich, von oben auf ihn herabzusehen. Auch Domitian litt später

an Kahlköpfigkeit und sah es als Beschimpfung an, wenn sie einem andern im Scherz oder Zank vorgeworfen wurde. Otho dagegen trug eine so gut sitzende Perücke, dass niemand sie unterscheiden konnte. Die Erfindung der Perücke ist sehr alt, ihre Verwendung in Rom aber erst in der Kaiserzeit häufiger.

Seitdem im Jahre 300 v. Ch. gewerbsthätige Bartscherer nach Rom gekommen waren, verschwand der lange Bart mehr und mehr. Täglich rasieren liefs sich erst Scipio Africanus (der Aeltere?). Später war Bartlosigkeit bei Männern über 40 Jahr die Regel. Dagegen trugen Leute jüngeren Alters gern wohlgepflegte Bärte, auch zu der Zeit, wo es Sitte ward, den ersten Bart (wie auch den ersten Haarschopf) den Göttern zu weihen. Otho hatte sich vom Erscheinen des ersten Flaums an täglich rasieren lassen und mit feuchtem Brote bestrichen, um niemals bärtig zu sein. Andere konnten es nicht erwarten, wie Trimalchio. Hadrian liefs sich einen Vollbart stehen, um die Wunden, die er von Natur im Gesichte hatte, zu verdecken. Nun ward es unter den Kaisern Sitte, einen Vollbart zu tragen. Die Kaiser seit Konstantin waren bartlos. Nur Julian behauptete sein Recht in dem Streite um des Kaisers Bart.

Dem Bestreben vieler Weichlinge, recht glatt zu erscheinen, dienten aufser feinen Zangen gewisse Enthaarungsmittel. „Mit Psilothrum glättest du dein Antlitz und mit Dropax (Pechpflaster) deinen Schädel!“ — ruft Martial aus — „Fürchtest du den Haarscherer? Was sollen die Nägel thun? sie kannst du nicht mit Harz und venetianischer Erde abschneiden.“ Und auf die Pflege der Nägel ward doch viel gesehen. Die Pflege der Zähne ist bei den Römern sehr alt. Gold in den Zähnen wird schon in den Zwölftafelgesetzen erwähnt. Rezepte für Zahnpulver wie auch für die sonstige Reinhaltung des Mundes finden sich bei

Plinius u. a. „Was hab' ich mit dir zu schaffen?" spricht bei Martial das Zahnpulver selbst, „das Mädchen mag mich nehmen, gekaufte Zähne pflege ich nicht zu putzen." Welches Werkzeug der Körperpflege könnte überhaupt dem Römer gefehlt haben? Er benutzt elegante Zahnstocher aus Mastixholz; wenn es ihn im Ohre kribbelt, greift er nach seinem Ohrlöffel, und juckt es ihn auf dem Rücken, so schützt ihn ein handförmiges Instrument vor den Bissen des Flohs oder anderer Schmarotzer.



Fig. 34. Aelteste Form der Toga.

Der jüngere Scipio und der weise Laelius pflegten, wenn sie sich von der Oeffentlichkeit zurückgezogen hatten, zu scherzen, bis der Kohl kochte — mit behaglich entgürteter Tunika. Je länger dieses Kleid herabwallte, desto weichlicher erschien es. Denn die alten Römer hatten, wie die Griechen, unter ihrem Mantel, der Toga, nur einen Schurz getragen, dessen sich Männer von altem Schrot und Korn auch später noch bedienten. Die Toga selbst war ein einfaches Stück Zeug, eine Decke (Fig. 34), wie der Name besagt. Sie mit Anstand zu tragen war an sich nicht schwer. Aber die alte Einfachheit schwand mehr und mehr. Das griechische Sprichwort „Kleider machen Leute" kam auch hier zur Geltung. In der Zeit des Horaz achtete man schon scharf auf jedes Ungeschick in der Kleidung. Man lachte, wenn ein abge-

schabtes Hemd (subucula) unter der Tunika hervorsah. Jetzt trug man nämlich zwei Unterkleider, beide aus Wolle. Man lachte aber auch, wenn die Toga, die inzwischen den Bausch erhalten hatte, nicht gehörig safs, wenn sie zu weit herunterhing. Aber die Togen waren jetzt auch geradezu zum Schleppen. Ein eitler Wicht nahm sie wohl zu zwölf Ellen Länge. Die Toga geziemend zu tragen ward nun eine Kunst. Der Redner Hortensius war darin bis zur Putzsucht peinlich. Vor dem Spiegel macht er die verschiedenen Handgriffe. Jetzt schlägt er das Tuch vom Rücken her über die linke Schulter, dass es vorn auf den Boden reicht, führt den auf den Rücken hinabhängenden Teil unter dem rechten Arme durch, schlägt ihn auf der Brust nach oben um und wirft ihn über die linke Schulter. Sorgfältig zieht er hier und dort, um die Falten kunstgerecht zu verteilen. Als ihm einst ein Kollege im Gedränge aus Versehen die Lage der Toga zerstört hatte, hielt er es für ein Hauptverbrechen und wollte den Uebelthäter verklagen.



Fig. 35. Toga der Kaiserzeit.

Der Anordnung der Toga widmet auch Quintilian in seiner „Unterweisung des Redners“ Aufmerksamkeit. Wer das Recht des breiten Streifens nicht hat — schreibt er vor — mag sich so gürten, dass die Tuniken mit ihren vordern Rändern ein wenig unter die Knie, mit den hintern bis mitten auf die Kniekehlen kommen. Denn tiefer ist Frauen-, höher Centurionenart. Dass der Purpurstreifen gerade herunterfällt, ist eine leichte Mühe, doch ist bisweilen Nachlässigkeit zu rügen. Die Tunika mit breitem Streifen geht etwas tiefer herunter als die gegürtete. Die Toga selbst wünschte ich rund und passend geschnitten; sonst sitzt sie an vielen Stellen nicht ordentlich. Der vordere Teil reicht am besten bis mitten auf die Schienbeine, der hintere in demselben Verhältnis wie die gegürtete Tunika höher. Der Umschlag ist am anständigsten, wenn er ein Stück oberhalb der untersten Lage der Toga liegt; niemals wenigstens liege er tiefer. Der obere Teil des Umschlags, der wie ein Wehrgehenk von rechts vorn nach der linken Schulter geführt wird, darf nicht zugleich den ganzen Hals bedecken. Sonst verdirbt der Ueberwurf die Würde, die in der Breite der Brust liegt (Fig. 35).

Während der armselige Klient in seiner groben Toga schwitzt und in seiner abgeschabten friert, hat der Vornehme die Auswahl; er besitzt so fein gewebte Togen, dass die Streifen der Tunika hindurchschimmern. Martial redet eine ihm geschenkte besonders feine Toga so an: „Bist du im Galaesus gewaschen oder im Baetis oder im Timavus? Du durftest dich nicht mit Purpur in Amyclae färben, auch nicht war Milet würdig deines Vliefses. Die Lilie übertriffst du an Weifse und den Schwan.“ Aber auch dieses Staatskleid ist bald alt, so alt, dass es kaum der vor Kälte zitternde Arme noch nehmen kann. Es war auch zu fein für Martials grobe Lacerna, den weiten

Mantel, den man bisweilen noch über der Toga trug und am Halse schloss. Wie lästig das fortwährende Tragen der Toga in Rom wurde, davon singt Martial selbst ein Lied. Er braucht in Rom im Sommer vier Togen oder mehr, in seiner Heimat Bilbilis sieht man keine Toga, auch nicht den mit einem Halbmond versehenen Patrizierschuh. Dieser Halbstiefel aus weichem Leder ist besonders kenntlich an den sich mehrfach kreuzenden Riemen, deren Enden vom Schienbein herabhängen. In der Provinz fehlt auch der Kleiderluxus, so die mannigfach gefärbten Lacernen. Damals wird geklagt, dass die Männer Farben trügen, die nicht einmal Frauen tragen dürften. „Der Weise“ — heifst es — „hasst zwar keine Farbe, aber er weifs doch, dass nicht jede für den sich schickt, der Mafs halten will.“ Beim Nahen des Winters steigen sofort die Preise der Lacernen. Sie werden, namentlich an den Saturnalien, gern verschenkt. Wer eine Lacerna mit der dazu gehörigen Kapuze nicht schenken kann, schenkt wenigstens ein Pilleum, die altrömische Kopfbedeckung, die bei schlechtem Wetter benutzt wird. In der kältesten Zeit nützen glatte Gewänder nicht viel, da zieht man am besten über den Mantel die zottige Laena. Nach Belieben trägt man sie farbig und legt sie nach Bedürfnis doppelt um. Aber sie ist nicht billig. Das Geschenk des Armen ist eine Endromís. Dieses dicke Erzeugnis der sequanischen Weberin, brauch es im Dezember bei



Fig. 36. Kapuzenmantel.

gymnastischen Uebungen, damit nicht die scharfe Kälte eindringt in die feuchten Glieder! Wind und Platzregen wirst du, mit ihr bedeckt, verlachen und in tyrischem Baumwollenstoffe nicht so geschützt sein.“ Der beste Schutz gegen die Unbilden der Witterung ist die lederne oder flauschige Paenula. „Wir sprachen von Varro,“ schreibt Cicero einmal, „lupus in fabula! Er kam zu mir und zwar zu einer Zeit, dass ich ihn nötigen musste zu bleiben. Aber ich verfuhr so, dass ich ihm die Paenula (beim Aufmachen) nicht zerriss.“ Solche Kapuzenmäntel von grobem, zottigem Tuche (auch bardocuculli) kamen namentlich aus gallischen Webereien (Fig. 36).

Augustus, der Kälte und Hitze schlecht vertragen konnte, schützte sich im Winter nicht nur durch eine dicke Toga, sondern auch durch vier Tuniken, eine Subucula, einen Wollpanzer und Binden um Oberschenkel und Schienbeine. Wahrscheinlich trug er auch dicke Handschuhe. Seine Gewänder wurden meist von seinen Angehörigen selbst gefertigt. Im Sommer schlief er bei offnen Thüren, oft auch im Peristyl, wo das Wasser plätscherte und ihm jemand Kühlung zufächelte. Da er aber die Sonne nicht einmal im Winter ertragen konnte, ging er auch zu Hause nur im Petasus (S. 57) unter freiem Himmel spazieren. Dass nicht blofs Leidende sich übermäfsig einhüllten wie Augustus, zeigt auch eine Bemerkung des Musonius, eines Philosophen des 1. Jahrhunderts der Kaiserzeit. Er erklärt es für besser, nur eine Tunika zu tragen statt zweier, für das beste aber, im blofsen Mantel zu gehen. Nero war in seiner Kleidung so ungeniert, dass er meist mit einer Sýnthesis angethan, das Schweifstuch um den Hals gebunden, ohne Gürtung und ohne Schuh ausging. Die Synthesis war besonders Tischgewand. „Elfmal bist du, Zoilus, während eines Mahles aufgestanden und elfmal hast du die Synthesis gewechselt,

damit nicht die leise Luft deine schlaffe Haut verletze. Warum ich nicht schwitze, der ich mit dir speise, Zoilus? Weil ich nur eine Synthesis habe.“ Bei manchen Reichen schimmerten die Kasten von unzähligen Synthesis, leuchteten die Pressen von den daruntergelegten Lacernen. Eine ganze Tribus kann mit den vorhandenen Togen gekleidet werden.

Caligula trug sich in Kleidung und Schuhwerk und der übrigen Ausstattung weder vaterländisch noch bürgerlich, nicht einmal männlich und menschlich. Oft ging er in gestickter und mit Edelsteinen geschmückter Paenula mit langen Aermeln und mit Armspangen in die Oeffentlichkeit, manchmal in serischem (seidnem) Kleide und der kostbaren Cyclas der Frauen und bald in griechischen crepidae oder cothurni, bald in Soldatenstiefeln — starken, nägelbeschlagenen Sohlen mit Riemenwerk — bisweilen im Weibersoccus (Pantoffel). Der einfache Mann trug beim Ausgehen gewöhnlich, namentlich zur Toga, oft recht derbe, geschlossene Schuhe (calceus, pero), die bis über die Knöchel reichten. Lachen erregte er, wenn sie ihm am Fufse schlotterten. Diese Schuhe waren einbällig. Der Abergläubische betrachtete es als schlimmes Anzeichen, wenn sie ihm falsch angezogen wurden. Der Vornehme war nämlich zu bequem, das Schuhwerk selbst anzulegen, wenn er nicht ohne weiteres hineinschlüpfen konnte wie in recht bequem mit einem Stege versehene Sohlen (soleae).

Bei einem Gastmahle kommt das Gespräch auch auf den Diamantring, den Berenike, die Freundin des Titus, besafs. Wohl tragen manche unter den Gästen kostbare Ringe am vierten, dem eigentlichen Ringfinger, oder auch — was besonders vornehm aussieht — am kleinen Finger einen, mit dem sie den Siegelring versiegeln; andre haben alle Finger, mit Ausnahme des mittelsten, mit Ringen be-

deckt; viele Formen sind vertreten: Schlangenringe, Ringe mit Augen und Skarabaeen, aber einen Diamantring hat keiner. Seit wann es Ringe gäbe, wird gefragt. Homer erwähnt sie bekanntlich nicht. Wir aber wissen, dass die Herren in Mykenae solche Kleinode besafsen (Fig. 37). Der berühmte Ring des Polykrates war ein Smaragd. Den alten Römern war solcher Luxus völlig fremd. Nach Plinius trugen den goldnen Ring, eine Auszeichnung der Vornehmen, noch nicht einmal zur Zeit des Bundesge-



Fig. 37. Goldner Siegelring aus Mykenae. Doppelte Grösse (Schliemann).

nossenkrieges alle Senatoren. Manche begnügten sich mit dem eisernen Ringe des gewöhnlichen Bürgers. In der Familie der Quinctier trugen nicht einmal die Frauen Gold. Der ältere Scipio trug zuerst einen Sardonyx. Verres fahndete bereits eifrig nach schönen Gemmen. Augustus hatte unter den Ringen seiner Mutter zwei völlig gleiche gefunden. Mit dem einen siegelten seine Freunde in seiner Abwesenheit. „Diese Sphinx bringt Rätsel," meinten die Empfänger. Später siegelte Augustus mit dem Bilde Alexanders. Jetzt war eine unsichere Zeit. Manche führten wie Demosthenes unter einer Gemme

stets Gift bei sich. Einen Siegelring brauchte jeder, der Eigentum besafs. Aber es kam auch vor, dass er Schlafenden abgezogen wurde. Die übrigen Ringe bewahrte man gewöhnlich in Behältern. Nur Charinus, der einen solchen nicht hat, trägt seinen ganzen Reichtum immer bei sich und legt ihn auch beim Waschen nicht ab. Weichlinge fühlen sich schon beschwert durch eine Gemme: wenn Crispinus immerfort das „Sommergold" an seinen schwitzenden Fingern lüftet, ist es schwer, keine Satire zu schreiben.

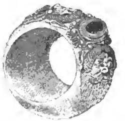


Fig. 38. Etruskischer Goldring.

IV.

Tageseinteilung und Lebensgewohnheiten.

Schon hebt sich des Helios weifses Gespann
Und sendet der Erde das segnende Licht;
Und die Sterne, sie fliehn vor dem himmlischen Strahl
Zur heiligen Nacht.
Und es glühen, geküsst vom erwachenden Tag,
Der freundlich heraufzieht über die Welt,
Des Parnassos ragende Gipfel. (Euripides).

Die Thätigkeit des homerischen Griechen beginnt meist schon am frühen Morgen. So trifft Nausikaa, geweckt von der rosenfingrigen Eos, den Vater, wie er zum Rate geht, die Mutter aber dreht schon drinnen am Herde unter ihren Mägden die Spindel. Und nicht anders ist es in historischen Zeiten. Gewerbtreibende begannen frühzeitig ihre Thätigkeit. „Dass Zeus dich zermalme, verwünschter Hahn, der du mich in meinen wonnigen Träumen von Glück und Seligkeit störst! Wenn ich nach der tiefen Ruhe urteilen darf und danach, dass ich die Frische des Morgens noch nicht spüre, so ist es

noch nicht Mitternacht. Aber ich will dir's mit dem Stocke anstreichen, sobald es Tag wird.“ „Mikylos, mein Gebieter,“ antwortet der Hahn, „ich glaubte, es würde dir ein Gefalle sein, wenn du am frühen Morgen schon recht viel verrichten könntest. Wenn du vor Sonnenaufgang nur einen Schuh anfertigst, wirst du dein kümmerliches Gerstenbrod haben; wenn dir aber das Schlafen lieber ist, dann sieh zu, dass du nicht, im Traume reich, hungernd wachst!“

Bald klingt, wenn die Hähne krähen, der Schritt der Marktleute durch die Strafsen. Vor Tagesanbruch muss sich auch der Heliast, das Mitglied des Volksgerichts, vom Lager erheben. Der alte Philokleon ist sonst immer einer der Eifrigsten. Was säumt er heute? Hat er seine Schuhe verschmissen? oder sich im Dunkeln die Zehe bestofsen? oder hat die Gicht den Alten gepackt? Dann wieder ist Volksversammlung angesagt. „Es ist Zeit zu gehen, denn der Herold hat eben das zweite Mal — gekräht.“ Einen finden wir noch in arger Verlegenheit. Seine Frau ist nirgends zu sehen, und er sucht vergeblich Schuhe und Mantel im Finstern. Wir hören nicht, dass er sich das Gesicht wäscht, was Vornehme schwerlich verabsäumten. Bei passender Gelegenheit wird er es im Laufe des Tages nachholen. Lange hielt es der Athener, auch wenn er nichts Bestimmtes vorhatte, früh zu Hause nicht aus. Gleich nach dem Frühstück, das aus einem Stück in ungemischten Wein getauchten Brodes bestand, schlenderte er hinaus, begierig nach Neuigkeiten. Die Milde des Klimas und noch mehr die Seltenheit feuchter Niederschläge erleichterten das Leben im Freien und forderten sogar dazu auf. Das Familienleben wurde dadurch natürlich stark beeinträchtigt.

Der Markt füllt sich etwa um neun Uhr nach unsrer Zeitmessung. Wir lesen zwar schon bei Herodot, dass

die Einteilung des Tages in zwölf Stunden und gewisse hierbei gebrauchte Instrumente von den Babyloniern zu den Griechen gekommen seien, aber in der Praxis scheint beides noch lange nicht üblich gewesen zu sein. Man bestimmte zunächst die wichtigsten Verrichtungen des Tages nach der Länge des eigenen Schattens, den man mit den Füfsen abschritt. Wahrscheinlich hat man auch Stäbe von der Länge eines Menschen aufgestellt und den Standort mit Marken versehen, an denen man die Länge des Schattens ablesen konnte. „Auf zwölffüfsigen Schatten“ ward gewöhnlich zum Mahle eingeladen. Im Scherze wird ein baumlanger Gesell „auf zwanzigfüfsigen Schatten“ bestellt. Von einem andern hiefs es, dass er sich nach dem Mondschatten gerichtet habe und früh schon angetreten sei. Nach neueren Berechnungen fällt aber der Schatten „zwölffüfsig“ in Athen z. B. am 21. Juni $4^h\,57^m$, am 15. März und 28. September $3^h\,35^m$, am 21. Dezember $1^h\,10^m$. Mittenachmittag ist zu den genannten Zeitpunkten $3^h\,39^m$, $2^h\,57^m$, $2^h\,20^m$. Wie sorglos muss ein Volk gelebt haben, das ohne genaue Zeitangaben bestehen konnte! Wahrlich, hier treffen des Dichters Worte zu: „O! der ist aus dem Himmel schon gefallen, der an der Stunden Wechsel denken muss! Die Uhr schlägt keinem Glücklichen.“ Vielleicht erst in alexandrinischer Zeit kam die Sonnenuhr in allgemeinen Gebrauch. Sie bestand gewöhnlich aus einer ausgehöhlten Halbkugel, in deren Mittelpunkte ein Stift befestigt war. Da aber die Griechen nicht den astronomischen Tag in 24 Stunden, sondern die veränderliche Zeit zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang in 12 Stunden teilten, so zerlegten sie auch nur den Bogen, den die Sonne am Lichttage beschreibt, in 12 gleiche Teile. „Der Schattenweiser (Gnomon) zeigt noch nicht die fünfte Stunde,“ jammert ein hungriger Parasit. „Wenn wir auch die ganze Säule,

die diese grausame Uhr (Horologion) trägt, umstürzen oder den Zeiger verdrehen, was hilft es uns? Theochares nimmt doch nicht eher das Speisesopha ein, als der herbeieilende Diener ihm anzeigt, dass es an seiner Sonnenuhr sechs ist."

Bis dahin aber ist noch Zeit genug, über die Zeitmesser zu philosophieren. Um unabhängig von der Sonne, also auch in der Nacht, die verfliefsende Zeit zu berechnen, hatten die Griechen auf einem Dreifufs stehende Gefäfse, aus denen durch eine kleine Oeffnung am Boden langsam das Wasser in ein darunter stehendes Gefäfs floss, ein Prozess, der durch Verschluss der oberen Oeffnung jederzeit gehemmt werden konnte. Es kommen auch unseren Sanduhren entsprechende Klepsydren von der Gestalt eines Mohnkopfes vor, aus denen das Wasser durch siebartige Oeffnungen abfloss. Klepsydren werden nicht nur vor Gericht, sondern auch in Privathäusern gebraucht. Werkzeuge für die Tageseinteilung waren sie an sich nicht. Sollten sie für verschiedene Zeiten den Verlauf eines bestimmten Teiles des Tages oder der Nacht angeben, z. B. der Nachtwachen, die wie die Nächte selbst verschieden lang waren, so musste der Kubikraum des Wasserbehälters veränderlich sein, was — allerdings recht unvollkommen — dadurch erreicht wurde, dass man die inneren Seiten mit Wachs verstrich und dieses nach Bedarf wieder entfernte.

Sinnend wandelt der Parasit an den Buden der Handwerker hin, bei denen die Athener wie zu Hause sind. Jetzt fällt sein Blick in die Werkstatt eines Mechanikers, wo eben eine jener kunstvollen Wasseruhren aufgestellt worden ist, die für einzelne Teile des Jahres die Tagesstunden angeben. Noch nie hat er Interesse für ein genaueres Studium gehabt. Heute verfolgt er, wie das Wasser durch die obere Oeffnung des durchsichtigen

Gefäfses langsam einläuft, wie langsam die Wasserfläche sich hebt. Jetzt ist die Linie, die auf dem Gefäfse die fünfte Stunde bezeichnet, erreicht. Er verfolgt sie rund um das Gefäfs, wie sie die senkrechten Linien der Jahreszeiten kreuzt. Sie steigt von der Frühlingstagundnachtgleiche aufwärts bis zur Sommersonnenwende, läuft dann wieder auf die Höhe des Ausgangspunkts herab und noch weiter bis zu dem Stande der Wintersonnenwende und dann



Fig. 39. Schuhmacher bei der Arbeit.

wieder aufwärts an den Anfang zurück. Der selbstbewusste Meister zeigt dem Wissbegierigen ferner die von Ktesibios (in alexandrinischer Zeit) erfundene Uhrenform: bei dieser schwimmt auf der Wasserfläche ein Kork, der durch eine gezahnte Stange eine gezahnte Scheibe und durch diese wieder eine menschliche Figur reguliert, die aufwärts steigend mit einem Stäbchen auf die Zahlen einer Säule weist. Er erzählt ihm auch, wie man durch Einsetzen eines Kegels in einen entsprechenden Hohl-

kegel den Wasserzufluss annähernd regulieren oder bei weiterer Verwendung von Zahnrädern das Instrument für verschiedene Zeiten des Jahres stellen und sogar durch das Herabfallen eines Körpers oder durch sonstige Töne den Ablauf der Stunden vernehmbar machen könne.

Um sich für das Gastmahl mit Neuigkeiten zu rüsten,



Fig. 40. Barbier.

da er den Inhalt der ihm gehörigen Anekdotensammlungen erschöpft hat, tritt unser Parasit in die Bude des Schusters Kerdon. Mit entblöfstem Oberkörper sitzt dieser auf seinem Schemel an dem stämmigen Tische (Fig. 39) und schneidet auf der Holzunterlage mit scharfem, eigentümlich geformtem Messer ein Stück Leder, das er mit der Linken vorwärts schiebt, die Augen gespannt auf die

Arbeit richtend. „Guten Tag, Pechfinger,“ grüfst der Parasit. Aber der Meister hat keine Zeit, ebensowenig die Gesellen. Der eine hat eben über einem zierlichen Leisten einen Damenschuh fertig genäht und glättet nun die mit Tiersehnen gemachten Nähte. Ein andrer färbt Schuhe mit Kupfervitriol, das ihnen in Verbindung mit dem Gerbstoffe eine schwarze Farbe verleiht. Anders der arbeitsscheue Mikylos. Wie er den Bekannten sieht, wirft er das Messer und die Sohle weg und begrüfst ihn barfufs, wie er ist, ohne sich erst die Schwärze abzuwaschen. Weiter führt den Hungrigen der Weg an der Bude des Barbiers Konon vorüber. Er war der geschwätzigste Gesell in ganz Athen, seine Schere klang harmonisch (Fig. 40), und mit graziöser Verbeugung hielt er seinen Kunden den Spiegel vor. Einmal war unser Parasit gekommen, um sich scheren zu lassen. Erfreut empfing ihn der Meister, nötigte ihn auf einen hohen Lehnsessel und band ihm eine neue Serviette um. Aber der Schalk liefs an einigen Stellen den Bart stehen, und so starben dann die, die mit dem Gefoppten eingeladen waren, fast vor Lachen. Darob grofse Feindschaft. Konons Rivalen, die weniger geschickt waren, liefsen eine Menge Scheren sehen und grofse Spiegel, um das Publikum anzulocken. Aber die Klugen liefsen sich doch bei jenem scheren, um sich dann in den Spiegeln der Konkurrenten zu beschauen.

Doch überlassen wir jetzt den Parasiten seinem Schicksal! Die Sonne brennt hernieder. Der Erdboden flimmert unter ihren Strahlen, kein Blatt regt sich, der Aether schweigt, nur die Cikade lässt ihr Lied erklingen. Das ist die Zeit, wo Pan schläft. Da lässt mancher den Kopf hängen, wenn er sich auch geniert, sich einen wirklichen Mittagsschlaf zu gestatten. Philokleon kehrt jetzt heim im Besitze des Richtersoldes. Die Familie bewillkomm-

net ihn; vor allem wischt ihm die Tochter die Füfse ab und salbt sie, küsst ihr „Papchen“ und angelt ihm dabei das wohlverdiente Triobolon aus dem Munde. Auch seine Frau thut schön mit ihm und bringt ihm zu essen. Bdelykleon sucht seinen Vater von der Richtewut zu heilen, indem er ihm vorschlägt, zu Hause auf weicher Decke im Flaus sich zu pflegen und angemachte Weizengraupen dabei zu schlürfen. Allenfalls kann er ja zu Hause Recht sprechen. Wenn die Hausmagd wieder einmal heimlich die Thür öffnet oder Thratta noch einmal einen Topf verbrennt, soll er sie zu einer Geldstrafe verurteilen.

Der mürrische, misstrauische Hausvater scheint in der Zeit des Aristophanes eine typische Figur gewesen zu sein. Die Weiber beklagen sich: Flicht eine Frau einen Kranz, so heifst es gleich: „Sie ist verliebt!“ Lässt sie, durch das Haus eilend, ein Gefäfs fallen, so fragt der Mann: „Wem zu Ehren zerbrach der Topf?“ Ist ein Mädchen leidend, gleich spricht der Bruder: „Die Farbe des Mädchens gefällt mir nicht.“ Die Männer legen Siegel und Riegel an das Frauengemach und halten Molosserhunde. Und das möchte noch hingehen. Aber es ist den Frauen auch nicht mehr möglich, sich aus der Speisekammer Gerstenmehl, Oel und Wein heimlich zu holen. Denn die Männer führen die ganz nichtswürdigen lakonischen Schlüssel mit drei Bärten. Früher liefs man sich einen Siegelring für drei Obolen machen. Jetzt haben die Männer Ringe anhängen, deren Siegel so fein ist wie wurmstichiges Holz. Alle Tage sieht der Misstrauische die Grenzen seines Grundstückes nach. Den Mantel übergiebt er nicht dem, der ihn am besten wäscht, sondern dem, bei dem er genügende Bürgschaft hat. Niemand kann ihm etwas recht machen, selbst Zeus nicht, mag er es nun regnen lassen oder nicht. Ein andrer verleugnet die Würde des freien Mannes. Sobald er auf-

gestanden ist, fegt er das Haus und macht die Betten. Er ist geizig; seiner Frau, die ihm Vermögen zugebracht und ein Kind geboren hat, giebt er nur drei Chalkoi für Zukost. Hat sie ein Trichalkon verloren, so ist er imstande, alle Geräte und Sophas und Kasten umzustellen und die Decken zu durchsuchen. Mit sparsamem Mafse, den Boden des Gefäfses einklopfend, misst er selbst dem Gesinde den Bedarf zu, wobei er auch scharf oben abstreicht. Er lässt niemanden Feigen aus seinem Garten

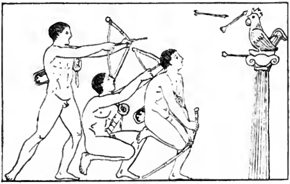


Fig. 41. Uebung im Bogenschiefsen.

essen oder eine Olive oder eine Dattel vom Boden auflesen.

Ein andrer verrät schon durch die Kleidung den Bauer (S. 56). Er spricht mit lauter Stimme. Seinen Freunden und Verwandten misstraut er, seinen Sklaven aber teilt er die wichtigsten Dinge mit. Den bei ihm arbeitenden Mietlingen erzählt er alle Vorkommnisse aus der Volksversammlung. Mangelhaft vom Mantel bedeckt, sitzt er unanständig da. Er holt sich vor dem Essen etwas aus der Vorratskammer und trinkt eine stärkere Mischung. Er macht sich ungeniert an die Magd, die das Brod zu backen hat, und mahlt mit ihr den Bedarf für alle Hausgenossen. Wenn an die Thür geklopft wird,

horcht er selbst hin, ruft den Hund herbei, fasst ihn bei der Schnauze und spricht: „Der bewacht mir Haus und Hof!“ Empfängt er Geld von einem, so weist er es zurück mit der Erklärung, dass es unrein sei, und lässt sich andres geben. Wieder ein andrer macht sich lächerlich dadurch, dass er zu spät den Mangel an Bildung beseitigen will. Im Alter von 60 Jahren lernt er noch Dichterstellen auswendig, und wenn er sie beim Gelage her-



Fig. 42. Bekränzung einer Herme.

sagen will, hat er sie vergessen. Von seinem Sohne lernt er die militärischen Befehle. Er nötigt die Kinder, mit ihm zu ringen und zu laufen. Mit ihrem Erzieher wetteifert er im Bogenschiefsen (Fig. 41) und Speerwerfen und heifst ihn von ihm lernen. Wenn Frauen in der Nähe sind, übt er sich im Tanzen und trällert dazu. Der Eitle, der einen Hof für Ringkämpfe u. dgl. besitzt, vergiebt ihn an Fechtlehrer und Philosophen und tritt erst kurz vor Beginn der Vorstellung ein, damit die Leute sagen: „Dem gehört die Palästra.“ Hat er einen Stier geopfert,

so nagelt er den mit grofsen Binden umwundenen Schädel recht augenfällig an die Hausthür. Gegen seine Frau rühmt er seine öffentliche Thätigkeit. — Der Zerstreute kann etwas, was er selbst aufgehoben hat, nicht finden. Wenn einer ihm mitteilt, dass ein Freund gestorben ist, spricht er bekümmert und mit Thränen in den Augen: „Wohl bekomm's!" Wenn er ausgeliehenes Geld zurück empfängt, nimmt er Zeugen dazu. Im Winter zankt er den Diener aus, dass er keine Gurken eingekauft hat. Wenn er selbst kocht, wirft er zweimal Salz in den Linsentopf. Weit verbreitet ist der Aberglaube. Sieht ein ihm Ergebener eine Asklepiosschlange im Hause, so ruft er Sabazios. Wenn eine Maus einen Sack mit Gerstenmehl zernagt hat, fragt er den Zeichendeuter, was er thun solle, und wenn der ihm antwortet: „Gieb den Sack dem Schuster zum Flicken!" so achtet er nicht darauf, sondern sucht durch ein Opfer den Vorfall zu sühnen. Oft reinigt er das Haus, indem er erklärt, Hekate sei herbeigezaubert worden. Am vierten und siebenten Tage des Monats lässt er für die Hausgenossen Wein kochen, kauft Myrtenzweige, Weihrauch und Opferkuchen und bekränzt den ganzen Tag die Hermen auf der Strafse oder lässt es die Frauen besorgen (Fig. 42). Wenn er einen Traum gehabt hat, geht er zu den Traumdeutern, zu den Sehern, zu den Vogelschauern, um zu fragen, zu welchem Gotte oder zu welcher Göttin er beten solle.

Der Hochmütige ist nicht zu sprechen, wenn er ifst, sich salbt oder wäscht. Unter den Staatsmännern Athens war besonders schwer zugänglich Nikias. Zu Hause war er unnahbar. Erschien jemand, so gingen seine Freunde ihm an der Thür entgegen und baten ihn, zu entschuldigen, da Nikias immer noch von Staatsgeschäften in Anspruch genommen sei. Er war so thätig, dass er oft die Diener fragte, ob er sich schon gebadet und schon gefrüh-

stückt habe. Hinsichtlich der Zugänglichkeit war das Gegenteil von den übrigen Königen der Spartanerkönig Kleomenes. Wenn man zu ihm kam, sah man ihn nicht im purpurnen Rocke und weichen Mantel. Er besorgte nicht durch einen Schwarm von Boten und Thürhütern oder durch schriftliche Erlasse mühsam und lästig die Geschäfte,

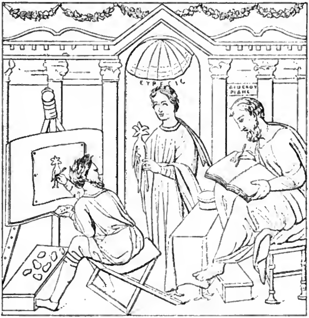


Fig. 43. Maler die Pflanze Mandragora abzeichnend. Miniatur des Wiener Dioskoridescodex.

sondern empfing selbst im ersten besten Gewande die Besucher und nahm sich die Zeit, freundlich mit jedem zu sprechen. Philipp von Macedonien erklärte einst bei einem Gelage, er könne nicht begreifen, in welcher Zeit der ältere Dionysios Muſse gefunden habe, Gedichte und Trauerspiele zu schreiben. Da entgegnete ihm der jüngere Dionysios: „In der, die du und ich und so viele andre beim Becher verbringen.“ Dieser jüngere Diony-

sios war von seinem Vater stets im Hause eingeschlossen gehalten worden. Bei dem Mangel an jedem Verkehre zimmerte er kleine Wagen, Leuchter, Stühle und Tische. Andre Fürsten spielten Flöte, malten (Fig. 43) und arbeiteten in Metall; Attalos Philometor zog Heilkräuter, nicht nur Bilsenkraut und Nieswurz, sondern auch Schierling, Akonit u. a., indem er selbst im Palaste säte und pflanzte und sich die Mühe nahm, die Säfte und Früchte kennen zu lernen und zur rechten Zeit einzusammeln. Mannigfaltige technische Fertigkeiten besafs der Sophist Hippias. Er rühmte sich einmal, dass alles, was er am Leibe habe, seine eigne Arbeit sei: zuerst ein Ring, den er geschnitten habe, ferner ein andres Siegel, Striegel und Salbfläschchen, die Sohlen; auch habe er den Mantel und den Chitoniskos selbst gewebt und sogar den Gürtel dazu geflochten, der den kostbaren persischen gleiche.

Viele griechische Staatsmänner sind durch ihre Anspruchslosigkeit berühmt geworden. Als die Gesandten des Alexander dem Phokion in sein Haus folgten, fanden sie alles sehr einfach: er selbst wand aus dem Brunnen Wasser auf und wusch sich die Füfse. Jene meinten, es sei arg, dass er als Freund des Königs ein so kümmerliches Leben führe. Da sah Phokion einen armen, alten Mann vorübergehen und sprach: „Dieser lebt von weniger als ich und hat doch genug.“ Dass den Philopoimen die Frau eines Gastfreundes in Megara nicht erkannte, hatte seinen Grund gleichfalls in seiner Einfachheit. Als sie erfuhr, der Feldherr der Achaeer werde kommen, geriet sie in Unruhe, da sie gerade das Essen bereitete und ihr Mann nicht da war. Wie nun Philopoimen in einem einfachen Mäntelchen eintrat, glaubte sie, es sei einer seiner Diener oder Vorläufer, und veranlasste ihn, in der Küche mit zuzugreifen. Sogleich warf Philopoimen die Chlamys ab und fing an Holz zu spalten.

Verwundert sah es der heimkehrende Gastfreund und fragte: „Was soll das heifsen?“ „Was sonst,“ erwiderte Philopoimen, „als dass ich für mein schlechtes Aussehen büfse?“

Die Führung der Geschäftsbücher mochte die Zeit mancher Leute vollauf in Anspruch nehmen. Von Sorgen gepeinigt lässt sich Strepsiades in den „Wolken“ des Aristophanes vor Tagesanbruch sein Rechnungsbuch bringen:

Gieb her! was bin ich schuldig? Ja zwölf Minen hier,
Dem Pasias; — zwölf Minen dem Pasias? wofür?
Für den Apfelschimmel, den ich gekauft; ja — wem denn noch?
Für Stuhl und Rad drei Minen an Amynias.

In wohlhabenden Häusern gab es Sklaven, durch deren Hände alle Geschäfte gingen und die auch die Aufsenstände einkassierten. Wir sehen sie in dem Diptychon, dem doppelten Täfelchen, auf dem Schofse sich Notizen machen. Sie ordnen auf dem Rechenbrett die Steine (Fig. 44), ziehen die Summe und buchen die Beträge. Aufserdem waren Korrespondenzen zu erledigen. Natürlich wurden auch Liebesbriefe gewechselt. Die Schrift mochte namentlich beim weiblichen Geschlecht oft bedenklich sein (Fig. 45). „Nimm diese Tafeln und lerne daraus mein Elend kennen!“ spricht ein Verliebter zu seinem Vertrauten. — „Recht gern, aber was ist das? ich bitte dich!“ — „Was?“ — „Ein Buchstabe steigt über den andern! Das kann niemand erklären aufser der Sibylle.“ — „Was sprichst du so unfreundlich über die reizenden, von reizender Hand geschriebenen Buchstaben!“ — „Haben denn die Hennen Hände? Dies wenigstens hat eine Henne geschrieben.“ In einer andern Scene fordert der Sklave den jungen Herrn auf: „Nimm eilends den Griffel und diese Täfelchen!“ — „Was dann?“ — „Schreib, was ich sage! Denn du sollst es schreiben, damit der Vater die

Schrift erkennt." — „Was soll ich schreiben?" — „Heil deinem Vater von dir!" — „Schon steht es auf dem Wachse." — „Sag! wie?" — „Mnesilochos wünscht seinem Vater Heil." — „Schreib schnell hinzu: Chrysalos macht mir immer Vorwürfe, Vater, weil ich dir das Geld zurückgegeben und dich nicht betrogen habe." — „Warte, bis er das geschrieben hat!" unterbricht ihn ein Freund des Schreibers. Aber der Sklave meint: „Schnell muss die Hand des Liebhabers sein." — So wird die zweite Täuschung des Vaters ins Werk gesetzt. — „Nun gieb schnell Wachs und Faden her! Binde es zu, siegle es schnell!" (Fig. 46.) — Natürlich ist auch der Stil der Briefe recht verschieden. Der Uebermütige schreibt nicht: „Du würdest mir einen Gefallen thun," sondern: „Ich will, dass es geschehe," und „ich habe Leute zu dir gesendet, die es in Empfang nehmen sollen," und „anders soll es nicht geschehen!" und „auf kürzestem Wege!" Viele haben die Unsitte, die Bänder eines ihnen überbrachten Briefes aus Neugier aufzubeifsen. Gleichfalls unschicklich ist es, beim Erscheinen eines Boten aufzuspringen und ihm entgegen zu laufen.


Fig. 44. Rechenbrett.

Von dem Bücherstudium angekränkelt sind schon die Dramen des Euripides, und die Reden des Demosthenes rochen manchem Zeitgenossen nach der Lampe. Dionysios der Aeltere kaufte die Schreibtafel des Aischylos in der Hoffnung, dass damit auch der Geist des Dichters auf ihn überginge. Später gab jemand für die thönerne Lampe des Philosophen Epiktet 3000 Drachmen. In gleichem Verhältnisse mit der Bildung nahm die Verbreitung der Bücher zu. Ironisch freilich klingt das Lob der Athener bei Aristophanes: „Jeder hat sein Buch und lernt draus,

wie er sich benehmen soll." Eine Schrift, die man besitzen wollte, musste man entweder selbst abschreiben oder abschreiben lassen. Als Platon die Schriften des Demokrit verbrennen wollte, riet man ihm ab, weil sie schon in vieler Händen seien. Die drei Bücher des Pythagoreers Philolaos kaufte er, wie es heifst, für zehntausend Denare, Aristoteles ein paar Bücher des Philosophen



Fig. 45. Sinnendes Mädchen mit Griffel und Schreibtafel.

Speusippos nach dessen Tode für drei attische Talente. Die Schriften des Platon sollen für Geld verliehen worden sein.

Eine Bibliothek besafs schon Euripides. Euthydemos brachte von den Schriften der Dichter und Sophisten so viel zusammen, als er konnte. Der Komiker Alexis zeigt uns mit kühnem Anachronismus Herakles in der Bibliothek seines Lehrers Linos. Da stehen Homer, Hesiod, Orpheus,

die Tragiker, überhaupt Schriften aller Art. Herakles soll ein Buch auswählen, um die Richtung seines Geistes zu offenbaren. „Das will ich nehmen," ruft der Held nach einigem Suchen. — „Zeig her die Aufschrift, was es ist! Ah, eine Kochkunst!" Ein schmaler, roter Pergamentstreifen pflegte nämlich aufsen an dem Futteral der Rolle befestigt zu sein. Die erste umfassende, nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten geordnete Privatbibliothek dürfte Aristoteles besessen haben.

Als es später zum guten Tone gehörte, eine Bibliothek im Hause zu haben, erschienen Schriften über die

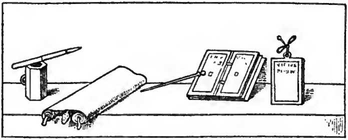


Fig. 46. Tintenfass mit Schreibrohr, Rolle mit Pergamentfähnchen, Griffel, Wachstafel, Rechentafel.

Auswahl und den Erwerb der Bücher und über ihren Gebrauch. Einem ganz thörichten Büchersammler sagt Lukian gehörig die Wahrheit: Du glaubst gebildet zu sein, wenn du eifrig die schönsten Bücher zusammenkaufst. Nun aber kaufst du nicht einmal die schönsten, sondern glaubst denen, die sie loben, und bist ein Fund für Betrüger. Denn woran kannst du erkennen, welche Bücher alt und wertvoll sind, wenn du nicht die Motten zu Beratern nimmst? Aber gesetzt, du habest schöne gewählt, was nützt es dir, da du nicht mehr davon hast als der Blinde von der Farbe? Du siehst sie mit offenen Augen und liesest einiges, darüber hineilend, indem der Mund dem Auge nicht folgen kann. Wenn der Besitz

von Büchern gebildet machte, wer würde dann mit den Buchhändlern sich messen können, die soviel Bücher zu verkaufen haben? und doch stehen sie nicht viel höher als du in geistiger Beziehung. In Asien erfror einmal ein reicher Mann im Schnee die Füfse, so dass sie ihm abgenommen werden mussten. Er liefs sich Holzbeine machen und band diese unter, indem er sich beim Gehen auf Sklaven stützte. Lächerlich aber war es, dass er sich immer die schönsten Schuhe kaufte und überhaupt die gröfste Sorgfalt auf die Holzbeine verwandte. Ihm gleichst du. Wenn du ein sehr schönes Buch in der Hand hast, aus Purpurpergament und mit goldenem Stabe (dem an der einen Seite befestigten Omphalos), und nun vorliest mit Fehlern und Verdrehungen, so wirst du von den Gebildeten verlacht. Wie schimpflich, wenn einer dich mit dem Buche sieht — immer hast du ja eins in den Händen — und fragt, von wem es ist, und du erst auf den Titel sehen musst! (Fig. 47.) Und wenn einer, wie das bei geselligen Zusammenkünften so geht, etwas lobt oder tadelt, du aber nicht Bescheid weifst, so musst du ja vor Scham wünschen in die Erde zu sinken. Weshalb wickelst du also immer auf und klebst Streifen zusammen und beschneidest und bestreichst mit Krokos und Cedernöl und machst Futterale? Was anders erkaufst du als Zeitvertreib für die Mäuse und Wohnungen für die Motten und Schläge für die Diener, die deine Bücher nicht im Stande halten?



Fig. 47. Leser am Bücherschrein.

Und überdies werden dich die Bücherabschreiber noch an den Bettelstab bringen.

Die Bevölkerung Athens hatte auch in der klassischen Zeit noch teilweise ländlichen Charakter. Strepsiades hat sich sehr wohlbefunden unter seinen Schafen, Bienen und Oliven, obwohl er nach Hefe und Wolle duftet. In die städtische Vornehmthuerei kann er sich gar nicht schicken. Ein andrer Alter rühmt sich seiner körperlichen Frische:

Furchentlang einzulegen kräft'ge Senker jeden Mai,
Dann dazwischen einzustreun Feigenkörner Reih' auf Reih',
Drittens noch Rankewein fleifsig, ob auch alt ich sei,
Aufzuziehn um unser Gütchen und des Oelbaums schattige Ruh,
Dass wir uns damit am Neumond salben können, ich und du!

Mehr und mehr erscheint das Landleben als Hort des Friedens und als Quelle stiller Freuden. Man hört die Schafe munter blöken, durchwandert die Fluren und nascht Schoten von des Nachbars Feld. Auch sonst fehlt es nicht an Abwechselung, sei es dass am Erntefeste die Kinder singend mit Zweigen von Hof zu Hof ziehen oder an den ländlichen Dionysien die Bauern sich zum Festzuge ordnen oder ein Gehöft von dem Tumult eines Haberfeldtreibens widerhallt. Im Winter, wenn die Schneeflocken wirbeln und Berg und Thal bedecken, ist an Feldarbeit nicht zu denken. Da schaut Ampelion zum Fenster hinaus und sieht, wie die Krammetsvögel sich einstellen. Nun rasch die Leimrute zum Fenster hinaus, und bald ist ein guter Braten erbeutet.

Die alexandrinische Zeit hat dem Landleben neue Seiten abgewonnen. Der blasse Städter zieht gern hinaus auf's Land, wo an der melodisch plätschernden Quelle die Pinie flüstert und ihre Zapfen zu Boden fallen lässt. Auf Moos gelagert kann er dem Zirpen der Heimchen

lauschen. Bienen summen, und Vögel zwitschern. Da ist es eine Lust, das Erntefest zu feiern.

In den Zeiten der Ausschweifung wenden die römischen Schriftsteller bewundernd ihre Blicke zurück zu den Vertretern alter Einfachheit. „Natürlich," meint Seneca ironisch, „waren unsre Vorfahren unglücklich, deren Tüchtigkeit noch jetzt unsre Laster aufrecht erhält, sie, denen die Erde als Lager diente, deren Häuser noch nicht von Gold strahlten!" Der ältere Cato besuchte oft die Besitzung des Manius Curius. Wenn er nun die Kleinheit des Gehöfts und die Schlichtheit der Wohnung sah, bekam er einen Begriff von dem Manne, der als der gröfste Römer, als Besieger der kriegerischsten Völker dies Stückchen Land selbst umgrub. Hier fanden ihn, während er am Herde safs und Rüben kochte, die Gesandten der Samniter und boten ihm vergebens viel Gold an. Diesem Vorbilde eiferte Cato nach. Er arbeitete mit den Sklaven, im Sommer ganz blofs, im Winter nur mit einer Exomis (S. 54) bekleidet, safs dann bei ihnen und afs dasselbe Brod und trank denselben Wein. Sonst liefs er zum Mahle vom Markte für 30 As Zukost holen und auch das nur, um kriegstüchtig zu bleiben. Er trug nie ein Kleid, das mehr als 100 Denare gekostet hatte. Als er durch Erbschaft in Besitz einer bunten babylonischen Decke gekommen war, verkaufte er sie sofort. Keins seiner Gehöfte war getüncht. Ueberhaupt hielt er, was unnötig war, auch wenn es nur einen As kostete, für zu teuer. Er besafs lieber Saatfelder und Weiden als wohlgepflegte Gärten. Wessen Rechnungsbücher nach seinem Tode mehr Erworbenes als Ererbtes aufwiesen, den verehrte er. Männer wie Cato waren in dieser Zeit schon selten. Denn damals begannen bereits fremde Sitten einzudringen. Und sollte man ihn nicht bewundern, wenn man sah, wie er im Gegensatze zu andern von

Anstrengungen und Lüsten unbesiegt blieb nicht nur so lange er jung und ehrgeizig war, sondern auch als Greis mit ergrautem Haar?

An Stelle der Abhärtung trat mehr und mehr Verweichlichung. Schändlich, erklärt Seneca, wer noch halb im Schlafe liegt bei hoher Sonne. Ja, es giebt Leute, die nicht eher die vom gestrigen Rausche beschwerten Augenlider auseinander bringen, als die Nacht hereinbricht. Es giebt eine Art Antipoden, die, wie M. Cato sagt, die Sonne niemals haben auf- oder untergehen sehen. Können die wissen, wie man leben muss, die nicht wissen: wann? Sie tafeln nicht fröhlich, sondern halten gleichsam ihren eigenen Leichenschmaus, der aber für die Toten auch am Tage gehalten wird. Vögel, die für Gastmähler bestimmt sind, werden im Dunkeln verwahrt, damit sie, ohne Bewegung, leicht fett werden. Die Menschen, die sich der Dunkelheit geweiht haben, gehen schlaff, welk und blass umher. Leben ferner nicht die gegen die Natur, die nüchtern Wein trinken und berauscht zum Essen übergehen? Nach dem Frühstück oder Mittagsmahle zu trinken gilt ihnen als gemein. Das thun bäurische Hausväter, die wahres Vergnügen nicht kennen. Und die, die im Winter nach Rosen verlangen und durch Bähung mit lauem Wasser und durch andre Vorkehrungen den Frühlingsflor heraustreiben? die Obstgärten auf hohen Häusern pflanzen? deren Wälder auf den Dächern und Firsten sich im Winde biegen? die nicht vornehm genug zu schwimmen glauben, wenn nicht die warmen Teiche von Winden gepeitscht werden? Indem sie darauf ausgehen, alles gegen die Natur zu wollen, fallen sie zuletzt ganz von ihr ab. „Es ist hell: also Schlafenszeit. Es ist Ruhe: jetzt wollen wir uns üben, uns in der Sänfte tragen lassen, frühstücken! Schon naht das Tageslicht: nun ist Zeit zum Mittagessen. Man

darf nicht dasselbe thun wie das Volk!" Acilius Buta hatte wie viele gelebt und sein Vermögen durchgebracht. Da hielt ihm Tiberius vor: „Du bist zu spät aufgestanden!"

Der ehrbare Hausvater hielt frühmorgens in Gegenwart seiner Kinder das Gebet und brachte ein Morgenopfer. Zeitig begannen seine Geschäfte. Zudem herrschte in Rom, besonders in der Kaiserzeit, die Sitte, dass alle Abhängigen — und deren gab es sehr viele — bei Tagesanbruch ihren Gönnern die Aufwartung machten, zur Salutatio erschienen. Die Misère dieser Pflicht wird oft geschildert. In erster Linie fühlt sich natürlich der Klient belästigt, zumal wenn er Ehrgefühl besitzt. Und wie wenige kann auch der pflichteifrige Klient in der ungeheuren und von mancherlei Bedürfnissen beherrschten Stadt sehen! Wie viele von den Herren laufen mit erheuchelter Eile durch die Aermsten hindurch, wenn sie durch langes Wartenlassen sie gefoltert haben! Wie viele meiden es, durch das mit Klienten gefüllte Atrium auszugehen, und flüchten sich durch dunkle Ausgänge des Hauses! Wie viele geben, verschlafen und schwer vom gestrigen Rausche, jenen Unglücklichen, die den eignen Schlaf abbrechen, um den fremden abzuwarten, den ihnen vom „Namennenner" tausendmal zugeflüsterten Namen mit einem hochmütigen Gähnen wieder! Auch andre Frühaufsteher stören in Rom den Bürger im Schlafe, die Schulmeister, die Knaben und Mädchen vor Tagesanbruch in die Schule kommen lassen, und die Bäcker, die ihre Ware ausrufen. Den ganzen Tag dröhnen dann die Hämmer der Erzarbeiter; hier erschüttert ein müfsiger Wechsler den Tisch mit einem Klumpen Silbergeldes, dort vergoldet ein Hämmerer spanischen Goldblechs einen gewöhnlichen Stein; weder feiert der verzückte Schwarm der Bellona, noch der geschwätzig Almosen sammelnde

Schiffbrüchige, noch der von der Mutter zum Betteln angelernte Jude, noch der triefäugige Verkäufer von Schwefelfäden. Wie viel Erzbleche erklingen, wenn man die Verzauberung des Mondes lösen will! Du, Sparsus, kannst das nicht wissen, dem das Erdgeschoss auf Bergeshöhen herabsieht, der das Land in der Stadt, einen Winzer in Rom und innerhalb der Schwelle die Bahn für Wagen hat und Schlaf tief im Innern und kein Tageslicht, aufser wenn er es zulassen will. Auf allen Seiten — schreibt Seneca — umtönt mich mannigfaltiges Geschrei, ich wohne unmittelbar über einem Bade. Stelle dir nun all die Arten von Stimmen vor, die die Ohren wütend machen können. Wenn Kräftigere sich üben und die mit Blei beschwerten Hände schwingen, höre ich Seufzer, Zischen und rauhes Atemholen. Von Unthätigen und mit dem plebejischen Salben Zufriedenen höre ich das Klatschen der auf die Schultern aufgeschlagenen Hand, die ihren Ton verändert, je nachdem sie flach oder gewölbt auffällt. Wenn aber ein Ballspieler dazu kommt und die Bälle zu zählen beginnt, ist es aus. Rechne noch einen Skandalmacher dazu und einen ertappten Dieb und den, der gern seine Stimme im Bade hört; ferner die mit gewaltigem Klatschen des Wassers in das Bassin Springenden! Aufser denen, deren Stimmen wenigstens natürlich sind, denke dir den Haarzupfer, der seine dünne und durchdringende Stimme oft hinter einander hören lässt, bis er Arbeit bekommt und einem andern das Schreien überlässt; sodann die verschiedenen Ausrufe des Kuchenhändlers, des Würstchenverkäufers, des Zuckerbäckers und aller der Garküchenausträger, die ihre Ware mit einer eigentümlichen Melodie ausbieten! Aber ich kümmere mich um dies Getöse nicht. Ebensowenig lenken mich ab die vorüberfahrenden Wagen, der im Hause wohnende Zimmermann und der benachbarte

Schmied oder einer, der Flöten und andre Musikinstrumente probiert. Denn ich zwinge den Geist, auf sich gerichtet zu sein. Mag alles draufsen widerhallen, wofern nur im Innern kein Aufruhr herrscht!

Das Leben eines Weisen lebte Horaz. Er legte sich schlafen ohne die Sorge, am Morgen früh aufstehen zu müssen. „Bis zur vierten Stunde," sagt er selbst, „bleibe ich liegen; nachdem ich gelesen oder geschrieben habe, was mich erfreut, schweife ich umher oder salbe mich mit Olivenöl. Aber sobald ich ermüdet bin und die stechende Sonne mich mahnt zu baden, meide ich das Marsfeld. Ohne Gier frühstücke ich, nur soviel, dass ich nicht mit leerem Magen den Tag auszuhalten brauche, und geniefse zu Hause die Mufse." Der nicht so unabhängige Martial klagt: „Könnt' ich frei über meine Zeit verfügen und mit dir mich dem wahren Leben weihen, dann wüssten wir nichts von den Häusern der Mächtigen, nichts von Streitigkeiten auf dem Forum, sondern Promenaden in der Sänfte, Gespräche, Bücher, das Marsfeld, eine Säulenhalle, Schatten, das Wasser der Aqua Virgo, die Thermen, das wäre immer unser Aufenthaltsort, unsre Arbeit. Jetzt leben wir beide nicht uns selbst."

Sehen wir uns nun die Tageseinteilung etwas genauer an! „Am Morgen — sagt Cicero einmal — im Hause Begrüfsung vieler wackerer Männer. Dann versenke ich mich in die Wissenschaften oder schreibe oder lese. Es kommen auch Leute, um mich zu hören, weil ich etwas gelehrter bin als sie. Sodann wird die ganze Zeit dem Körper gewidmet." Von gymnastischen Uebungen, die im Leben der Griechen eine so grofse Rolle spielen, hielten die alten Römer und später noch die philosophischen Köpfe nicht viel. Unpassend für einen Mann der Wissenschaft erscheint es diesen, die Arme zu üben, die Brust zu weiten und den Nacken zu kräftigen. „Wenn dir die

Mast auch glücklich verläuft und die Muskeln wachsen, wirst du doch nicht die Kräfte und das Gewicht eines fetten Stieres erreichen.“ „Der heutige Tag,“ schreibt Seneca einmal, „war ganz zwischen Ausruhen und Lesen geteilt. Sehr wenig hab' ich der Uebung des Körpers gewidmet. Das dank ich dem Alter, aber es kostet mich keine Ueberwindung. Als Vorturner genügt mir Earinus, ein liebenswürdiger Junge. Aber er wird bald ersetzt werden durch einen Zarteren, da ich ihn im Laufe kaum mehr einholen kann. Nach der heutigen Uebung bin ich ins kalte Bad gestiegen — so heifst bei mir das nicht ordentlich warme. Dann giebt's trockenes Brod und ohne Tisch ein Frühstück, nach dem man sich nicht die Hände zu waschen braucht. Ich schlafe sehr wenig.“

Martial giebt folgenden Tagesplan: Die erste und die zweite Stunde werden durch die Morgenbesuche ausgefüllt, die dritte setzt die Sachwalter in Bewegung. Bis fünf dehnt Rom mancherlei Arbeiten aus. Dann folgt das Frühstück. Um sechs beginnt die Siesta (meridiatio), die um sieben endigt. Es genügt die achte bis neun für Bad und gymnastische Uebungen. Neun Uhr ruft zu Tische. Zehn ist die Stunde, dem Kaiser ein Buch zu überreichen. — Der jüngere Plinius erklärt, dass ihm eine geregelte Lebensweise zumal bei Greisen gefalle wie der bestimmte Lauf der Gestirne. Junge Männer könnten eher etwas ungeregelt leben. Als Muster schildert er das Leben des Spurinna, der auch in kleinen Dingen grofse Ordnungsliebe zeigt. Früh bleibt er zunächst noch im Bett, um zwei Uhr lässt er seine Schuhe bringen und geht 3000 Schritt spazieren. Sind Freunde zugegen, so werden würdige Gespräche gepflogen, wo nicht, ein Buch gelesen; bisweilen geschieht dies auch in Gegenwart von Freunden, doch nur wenn es ihnen nicht lästig ist (Fig. 48). Dann setzt der Alte sich nieder, und wieder wird

ein Buch vorgenommen oder ein Gespräch geführt, das ihm noch über ein Buch geht. Nach einer Weile besteigt er ein Gefährt mit seiner Gattin oder einem Freunde. Wenn er 7000 Schritt zurückgelegt hat, geht er wieder 1000 spazieren, setzt sich dann nieder oder zieht sich zum Schreiben in sein Zimmer zurück. Er schreibt nämlich, und zwar in beiden Sprachen, sehr kunstvolle lyrische Gedichte. Sobald die Stunde des Bades gekommen ist — im Winter die neunte, im Sommer die



Fig. 48. Vorlesung.

achte — geht er, wenn kein Wind weht, im Badegewande auf dem mit Grün bepflanzten Söller spazieren. Darauf macht er sich lange tüchtige Bewegung mit dem Balle. Nach dem Bade legt er sich hin und verschiebt das Essen noch ein Weilchen. Inzwischen lässt er sich etwas Leichtes und Anmutendes vorlesen. Vorgesetzt wird ein ebenso feines wie frugales Mahl in purem, altem Silber. Im Gebrauche sind auch korinthische Gefäfse, an denen er seine Freude hat, ohne Leidenschaft dafür zu empfinden. Er nimmt etwas von der Nacht zum Mahle hinzu, auch

im Sommer: niemandem wird die Zeit lang, so liebenswürdig geht es dabei her. Infolge dieser Lebensweise hat er noch nach dem 77. Jahre die volle Kraft der Augen und Ohren, den beweglichen Körper neben der allein aus dem Alter entspringenden Klugheit. Ein solches Leben wünscht sich Plinius und ist entschlossen es anzufangen, sobald die Rücksicht auf das Alter gestattet, „zum Rückzuge zu blasen“.

Je mehr die politischen Verhältnisse das öffentliche Leben beeinträchtigten, desto mehr wuchs auch bei den Römern die Neigung zu litterarischer Thätigkeit. In geradezu erstaunlicher Weise trieb diese der ältere Plinius. Er besafs — auch hier folgen wir seinem Neffen — unglaublichen Eifer und ganz besondere Ausdauer im Nachtwachen. Bei Licht zu arbeiten begann er an den Volcanalien, am 23. August, und zwar tief in der Nacht, im Winter um die siebente oder, wenn es sehr spät wurde, um die achte Stunde, oft um die sechste. Er hatte freilich einen schnellbereiten Schlaf, der bisweilen auch während der Studien ihn überfiel und dann wieder verliefs. Vor Tage ging er zum Kaiser Vespasian — denn auch dieser nahm die Nächte zu Hilfe — von dort an das ihm übertragene Geschäft. Wenn er nach Hause zurückkam, widmete er die übrige Zeit den Studien. Nach dem Frühstück, das nach der Sitte der Vorfahren leicht und ohne Umstände war, lag er im Sommer, falls er nichts zu thun hatte, in der Sonne und machte sich, während ein Buch gelesen wurde, Bemerkungen und Auszüge. Nachdem er sich gesonnt hatte, badete er meist kalt. Dann nahm er einen Imbiss und schlief ein wenig. Darauf studierte er wie an einem neuen Tage bis zur Zeit des Mahles. Während dessen wurde ein Buch vorgelesen und wurden wieder Notizen gemacht und zwar eilig. Als einmal der Vorleser etwas schlecht aussprach

und einer von den Freunden ihn zwang, es zu wiederholen, sagte Plinius: „Du hattest es ja wohl verstanden? Warum unterbrachst du ihn also? Wir haben mehr als zehn Verse deinetwegen verloren.“ Er erhob sich vom Mahle im Sommer regelmäfsig noch bei Tage, im Winter während der ersten Nachtstunde. So lebte er mitten unter seinen Arbeiten und im Getöse der Grofsstadt. In der Zurückgezogenheit blieb nur die Zeit des Bades von Studien frei, d. h. die Zeit des eigentlichen Bades. Denn während er sich abreiben und abtrocknen liefs, hörte er etwas oder diktierte. Den Archimedes mussten die Sklaven mit Gewalt von der Zeichentafel wegziehen, um ihn zu salben. Er liefs sich aber dabei in seinen Studien nicht stören, sondern zeichnete die Figuren auf den gesalbten Körper. Einst tadelte Plinius seinen Neffen, dass er spazieren ginge. Daher pflegte dieser zu lachen, wenn ihn jemand eifrig nannte. „Konnte aber,“ fragt er, „ich soviel leisten, den Geschäfte des Staates und der Freunde vielfach in Anspruch nehmen?“

Seine eigene tägliche Beschäftigung schildert der jüngere Plinius folgendermafsen: Auf dem tuskischen Landgute (S. 32) stehe ich auf, wenn mir's passt, meist um die erste Stunde, oft vorher, selten später. Die Fenster bleiben geschlossen. So halte ich mich in der Stille und Dunkelheit von dem, was ablenkt, frei. Ich denke, wenn mich etwas beschäftigt, nach allen Seiten durch, bald weniger, bald mehr. Dann rufe ich einen Schnellschreiber (Stenographen) und diktiere es, indem ich das Tageslicht zulasse. Er entfernt sich, wird wieder gerufen und wieder entlassen. Sobald die vierte oder fünfte Stunde gekommen ist, je nachdem der Tag es rätlich erscheinen lässt, begebe ich mich in den Xystus (S. 32) oder in den Cryptoporticus und überlege und diktiere das übrige. Dann besteige ich ein Gefährt. Auch jetzt

denke ich wieder nach. Denn durch Abwechselung wird die Aufmerksamkeit erfrischt. Dann schlafe ich noch ein wenig. Danach gehe ich spazieren; später lese ich eine griechische oder eine lateinische Rede laut, nicht sowohl der Stimme als des Magens wegen. Hierauf gehe ich wieder spazieren, salbe mich, mache Körperübungen, bade mich. Bei Tische wird, wenn ich mit meiner Frau oder nur wenigen speise, ein Buch gelesen. Nach dem Mahle tritt ein Komödiendarsteller (Recitator) oder ein Lautenspieler auf. Später gehe ich mit den Meinigen, worunter wohl unterrichtete Männer sind, spazieren und bringe mit Gesprächen den Abend hin. Auch der längste Tag geht so schnell zu Rüste. Manchmal wird an dieser Ordnung etwas geändert. Denn wenn ich lange gelegen habe oder spazieren gegangen bin, lasse ich mich erst nach dem Schlafen und der Lektüre nicht vom Wagen, sondern, weil es schneller geht, von einem Pferde tragen; oder es finden sich Freunde aus den nächsten Städten ein und nehmen einen Teil des Tages für sich in Anspruch und kommen mir bisweilen, wenn ich abgespannt bin, mit einer rechtzeitigen Unterbrechung gelegen. Manchmal gehe ich auf die Jagd, aber nicht ohne Schreibtafel. Wenn ich auch im Netze nichts fange, bringe ich doch etwas nach Hause. Nicht genug Zeit wird, ihrer Meinung nach, den Pächtern gewidmet, die uns mit ihren Klagen behelligen. Im Winter ändert sich an meiner Lebensweise nichts weiter als dass der Mittagsschlaf ausfällt und viel von der Nacht entweder früh oder abends zu Hilfe genommen wird und dass im Drange der Geschäfte, der häufig im Winter eintritt, nach Tische kein Raum für den Komödiendarsteller oder den Lautenspieler ist. — Eine Abwechselung bringt die Zeit der Ernte und der Weinlese. Dann schlendert der Besitzer durch sein Revier, pflückt bald hier, bald dort eine Traube, besichtigt

die Kelter und kostet von dem Moste in der Kufe. Aufser der Jagd pflegt er den Fischfang. In manchen Villen konnte man gleich vom Zimmer aus die Angel auswerfen.

In der Stadt verläuft freilich das Leben ganz anders. Fragt man jemanden: „Was hast du heute gethan?“ so antwortet er: „Ich war bei einer Konfirmation — d. h. der Bekleidung eines jungen Mannes mit der Männertoga — bei einer Verlobung oder Hochzeitsfeier, der und der lud mich zur Besiegelung eines Testaments ein, jener bat um meinen Beistand vor Gericht.“ Das alles scheint an sich wichtig, aber bei vielen wird es durch häufige Uebung zur leeren Form. Kehrt ein solcher ermattet nach Hause zurück, so weifs er selbst nicht, wo er gewesen ist, und irrt doch am folgenden Tage von neuem umher. Auf dem Lande kommt einem die Nichtigkeit dieses Treibens recht zum Bewusstsein. „Auf meinem laurentischen Landgute“ (S. 27), spricht Plinius, „höre und sage ich nichts, was ich bereuen könnte. Niemand zerzaust in meiner Gegenwart einen mit schlimmen Reden, ich selbst tadle niemanden aufser mich selbst, wenn ich nichts Ordentliches schreibe. Ich rede nur mit meinen Büchern.“

Der Rhetor Porcius Latro verstand sein Studieren weder auszusetzen noch wieder aufzunehmen. Wenn er sich einmal zum Schreiben aufgereizt hatte, arbeitete er Tag und Nacht und hörte nicht eher auf, bis er erschöpft war. Oft, wenn er die ganze Nacht gearbeitet hatte, erschien er sogleich nach dem Frühstück zum Deklamieren. Auch studierte er in der Regel am Abend nach dem Essen, obgleich dies höchst gesundheitswidrig ist. Liefs er sich aber einmal gehen, dann genoss er die Freiheit auch ganz ordentlich. An einen Hochstehenden werden natürlich viel höhere Anforderungen gestellt als an einen

gewöhnlichen Menschen. Der Senat verhandelt oft den ganzen Tag, während die Niedrigen sich gütlich thun. Der Angesehene ist oft nicht im stande, ein Stündchen länger zu schlafen, eine Vergnügungsreise zu machen oder die Schauspiele zu besuchen. Zeitweiliges Ausruhen ist aber unerlässlich. Die Gesetzgeber haben Festtage eingerichtet, damit die Menschen zur Fröhlichkeit von Staatswegen angehalten würden, und manche grofse Männer gaben sich alle Monate an gewissen Tagen Ferien und schieden an jedem Tage Mufse und Sorgen. Den berühmten Asinius Pollio konnte kein Geschäft über die zehnte Stunde aufhalten. Nicht einmal Briefe las er nach dieser Stunde, aus Furcht, sie könnten neue Sorge verursachen. Manche spannten mitten am Tage aus und verschoben auf die Nachmittagsstunden irgend eine leichtere Beschäftigung. Ein griechischer Dichter lehrt:

Völlig genug für die Müh'n sind sechs, die folgenden Stunden
Mit Buchstaben gezählt künden dir „Lebe" (*ΖΗΘΙ*), o Mensch!

Wie viele aber gab es in dieser Zeit, die das Glück der Mufse nicht kannten, weil sie ernste Arbeit scheuten! Hören wir auch hierüber Stimmen aus dem Altertum selbst! Die Thürhüter hat unser böses Gewissen, nicht unser Stolz vor die Thür gestellt. Wir leben so, dass plötzlich erblickt werden ertappt werden ist. Reden wir nicht von denen, die der Venus und dem Bacchus fröhnen! Im Landhause, auf ihrem Lager sind manche sich selbst lästig. Nennst du den müfsig, der korinthische Gefäfse, die nur infolge der Leidenschaft einigen Wert haben, mit ängstlicher Sorgfalt ordnet und den gröfsten Teil des Tages unter grünspanbedeckten Metallblechen zubringt? der im Ceroma — denn wir leiden nicht einmal an römischen Fehlern — allezeit den ringenden Knaben zusieht? der die Herden seiner gefesselten Sklaven nach

Alter und Farbe in Paare scheidet? der die neuesten Athleten füttert? Nennst du die müfsig, die beim Haarschneider viele Stunden verbringen, oder die, die mit Abfassen, Hören und Hersagen von Liedern sich beschäftigen und dabei die Stimme in unnatürlicher und geistloser Weise verändern? die, deren Finger fortwährend ein Gedicht scandieren? die, die nach dem Vorbilde gewisser Griechen unnütze Wissenschaft betreiben und z. B. fragen, wieviel Ruderknechte Odysseus gehabt hat? die, die auf dem Sessel und in der Sänfte sich hierhin und dahin begeben und nach den Stunden dieser unabänderlichen Promenaden Audienzen erteilen? die ein andrer erinnert, wann sie baden, wann sie schwimmen, wann sie das Mittagsmahl einnehmen müssen, und die so in Schlaffheit zerfliefsen, dass sie selbst nicht wissen, ob sie Hunger haben? Als einer von diesen Weichlingen auf den Händen aus dem Bade gehoben und auf den Sessel niedergesetzt wurde, fragte er: „Sitze ich schon?"

Wie vieler Leben hat das Ballspiel (Fig. 49) und anderes Spiel aufgebraucht! Das Ballspiel wurde keineswegs blofs von jugendlichen Leuten geübt. Wir sehen in Petrons Romane einen kahlköpfigen alten Herrn, der inmitten lockiger Knaben in roter Tunika und in Pantoffeln sich mit grünen Bällen Bewegung macht. Wenn einer zu Boden fällt, so nimmt er ihn nicht wieder, sondern ein Diener hat einen ganzen Beutel voll und versorgt die Spieler damit. Auf einer Seite des Kreises stehen zwei Eunuchen, von denen der eine die Bälle zählt, aber nicht die, die im Prellspiel zwischen den Händen wirbeln, sondern die, die auf die Erde fallen. Das sehr alte Würfelspiel war als Hazardspiel zu allen Zeiten in Rom verboten, wurde aber natürlich trotzdem gern gespielt. Harmlos an sich war das Spiel mit den Knöcheln der Hinterfüfse von Rindern, Ziegen und anderen Tieren. Es wurde

aber auch als Glücksspiel verwendet. „Nachdem wir gespeist und getrunken hatten" — erzählt ein Parasit — „verlangt er Knöchel und fordert mich zum Spiele heraus. Ich setze meinen Mantel, er setzt seinen Ring dagegen und ruft Planesium an. Er wirft vier Geier. Ich ergreife die Knöchel, rufe den Hercules an, werfe den Königswurf, trinke ihm einen grofsen Becher vor: er trinkt aus, lässt das Haupt sinken und schläft ein. Ich ziehe ihm den Ring ab und nehme heimlich die Füfse vom Lager. Die Sklaven fragen, wohin ich gehe. Dorthin, wohin die Satten gehen, sag ich." — Besonders beliebt scheint das Brettspiel gewesen zu sein. Julius Kanus spielte es gerade, als ein Centurio kam, ihn zum Tode zu führen. Er zählte seine Steine und sprach zu seinem Genossen: „Dass du nicht nach meinem Tode lügst, du hättest gewonnen!" Dann wandte er sich an den Centurio mit den Worten: „Du wirst Zeuge sein, dass ich um einen vor bin." Solcher Spiele gab es noch mehr. (Vgl. darüber den 2. Band der Kulturbilder.)

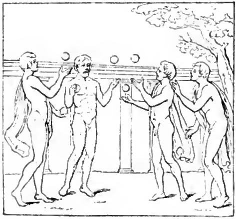


Fig. 49. Ballspiel.

Am kürzesten und unruhigsten ist das Leben derer, die das Vergangne vergessen, das Gegenwärtige vernachlässigen, wegen der Zukunft fürchten. Wenn sie ans Ende kommen, sehen sie, dass sie nichts erreicht haben. Dass ihnen oft der Tag lang erscheint, dass ihnen die Stunden

bis zur Essenszeit langsam vergehen, ist kein Beweis dafür, dass sie lange leben. Denn da sie nichts zu thun haben, eilen sie zu irgend einer Beschäftigung, und die Zwischenzeit ist ihnen lästig. Gellius baut immer: bald legt er Schwellen, bald passt er Schlüssel in die Thüren und kauft Querbalken, bald bessert er diese, bald jene Fenster aus und ändert sie, alles nur, damit er dem Freunde, wenn er um Geld bittet, sagen kann: „Ich habe zu bauen." Mancher Reiche kommt nie zum Genusse. Immer rechnet er ab, wälzt den Kalender, wird aus dem Herrn ein Verwalter. Auf seinen Geldsäcken schläft er gierig und darf sie wie Heiligtümer oder Gemälde nur ansehen. Um vielen Lebensgenuss bringt uns auch der Zorn. Der Bursch ist nicht behend genug, das Wasser zum Trinken zu warm, der Pfühl in Unordnung, der Tisch nachlässig hingestellt, die calda (der Warmwein) wird nicht gut gereicht oder ein Glas ist zerbrochen worden. Wegen solcher Dinge sich aufzuregen ist Wahnsinn, übergrofse Empfindlichkeit. Ein Sybarit klagte gar, die Galle laufe ihm über, weil er auf gedoppelten Rosenblättern liege. Was ist der Grund, dass der Husten oder das Niesen jemandes oder eine Fliege, die trotz aller Sorgfalt im Zimmer zurückgeblieben ist, dich in Zorn versetzt oder ein den Händen des nachlässigen Sklaven entfallender Schlüssel? Wird der mit Gleichmut im öffentlichen Leben Schmähungen ertragen, dessen Ohren das Knirschen einer weggezogenen Bank beleidigt? Wird der Hunger und Durst eines Feldzuges im Sommer aushalten, der seinem Diener zürnt, weil er den Schnee nicht ordentlich schmelzen lässt? Manches beleidigt uns, was ohne Gefühl ist, wie ein Buch, das wir oft, wenn die Buchstaben zu klein sind, hinwerfen und, wenn es fehlerhaft ist, zerreifsen, wie wir Kleider zerfetzen, weil sie uns nicht gefallen. Nehmen wir von den Aelteren

einen vor: Du stehst an der Grenze des menschlichen Lebens, im 100. Jahre oder darüber; wohlan, berechne, wieviel von dieser Zeit der Gläubiger, wieviel die Geliebte, wieviel der Staat, wieviel der Klient weggerafft hat; wieviel der Streit der Gattin, wieviel die Bestrafung der Sklaven, wieviel das geschäftige Hin- und Herlaufen in der Stadt! Füge die selbstverschuldeten Krankheiten hinzu, all die Zeit, die unbenutzt geblieben ist, und du wirst sehen, dass du weniger Jahre hast als du zählst. Ruf dir ins Gedächtnis zurück, wie wenig Tage so, wie du bestimmt hattest, verlaufen sind, wann du dir selbst gehört hast, wann deine Stimme natürlich, wann dein Herz unverzagt gewesen ist, wieviele dein Leben geplündert haben, ohne dass du merktest, was du verlorst, wieviel eitler Schmerz, thörichte Freude, gieriges Verlangen, angenehme Unterhaltung dir genommen haben: dann wirst du erkennen, dass du vor der Zeit stirbst. Ihr lebt eben, als ob ihr immer leben würdet. Die meisten sagen: „Vom fünfzigsten Jahre an will ich mich in die Mufse zurückziehen, das sechzigste wird mich aus meinen Geschäften entlassen.“ Dann willst du zu leben beginnen, wenn es auf die Neige geht.

Am besten ist es, sich täglich Rechenschaft zu geben. Nach dem Vorbilde des Sextius handelte Seneca: Sobald das Licht weggetragen und meine Frau, die meine Gewohnheit kennt, verstummt ist, gehe ich alle meine Handlungen und Worte von diesem Tage durch: den hast du freier ermahnt, als du gesollt hättest; daher hast du nicht gebessert, sondern beleidigt u. s. w. Nach solcher Selbsterkenntnis folgt ein sanfter und sorgenloser Schlaf. Wie anders der reiche Maecenas! Wenn er von Liebeshändeln aufgeregt ist und die fortwährende Entzweiung mit seiner mürrischen Gattin beweint, sucht man ihm durch harmonische Musik, die aus der Ferne leise klingt,

den Schlaf zu verschaffen. Mag er sich immer durch schweren Wein einschläfern, durch das Rauschen der Wässer die Gedanken ablenken und durch tausend Vergnügungen das angsterfüllte Herz täuschen, er wird doch wachen in seinem Bett von Flaumfedern.

Die Nacht.

Der Berge Häupter ruhn, es ruht das Thal,
Die Blätter in den Wipfeln rings verstummen,
Es schläft auch das Gewürm, das ohne Zahl
Die Erde nährt, es schweigt der Bienen Summen;
Es schläft der Vogel müde in den Zweigen,
Das Wild im Waldesgrunde,
Es ruhn in tiefem Schweigen
Die Ungeheuer in des Meeres Grunde. (Alkman.)

Wenn sich die Sonne senkt und alle Strafsen sich beschatten, kehren der Pflüger, der Hirt müde heim in ihre Hütte, nach dem Nachtmahle verlangend. In der einfachen Hütte wie im Fürstenpalaste ist die Beleuchtung sehr einfach. Im Saale des Odysseus stellen die Freier bei Einbruch der Nacht drei Feuerbecken auf. Mit dürrem, klargespaltenem Brennholze und mit Kienspänen unterhalten die Mägde auf ihnen den zugleich wärmenden Brand, indem sie geschäftig von einem zum andern gehen. Leuchter oder Lampen finden sich noch nicht. Auch in den Händen der goldenen Jünglinge im Palaste des Alkinoos brennt nur der dürftige Kienspan. Diese kümmerliche Beleuchtung hindert nicht, Mahlzeiten und andre Ergötzlichkeiten bis tief in die Nacht auszudehnen. „Die Nacht ist lang," meint Alkinoos, „unendlich lang, und noch nicht ist es Zeit zu schlafen. So erzähle mir denn deine wunderbaren Schicksale; denn bis zur heiligen Frühe könnte ich deinen Worten lauschen!" Flink räumten die Mägde die Speisen und die Tische weg, warfen das

verkohlte Holz aus den Pfannen zu Boden und legten frisches auf. Sie kamen oft spät zur Ruhe. Bisweilen hatten sie einem Fremden ein nächtliches Fufsbad zu bereiten oder mussten sich die halbe Nacht an der Handmühle plagen. Aber es kommt für jeden die Zeit, wo der Schlaf, der Bruder des Todes, der Herrscher der Götter und Menschen, ihn umfängt oder Hermes mit seinem Zauberstabe ihn berührt. Dann ruht der Herrscher im Innern seines Palastes neben seiner hehren Gemahlin. Odysseus hat sich sein Ehebett selbst gezimmert, indem er den Stamm eines Oelbaums als Grundlage benutzte. Mit Gold, Silber und Elfenbein hat er es kunstvoll geschmückt und einen stierledernen Riemen durch die gebohrten Löcher eingespannt. Wie Telemach sich in seine abgelegene Kammer begiebt, leuchtet ihm die treue Eurykleia vor. Er öffnet die Thür, setzt sich auf das Bett, zieht den weichen Leibrock aus und wirft ihn der verständigen Alten zu. Die faltet ihn zusammen, streicht ihn glatt und hängt ihn an den Nagel zur Seite des Lagers. Telemach schläft demnach unbekleidet. Erst in späterer Zeit wird ein besonderes Nachtkleid erwähnt. Noch im Mittelalter wechselt in dieser Beziehung der Brauch. Ist ein Fremder erschienen, so stellen die weifsarmigen Mägde in der Halle ein Bett auf, legen schöne purpurne Tücher hinein, über die sie Decken breiten und dichtwollene Mäntel zum Einwickeln legen. Dann treten sie vor den Fremden mit der Aufforderung: „Wohlan, komm, das Bett ist dir bereitet!" Nausikaa ruht in einem kunstvoll verzierten Gemache. Bei ihr schlafen zwei jugendliche Mägde zu beiden Seiten des Eingangs. Auch die trauernde Penelope schläft nicht allein. Dem Odysseus bereitet Eumaios nahe am Feuer ein Lager, legt darauf die Felle von Schafen und Ziegen und zum Zudecken eine grofse wollene Decke. Trauernde

berauben sich freiwillig der Bequemlichkeit des Bettes. So schläft Laertes im Winter da, wo die Diener schlafen, im Staube nahe am Feuer, in der schönen Jahreszeit aber im Garten auf einem Lager von Blättern. Bei Aristophanes macht Myrrhine ein Bett vor unsern Augen zurecht: auf die Gurte der kleinen Kline breitet sie zuerst eine Matte statt der sonst üblichen Matratze, legt dann ein Kopfkissen darauf und fügt zum Zudecken ein Ziegenfell hinzu.

Es giebt zwei Thore der Träume. Träume, die aus dem Thore von Elfenbein hervorgehen, täuschen, die aber durch das Thor von Horn kommen, künden die Wahrheit. Doch sehen wir so manchen am Morgen sich den Kopf zerbrechen wie jenen Alten: „Nicht einmal im Schlafe lassen die Götter die Menschen in Ruhe. Da träumt' ich letzte Nacht einen sonderbaren Traum. Ein Affe versuchte zu einem Schwalbenneste emporzuklettern. Wie dies nicht gelang, bat er mich, ihm eine Leiter zu borgen. Ich verhandle mit ihm, dafs er dem Tierchen nicht schade. Er wird wild, droht mir. Im Zorn packe ich die Bestie um den Leib und schlage sie in Fesseln." Träume haben im Leben der Alten zu allen Zeiten eine wichtige Rolle gespielt. Die vielgeübte Kunst der Traumdeutung wurde noch im 2. Jahrhundert n. Chr. von Artemidoros in ein System gebracht. Träume sind Schäume. In eine ärmliche Hütte führt uns Theokrit: Zwei greise Fischer liegen hier auf einem Lager von Moos und Laub, zugedeckt mit ihrem Kittel, den Kopf stützend auf eine Matte. Ringsum die Geräte ihres Handwerks. Ohne Schloss, ja ohne Thür, ohne Hund schlafen sie und erheben sich, ehe noch Selene die Hälfte ihrer Bahn durchmessen hat. Der eine erzählt seinen Traum. Einen goldenen Fisch hat er gefangen und geschworen, das Meer nun zu meiden. Der andre

zerstreut seine Besorgnisse wegen des Eides und mahnt ihn, den fleischigen Fisch zu fangen, damit er nicht sterbe an goldenen Träumen. Aehnlich wird der Schuster Mikylos vom Hahne aus süfsen Träumen geweckt (S. 74). Um ihn zu überzeugen, wieviel besser Armut ist als Reichtum, heifst der Hahn ihn mit der längsten seiner Schwanzfedern die Schlösser der benachbarten Häuser öffnen. Sie sehen den früheren Schuster Simon, jetzigen Rentier Simonides, bei düstrer Lampe bleich und abgemagert sitzen im Selbstgespräche: Also 70 Talente sind ganz sicher unter dem Bette vergraben, und niemand weifs davon. Die 16 aber unter der Krippe, wie ich die vergrub, das sah, denk ich, der Knecht Sosylos. Was treibt der sich immer im Pferdestalle herum, obwohl er gar nicht so eifrig ist? Gewiss hat man mir auch noch mehr gestohlen. Wovon hätte sich sonst Tibios gestern ein so grofses Stück (eingemachten) Salzfisch als Zukost besorgt? Auch soll er seiner Frau einen Ohrring für fünf Drachmen gekauft haben. Aber auch die vielen Becher sind nicht in Sicherheit. Ich fürchte, dass einer die Mauer unten durchgräbt. Viele stellen mir nach. Darum ist es am besten wach zu bleiben. Ich will das ganze Haus durchwandeln! Wer da? Ich seh dich, Einbrecher . . . ein Glück, dass es nur eine Säule war. Ich will doch gleich das vergrabene Gold noch einmal zählen. Halt, wieder hört' ich jemanden; wo hab ich mein Schwert? . . . wenn ich einen erwische . . . weg wieder mit dem Golde!" Auch den Wucherer Gniphon sehen sie schlaflos, wie er sorgenvoll über seinen Büchern hockt und Zinsen berechnet. Nicht besser geht es dem Schuldner. Während die Diener schnarchen und der liederliche Sohn vom Pferdesporte träumt, wälzt sich der alte Strepsiades auf seinem Lager. Wie soll er am kommenden Termin die Gläubiger befriedigen?

Endlich ruft er: „Zünde ein Licht an, Bursche, und bring das Rechnungsbuch heraus!“ (S. 87.) Wie jener Simon treibt es auch der Misstrauische bei Theophrast. Nachdem er sich niedergelegt hat, fragt er seine Frau, ob sie die Lade geschlossen habe, ob der Becherschrank versiegelt und der Balken in die Hausthür eingelassen sei, und wenn sie es bejaht, steht er trotzdem barfufs und blofs, wie er ist, auf, zündet ein Licht an und untersucht alles, so dass er kaum zum Schlafen kommt.

Wie viele verlieren durch Sorge für die Kinder, durch Krankheit, Liebeskummer die Nachtruhe! Schon sank hinab Selene samt den Plejaden. Mitternacht ist da, und noch immer wacht die einsame Sappho! Praxagora nennt bei Aristophanes die thönerne Lampe Mitwisserin ihrer Geheimnisse. Die Oellampe (Lychnos) ist im 5. Jahrhundert in Griechenland schon allgemein verbreitet. Am meisten gebraucht wurde die Sparlampe mit nur einem Dochte aus Werg, Binsenmark oder auch den Blättern der Königskerze und andern Pflanzenteilen. Durch ein gewöhnlich in der Mitte der obern Seite befindliches, durch einen Deckel verschliefsbares Loch goss man den Brennstoff, Oliven- oder auch Ricinusöl. Keinen dicken Docht einzuziehen und nicht zu viel von dem teuern Oele zu verbrauchen ist das Streben des sparsamen Hausvaters. Deshalb soll auch sein Junge den Docht nicht mit den Fingern, sondern mit einem Strohhalme herausziehen. Zu diesem Zwecke waren wertvollere Lampen mit einer besonderen Oeffnung in der Nähe der Tülle versehen, öfter auch mit einer Art Harpune, die nicht selten an einer Figur befestigt war (S. 116). Auch schneuzte man die Lampen mit kleinen Zangen. Höheren Ansprüchen genügten Lampen mit zwei und mehr, bis zu zwölf, ja zwanzig Tüllen. Um einen gröfseren Raum zu beleuchten, benutzte man hölzerne oder bronzene Lampen-

träger (Lychnuchoi), in ihrer Axe bisweilen verschiebbare Ständer, die die Lampen entweder auf einer Platte trugen oder mit Ketten an Armen hielten. Nicht blofs Thon, sondern auch Blei und Eisen, Silber und Gold, Glas und Marmor diente als Material. Wer aber vermag den Reichtum der Formen und der bildlichen Ausschmückung

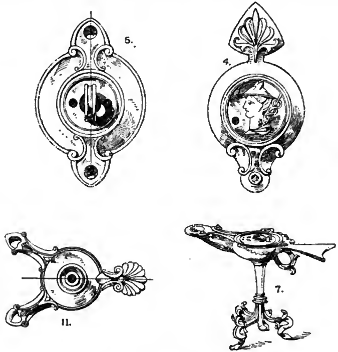


Fig. 50. Antike Lampen.

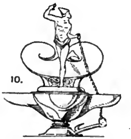
zu schildern! Wie schön und sinnig indes diese Lampen auch ausgestattet waren, ihre Leuchtkraft blieb immer gering, und die Belästigung durch den Rauch war grofs. Wie viele der unsterblichen Geisteserzeugnisse mögen bei solcher Beleuchtung entstanden sein! Verschiedene Nachtarbeiter haben wir schon erwähnt. Auch Augustus zog sich nach der Hauptmahlzeit auf das Lager zur

Nachtarbeit zurück. Hier verblieb er, bis er die rückständigen Tagesgeschäfte ganz oder zum gröfsten Teile erledigt hatte, bis tief in die Nacht. Dann begab er sich zu Bett, schlief aber nicht mehr als höchstens sieben Stunden, und auch diese nicht ohne Unterbrechung, sondern so, dass er während der Zeit drei- bis viermal aufwachte. Wenn er den unterbrochenen Schlaf nicht wieder finden konnte, suchte er ihn durch herbeigerufene Vorleser oder Erzähler wieder zu gewinnen, was sich oft bis über die Morgendämmerung hinzog. Auch im Dunkeln wachte er nie, ohne dass jemand bei ihm safs. Gewöhnlich schlief man ohne Lampe, doch liefs man in Kinderstuben gern ein Nachtlicht brennen. Erlosch die Lampe, so zündete man sie an der glimmenden Asche des Herdes oder im Nachbarhause wieder an. Die alten Römer liefsen die Lampe nur von selbst erlöschen. Auch mussten die Sklaven den Behälter sofort wieder füllen, damit der Oelverbrauch beaufsichtigt werden konnte. Dass bei den grofsen Gelagen der Römer in der Beleuchtung, besonders auch durch Kronleuchter, immerhin Erstaunliches geleistet wurde, ist sicher. Zu dem Grofsartigsten gehörte die, mit der einmal Kleopatra den Antonius überraschte. In ländlichen Haushalten wird beim Spinnen und Weben noch vielfach der Kienspan der Vorfahren benutzt. Daneben machte man Fackeln und Kerzen (candelae) aus Wachs oder Talg mit einem Dochte aus Binsenmark. Man konnte sie auf den Stift eines Leuchters stecken, der candelabrum, Kerzenträger, genannt wurde. In Griechenland scheinen vor der römischen Zeit Kerzen nicht in Gebrauch gewesen zu sein.

Im kaiserlichen Rom ward von „Lychnobioi" häufig die Nacht zum Tage gemacht. Albinovanus Pedo, der über einem solchen Nachtmenschen wohnte, berichtet: „Um die dritte Stunde der Nacht höre ich das Knallen

von Geifseln; ich frage, was er thue. Es heifst, er lasse sich Rechnung ablegen. Um die sechste Stunde heftiges Geschrei. Es heifst, er übe seine Stimme. Um die achte Stunde frage ich, was der Ton der Räder bedeute. Es heifst, er fahre umher. Gegen Tagesanbruch eilt man hierhin und dahin, Burschen werden gerufen, Kellermeister, Köche lärmen. Er hat eben Honigwein und Speltmus verlangt, eben das Bad verlassen."

Die Lampe diente zugleich als Wetterglas. Schnuppen am Dochte zeigten Regen an, aber auch andre Dinge. Der Aberglaube war ja in der Kaiserzeit besonders arg, und man braucht nur den Roman des Apulejus mit seinen Hexengeschichten und anderem Spuke zu lesen, wenn man das Gruseln lernen will. Eine Spukgeschichte, die der jüngere Plinius erzählt, spielt in einem geräumigen Hause zu Athen. In der Stille der Nacht rasselt es mit Ketten, ein Geist, eine wahre Jammergestalt, erscheint den Bewohnern, die vor Angst sterben. Schliefslich liest der Philosoph Athenodoros die Aufschrift und mietet das verrufene Haus. Sobald es dämmert, lässt er sich im vordern Teile des Gebäudes ein Lager aufschlagen und verlangt Schreibzeug und ein Licht. Er vertieft sich ins Schreiben. Der Geist kommt und winkt ihm. Schliefslich ergreift der Philosoph das Licht und folgt. An der Stelle, wo die Erscheinung verschwunden ist, finden sich dann eines Toten Gebeine.



10.

V.

Die Frauen.

Den Mafsstab für die Beurteilung der Frau in alter Zeit geben die Worte des Achilleus: „Keine Tochter des Agamemnon will ich zum Weibe, selbst dann nicht, wenn sie an Schönheit mit der goldenen Aphrodite wetteifern und Athene sich vergleichen könnte in kunstvollen Werken.“ Die prosaische Schätzung nach dem Nutzen überwiegt bei Hesiod. Der von ihm angeschlagene Ton klingt weiter bei Semonides von Amorgos, nach dem die Frauen aus acht Tiergattungen entstanden sind, darunter der fleifsigen Biene. Aber die letzte Art giebt es nicht mehr. Einen Seitenblick wirft derselbe Dichter auf die Frauen, die unter sich von Liebesgeschichten sprechen. Leidenschaftliche Töne hat angeschlagen die Dichterin Sappho. Doch darf man von ihr behaupten, dass sie besser war als ihr Ruf. Es kommt die Zeit der Perserkriege. Die Hellenen, allen voran die Athener, waren zu schnell aus ihrer bäuerlichen Einfachheit in das helle Licht des Heldenruhms getreten. Bei diesem raschen Gange hatten die Frauen nicht Schritt gehalten — durch Schuld der Athener selbst, die sie

auf das Frauengemach beschränkt wissen wollten. Das gleiche Selbstbewusstsein, das sie die Barbaren verachten liefs, machte sie auch geneigt, auf das weibliche Geschlecht geringschätzig herabzusehen.

In Rom hat die Frau immer eine anerkannte Rolle gespielt in guter wie in schlechter Beziehung. Muster altrömischer Sittenreinheit ist Lucretia, neben ihr wird die Mutter der Gracchen als echte Römerin gepriesen. Es war mehr Rasse in der römischen Frau. Deshalb musste sie, einmal aus dem Geleise vaterländischer Sitte geschleudert, sich auch im Schlechten grofs erweisen. Verkehrt wäre es, der antiken Frau, der griechischen oder der römischen, an sich einen besonderen Charakter zuzuschreiben. Der Wert der Frau und ihre Schätzung bestimmt sich zu allen Zeiten nach dem jeweiligen Stande der allgemeinen Gesittung. Wenn die Historiker, Redner, Komiker und Satiriker zeigen, dass thatsächlich die Frau im Altertum nicht immer das Ideal edler Weiblichkeit dargestellt hat, so zeigen die Schilderungen der Tragiker und anderer hochsinniger Dichter das Bewusstsein der Alten von der wahren Würde der Frau und dem idealen Verhältnisse des Weibes zum Manne. Die erhabenen Muster echt weiblichen Wesens, die Homer vorgezeichnet hat, haben zu keiner Zeit gefehlt.


Fig. 51. Spinnerin.

Die griechische Jungfrau führte in älterer Zeit ein einsames Leben. Im Märchen muss sie bisweilen gar in

einem Turme ihre Jugend vertrauern. In der Regel war ihre Grenze die Thür des Frauengemachs (S. 12). So safs sie denn daheim, spann (Fig. 51) und webte und häufte Vorräte an Gewändern zur Aussteuer an. Wie oft mochten ihre Gedanken hinausschweifen! Hat doch eine Freundin mit zwölf Jahren schon geheiratet! Sie selbst muss fürchten, in ewigem Einerlei zu verblühen. Schon hat sie das Alter erreicht, das Platon als wünschenswert für die Heirat bezeichnet, das zwanzigste Jahr. Wohl



Fig. 52. Tanzunterricht.

schelten Väter die Tochter ein „schwer anzubringendes Uebel“, aber sie geben ihr doch auch keine Gelegenheit, mit jungen Männern bekannt zu werden. Kaum dass die Jungfrau einmal auf einem Feste im Freundeskreise im Reigen (Fig. 52) tanzen oder als Korbträgerin in einer Prozession einherschreiten darf. Dann wird sie stattlich herausgeputzt. „Glücklich der,“ ruft der Vater mit einem Blicke auf die holde Gestalt, „der dich einmal heimführt,“ ermahnt sie aber auch, ein recht ernstes Gesicht zu machen und ihren Schmuck vor Diebeshänden zu bewahren. Bei solchen Gelegenheiten wurde manchmal ein verstohlener Herzensbund geschlossen. Dann klagte

wohl auch das attische Mädchen gleich dem lesbischen: „Ich kann nicht weben, lieb Mütterlein, ich vergehe vor Sehnsucht bei dem Liebsten zu sein.“ Und sollte nicht auch in älterer Zeit manchmal ein athenischer Jüngling über das Dach gestiegen sein, um nach des Nachbars Töchterlein zu schaun? Bisweilen mochte es gehen wie bei Pyramus und Thisbe. Als Nachbarskinder wurden sie miteinander bekannt, mit der Zeit wuchs ihre Liebe. Aber von einer Vermählung wollten die Väter nichts wissen. Die Liebenden hatten keinen Vertrauten, nur durch Winke und Zeichen sprachen sie. Nun zeigte die gemeinsame Wand der beiden Häuser einen Riss. Niemand hatte es die vielen Jahre hindurch bemerkt, aber was merkt nicht die Liebe? Und so flüsterten sie



Fig. 53. Kinder miteinander scherzend.

einander ihr Geheimnis zu, sagten sich vor dem Schlafengehen „Lebewohl“ und küssten die gemeinsame Wand. Viele werden nachgiebigere Väter gehabt haben als diese beiden (Fig. 53). Es kann keinen gröfseren Irrtum geben als den, zu glauben, die Alten hätten die heifse, sinnliche und echte Liebe nicht gekannt. Sie haben nur in der ältern Zeit nicht viel Redens davon gemacht. Erst die alexandrinische Zeit hat die romantische Liebe in der Litteratur kultiviert. Jetzt durfte keine Dichtung mehr ohne Liebe sein, sei es glückliche oder unglückliche, und schon damals waren vielen die Geschichten die liebsten, die mit einer Heirat endigten. Nun klagt der verliebte Jüngling den Bäumen sein Leid und schneidet in ihre Rinde den Namen der Geliebten ein. Nachts steht er vor ihrem Hause auch im Sturmesgebraus. Selene ist seine Vertraute. Er bittet sie, in Liebchens Kammer zu scheinen, und auch das Mädchen steht gern nachts am Fenster, schaut nach dem Sterne, dem Bilde des fernen Bräutigams, und lässt das Mondlicht spielen auf ihrem zarten Gewande. Unter den mannigfachen Liebesliedern ist auch das Tagelied vertreten.

Vom Standpunkte der Männer aus klagt der Philosoph Theophrast, dass keine Auswahl der Gattin stattfinde, sondern dass man die nehmen müsse, die einem der Zufall in den Weg führe. Wenn sie jähzornig, einfältig, hochmütig, hässlich ist, wir erfahren es erst nach der Hochzeit. Das Pferd und der Esel und die wertlosesten Sklaven, auch Kleider und Waschbecken, Stühle, Becher und irdene Krüge werden vorher geprüft und dann erst gekauft, nur die Frau wird dem Abnehmer nicht vorher gezeigt. „Man sollte es machen wie beim Handel,“ meint ein Vater, „nicht fragen nach dem Grofsvater, der Grofsmutter, sondern nach dem Charakter des Mädchens selbst. Ich werde meine Tochter durch die Stadt führen,

da seht sie euch an!“ Die Wahl der Gattin bildet ein beliebtes Thema der Moralphilosophen. Bei der Prüfung der Zukünftigen darf man sich jedes Auskunftsmittels bedienen, der Sklaven, der Nachbarn und der im Hause Verkehrenden. Schon im Altertum eröffnete sich hier Ehevermittlerinnen ein Feld der Thätigkeit.

Das über die Einschränkung der Jungfrauen Gesagte gilt strenggenommen nur für Athen. In Sparta herrschte eher das Gegenteil von weiblicher Zurückhaltung, in Elis bestanden Wettläufe der Jungfrauen zu Ehren der Hera (Fig. 54), und in der alexandrinischen Epoche finden wir überall auch bei den Frauen der höheren Stände eine gröfsere Selbständigkeit. Wir sehen, dass sich die Töchter mit Kunst (Fig. 55) und Wissenschaft, mit Philosophie und Politik abgeben und untereinander in munterem Spiele belustigen (Fig. 56). Ja wir finden junge Mädchen mit Liebeszauber beschäftigt. „Wo sind die Lorbeerzweige, Thestylis, wo die Zauberkräuter?“ ruft eine von ihrem Geliebten verlassene Jungfrau der Dienerin zu. Während der Mond sein magisches Licht auf die Scene sendet, wird der Vogel Wendehals auf ein Rädchen gebunden und rasch gedreht. Die Dienerin muss Gerstenmehl auf das Feuer streuen und dabei rufen: „Ich streue die Gebeine des Delphis.“ Zu gleichem Zwecke verbrennt man den Lorbeer. Ein Wachsbild, das Symbol des Geliebten, wird geschmolzen. „Horch, Thestylis, die Hunde



Fig 54. Wettläuferin.

werden laut in der Stadt, Hekate ist auf dem Dreiweg, schlag in Eile das Becken! Diese Franse verlor er von seiner Chlaina. Sie zerrupf ich jetzt und werfe sie in die Flamme.“ Inzwischen ist der Zaubertrank fertig gebraut worden. Ihn soll Delphis am folgenden Tage trinken, Thestylis aber soll Zauberkräuter an die Oberschwelle der Thür seines Hauses drücken und ausspuckend



Fig. 55. Malerin.

rufen: „Ich knete die Gebeine des Delphis.“ Eine solche verlassene Jungfrau ist wie die Blume, die der Fufs der Hirten zertritt. Ein schlimmes Los erwartet die Tochter einer armen Witwe. Als der Vater noch lebte, hatten beide ihr gutes Auskommen. Denn er war der beste Schmied im Piräus. Nach seinem Tode verkauften sie sein Werkzeug für zwei Minen. Nun gewinnen sie durch Spinnen und Weben notdürftig den Unterhalt, wie ihre Nachbarin durch Kränzeflechten sich und ihre fünf Kinder ernährt.

Aber die Mutter hofft immer, die Tochter einmal im Besitze von Reichtum, Purpurkleidern und Dienerinnen zu sehen.



Fig. 56. Aufhocken am Schlusse eines Spieles.
(Furtwaengler, Sammlung Sabouroff.)

Ein Bild des Glückes in der Einfachheit und Einsamkeit entrollt der „Jäger“ des Dio Chrysostomos. Ein

Fremder geht mit seinem Wirte nach dessen Hütte. „Wir liefsen es uns wohl sein — berichtet der Reisende — auf Laub und Fellen gelagert, während die Frau (wie es die Sitte verlangt) neben ihrem Manne safs. Eine heiratsfähige Tochter bediente und schenkte roten, süfsen Wein ein. Die Söhne bereiteten das Fleisch und afsen selbst, während sie uns vorlegten. Endlich kam auch der andre Bruder und hinter ihm sein Sohn, ein netter Bursche, mit einem Hasen. Er wurde rot, und während sein Vater uns begrüfste, küsste er das Mädchen und schenkte ihm den Hasen. Das Mädchen setzte sich nun neben die Mutter, und der Jüngling bediente an seiner Stelle. „Ist das die,“ fragte ich den Wirt, „der du das Kleid auszogst, um es dem Schiffbrüchigen zu geben?“ — „Nein,“ sagte er lachend, „die ist schon längst verheiratet, an einen reichen Mann ins Dorf.“ — „Dann helfen sie euch wohl mitunter aus?“ — „Wir brauchen nichts,“ sagte die Frau, „sie bekommen aber Wildbrett von uns und Obst und Gemüse. Voriges Jahr haben wir allerdings Weizen zur Aussaat von ihnen erhalten, aber gleich nach der Ernte zurückgegeben.“ — „Nun, wie steht es? gedenkt ihr auch diese einem reichen Manne zu geben?“ Da wurden beide rot, die Tochter und der junge Mann. Ihr Vater aber sagte: „Sie wird einen armen Mann bekommen, einen Jäger wie wir,“ und blickte lächelnd auf den Jüngling. — „Warum gebt ihr sie ihm nicht gleich?“ — „Wir werden



Fig. 57. Flötenspielerin.

Hochzeit halten, wenn wir einen guten Tag gefunden haben." — „Wonach beurteilt ihr denn den guten Tag?" — „Der Mond muss grofs, die Luft rein und der Himmel ganz heiter sein." — „Ist er denn aber auch wirklich ein tüchtiger Jäger? hast du den Hasen gefangen?" — „Jawohl," sagte der Jüngling lachend, „mit dem Netze diese Nacht; denn es war sehr heiterer Himmel und der Mond so grofs wie noch nie." Da lachten beide Väter. Der Bursche aber schämte sich und schwieg. „Ich für meine Person," sagte der Vater des Mädchens, „mache keinen Aufschub, aber dein Vater wartet noch, bis er fort kann, um ein Opfertier zu kaufen." „O," sagte der jüngere Bruder des Mädchens, „ein stattliches Opfertier wird schon längst gefüttert." „Und woher hast du es?" — „Als wir die Wildsau mit den Jungen erwischten, traf ich eins mit einem Steine und warf das Fell darüber. Nachher tauschte ich im Dorfe ein Ferkel dafür ein und fütterte es in einem Koben, den ich hinten baute." — „Deshalb also lachte deine Mutter so, wenn ich mich wunderte, ein Schwein grunzen zu hören, und deshalb brauchtest du soviel Gerste!" Indessen war das Mädchen aufgestanden und brachte aus der andern Hütte Arlesbeeren, Mispeln, Winteräpfel und edle Trauben und legte sie auf ein reines Farnkraut, nachdem sie den Tisch mit Blättern gesäubert hatte. Nun führten die Söhne unter Lachen und Scherzen das Schwein herbei. Ihnen folgte die Mutter des Jünglings und zwei kleine Brüder. Sie trugen Brod und gekochte Eier auf Holztellern und gedörrte Kichererbsen. Die Frau begrüfste ihren Bruder und ihre Nichte, setzte sich dann neben ihren Mann und sagte: „Da ist ein Opfertier, Gersten- und Weizenmehl ist auch bereit, nur Wein werden wir vielleicht noch brauchen, und der ist im Dorfe leicht zu haben." Der Angeredete sagte lächelnd

mit einem Blicke auf den Bräutigam: „Der ist's, der Aufenthalt macht, er will vielleicht das Schwein erst noch fett machen.“ Doch der Jüngling versetzte: „Das will ja vor Fett platzen!“ Ich wollte ihm behilflich sein und sagte: „Dass nur der euch nicht dabei mager wird!“ — „Der Fremde hat recht,“ erklärte die Mutter, „neulich nahm ich wahr, dass er nachts aus der Hütte gegangen war.“ — „Die Hunde bellten, und ich ging hinaus, um nachzusehen.“ — „Nein, du gingst in heftiger Erregung hin und her; wir wollen ihn nicht länger sich härmen lassen.“ Damit umarmte und küsste sie die Mutter des Mädchens. Diese wandte sich an ihren Mann und sprach: „Lass uns thun, wie sie wünschen!“ So beschlossen sie und sagten: „Auf den dritten Tag wollen wir Hochzeit machen!“

Wie mag es bei der Hochzeit des liebenswürdigen Ehepaars zugegangen sein, das wir oben (S. 39 ff.) kennen gelernt haben? Ob sie im Winter stattfand, insbesondre in dem eigentlichen Ehemonate, dem Gamelion, unserem Januar — Februar, wissen wir nicht. Jedenfalls hatte ein Knabe oder ein Mädchen der nächsten Verwandtschaft im Morgengrauen aus der Quelle Kallirrhoe Wasser geholt. Die Braut wurde nach einem warmen Bade gesalbt und von der Brautführerin (Nympheutria) mit dem kostbaren Brautkleide und anderem Schmucke, vor allem Kopfbinden und Kränzen, geschmückt und legte die Hochzeitsschuhe an. Die Spielsachen ihrer Kindheit, den Ball, mit dem die griechischen Mädchen so gern spielten, und die Puppen hatte sie schon vorher der Artemis oder einer andern Beschützerin der Jugend geweiht. Jetzt naht der Bräutigam mit seinem Brautführer (Paranymphios), beide weifs gekleidet und festlich geschmückt. Im Beisein der Eltern und Zeugen wird den Ehegöttern, besonders Zeus und Hera und der dem Bräutigam behilflichen Peitho (Ueberrederin), ein Opfer gebracht

Unter dem Eindrucke dieser Feierlichkeit giebt sich das Paar das Versprechen der Treue. Dann folgt das Mahl, dem die Braut verschleiert beiwohnt. Nur Geizhälse brachten es fertig, das Fleisch der Opfertiere zu verkaufen und die bei der Hochzeit Beschäftigten zu Hause essen zu lassen. Häufiger wird sich Prunksucht breitgemacht haben. Die Zahl der Gäste war deshalb beschränkt und zwar später auf dreifsig. Auf einer Hochzeit war es, wo der ungeladene und überzählige Chairephon die Gynaikonomen bat: „Zählt noch einmal, fangt aber bei mir an!“ Nie fehlte bei dem Mahle der Sesamkuchen, das Sinnbild der Fruchtbarkeit. Zu Kränzen verwendete man der Aphrodite heilige Gewächse, die Myrte und die rauhe Minze. Während des Mahles trug ein Knabe, dessen Eltern noch lebten, eine Getreideschwinge mit Broden umher und rief: „Ich entrann dem Uebel, ich fand das Bessere.“ Zum Schlusse brachten die Gäste eine Spende und wünschten dem Brautpaare alles Gute. Gewiss verlief der Hochzeitsschmaus des Ischomachos würdiger als der im XI. Abschnitte geschilderte. Dort wird der schwerverwundete Bräutigam auf den Wagen geladen, auf dem er die junge Frau hatte in sein Haus führen wollen. Der Wagen trug sonst zur Seite der Braut Bräutigam und Brautführer. Rosen und Veilchen flogen in das Gefährt. Unter dem Klange von Flöten und Kitharn setzt es sich in Bewegung, gefolgt von der Mutter der Braut und den Gästen, die sämtlich am Herdfeuer entzündete Fackeln tragen und Hochzeitslieder singen. Jetzt ist der Wagen am Hause des Bräutigams angelangt, wo dessen Mutter das Paar mit einem Segen von Datteln, Feigen und Nüssen überschüttet. Als Zeichen ihrer Hausfrauenwürde hat die Braut verschiedene Geräte, besonders ein Sieb und ein Röstgeschirr, mitgebracht, während eine Mörserkeule am Eingang der Kammer aufgehängt ist.



Fig. 58. Heimführung der Braut.

Einen Quittenapfel isst die Braut als Symbol der Vermählung. Nachdem sich die Thür hinter dem Paare geschlossen hat, klingen noch lange Hymenaeen, Lieder mit dem Refrain: Hymen o Hymenaie!, und mutwillige Neckereien durch die abendliche Stille (Fig. 58). Tags darauf brachten die Eltern, Verwandte und Freunde, selbst die Sklaven die sogenannten Enthüllungsgaben. Die feierliche Einführung der jungen Frau bei den Kult- und Geschlechtsgenossen (Phrateres) wurde wieder mit einem Opfer und einem Mahle, diesmal von seiten der Familie des Bräutigams, gefeiert.



Fig. 59. Römisches Mädchen.

Bei den Römern hat immer gröfsere Freiheit im Verkehre der Geschlechter geherrscht. Das Muster eines römischen Mädchens in heiratsfähigem Alter (Fig. 59) schildert der jüngere Plinius: In gröfster Trauer schreibe ich dir, da unseres Fundanus jüngere Tochter gestorben ist, das herzigste und liebenswürdigste Mädchen, das ich je gesehen habe. Noch nicht 14 Jahr hatte sie erfüllt, und schon besafs sie die Klugheit einer Greisin, die Würde einer Hausfrau und dabei mädchenhafte Lieblichkeit und Schüchternheit. Wie hing sie am Halse ihres Vaters! Wie umarmte sie uns, die Freunde des Hauses, zärtlich und doch mit Zurückhaltung! Wie liebte sie ihre Ammen, ihre Erzieher, ihre Lehrer! Wie eifrig, wie verständnisvoll las sie vor! Wie sparsam und wie

bedächtig spielte sie! Mit welcher Standhaftigkeit ertrug sie ihr letztes Unwohlsein! Sie willfahrte den Aerzten, ermutigte die Schwester, den Vater und hielt sich selbst durch geistige Frische aufrecht. Diese wurde auch durch keine Todesfurcht gebrochen. Schon war sie einem ausgezeichneten Jünglinge verlobt, schon war der Tag der Hochzeit bestimmt, schon waren wir eingeladen. Wie weh hat es mir gethan zu vernehmen, dass Fundanus bestimmte, das Geld, das er für Kleider, Perlen, Edelsteine hatte ausgeben wollen, solle für Salben, Weihrauch und andere Wohlgerüche verwendet werden. — Auch das römische Mädchen musste der Sitte nach den nehmen, den der Vater ihm ausgesucht hatte. Bei einem Essen der Augurn wandte sich Appius Claudius freundlich an Tiberius Gracchus und bot ihm die Hand seiner Tochter an. Tiberius ging mit Vergnügen auf das Anerbieten ein, und die Verlobung ward geschlossen. Zwischen solchen Männern bedarf es keines Vertrags und keiner Zeugen. Den eisernen Reif wird der Bräutigam demnächst schicken. Schon an der Thür seines Hauses ruft der freudig bewegte Vater: „Antistia, ich habe unsere Claudia verlobt.“ Verwundert erwidert die Gattin: „Warum die Eile, oder ist es etwa Tiberius Gracchus?“ Wie auch damals schon gute Freunde den Vermittler spielten, schildert recht anschaulich der jüngere Plinius. Du verlangst — schreibt er an Junius Mauricus — dass ich mich für die Tochter deines Bruders nach einem Manne umsehe. Was könnte mir Wichtigeres und Dankenswerteres aufgetragen werden! Einen Würdigen hätte ich lange suchen müssen, wenn ich nicht Minicius Acilianus schon zur Verfügung hätte. Seine Vaterstadt ist Brixia (Brescia) in dem Teile Italiens, der sich noch viel Bescheidenheit, Einfachheit und geradezu alte Bäuerlichkeit bewahrt. Sein Vater ist Minicius Macrinus, Oberster

des Ritterstandes, weil er nichts Höheres gewollt hat. Seine Grofsmutter mütterlicherseits ist Serrana Procula aus Padua. Du kennst die Sitten des Orts. Doch ist Serrana auch den Paduanern ein Muster von Sittenstrenge. Mein Schützling ist so glücklich, zum Onkel den P. Acilius zu haben, einen Mann von fast einziger Würde, Klugheit und Zuverlässigkeit. Kurzum, nichts wird in dem ganzen Hause sein, was dir nicht gefiele. Acilianus selbst besitzt sehr viel Frische und Beflissenheit bei der gröfsten Bescheidenheit. Er hat die Quästur, das Tribunat, die Prätur sehr ehrenvoll durchlaufen und dir die Notwendigkeit erspart, für ihn den Fürsprecher zu machen. Er hat ein vornehmes, blühendes Gesicht, überhaupt eine edle Schönheit. Solche Eigenschaften dürfen nicht übersehen werden. Denn sie gebühren keuschen Mädchen als Lohn. Ich weifs nicht, ob ich hinzusetzen soll, dass sein Vater ein grofses Vermögen hat. Denn wenn ich an euch denke, glaube ich davon schweigen zu sollen. Wenn ich aber die Anschauungen des Publikums und die Gesetze des Staates ansehe, glaube ich auch diesen Punkt nicht übergehen zu dürfen. Und allerdings, wenn man an Nachkommen und zwar an mehr denkt, muss man auch diesen Stein bei der Auswahl einer Partie im Brette haben.

Der Mai, wo alle Knospen springen, war in Italien wegen gewisser Feste für die Eheschliefsung nicht geeignet, so dass in diesem Monate nur schlechte Frauenzimmer heirateten. Aehnlich stand es im ersten Teile des Juni, und so wird denn — nehmen wir an — die Hochzeit unseres trefflichen Paares auf den zweiten Teil dieses Monats festgesetzt. Es naht jetzt die Ernte, und mit dem Kult der Erntegottheiten hängen die Hochzeitsgebräuche zusammen. Die Braut trägt noch die Mädchenkleider. Unter Beihilfe der Pronuba, der in erster Ehe stehenden Brautführerin, legt sie die Tunica recta

an, den nach altertümlicher Weise gewebten, glatt herunterfallenden Rock, den sie durch einen wollenen Gürtel und zwar zur Abwehr des Zaubers mit dem Herculesknoten schürzt. Das Haar wird unter Anwendung einer umgebogenen Lanzenspitze in sechs Abteile (crines) geordnet, die mit wollenen Binden durchflochten werden. Ein Kranz von der Braut selbst gepflückter Blumen schmückt diese Frisur, teilweise verdeckt von dem gelbroten Flammeum, einem wollenen Ueberwurfe, der aber das Gesicht freilässt. In diesem Staate tritt die Braut in den Kreis der Gäste. Nichts ist verabsäumt worden, was seit alter Zeit die Patrizierehe erheischt. Glückliche Omina haben das Verlöbnis begleitet. Welche Spannung, bis der Auspex das Ergebnis der Opferschau verkündet! Alles steht gut, kein Gewitter droht die Feier zu stören. Der Ehekontrakt ist vor zehn Zeugen vollzogen worden. So legt denn die Pronuba die Hände der Brautleute ineinander. Sie bringen dem Juppiter ein Opfer und rufen dabei auch die andern Ehegötter, vor allen Juno, an. Wie in Griechenland folgt gewöhnlich ein Mahl. Nun ist der Abendstern aufgegangen. Die Scheidestunde schlägt. Weinend schmiegt sich die Braut in den Schofs der Mutter. Der Bräutigam zieht die Widerstrebende fort zur Heimführung. Ein Knabe, der Vater und Mutter noch hat, schreitet mit einer Weifsdornfackel voraus, zwei ebensolche Knaben geleiten die Braut am Arme. Knaben mit Fichtenkienspänen schliefsen den Zug, in dem auch Rocken und Spindel getragen werden. Unter dem Schutze der Nacht wagen sich die derben, von Wechselchören gesungenen und durch den Refrain markierten Fescenninen heraus, und hinein in diese Lust klingt der leidenschaftliche Ton der Flöte. Dem wilden Zurufe der Genossen nachgebend streut der Bräutigam unter sie Nüsse, mit denen er als Knabe gespielt hat. Er weiht

sich jetzt dem Dienste des Gottes, den die Menge jauchzend ruft: Talasse! An seinem Hause fragt er die Braut, wer sie sei. „Wo du Gaius bist, bin ich Gaia,“ antwortet sie und bestreicht die Pfosten der Thür mit Schweinefett und umwindet sie mit wollenen Binden. Sodann wird sie über die Schwelle gehoben und in die Gemeinschaft des Wassers und Feuers aufgenommen, sie zündet wohl auch mit dem Gatten das Feuer auf dem Herde an mit jener Weifsdornfackel, die dann unter die Begleiter geworfen wird. Wer ihrer sich bemächtigt, glaubt des Segens der Götter sicher zu sein.

Die Flitterwochen sind kein ausschliefslich moderner Begriff. Das zeigt uns unter anderem die verschämte Bitte einer Neuvermählten, sie und ihren Mann an den Vorteilen des Friedens teilnehmen zu lassen, und die verständnisvolle Erfüllung dieser Bitte seitens des aristophanischen Dikaiopolis. Wie die junge Frau sich in der Wirtschaft gewöhnlich anstellte, soll uns wieder Xenophon zeigen. Auf die Frage des Sokrates, ob er selbst seine Frau zur Wirtschaftlichkeit erzogen habe oder ob sie darin schon von den Eltern erzogen worden sei, erklärt Ischomachos: „Wie sollte sie dessen kundig gewesen sein, die noch nicht fünfzehn Jahre zählte, vorher aber gehütet worden war, möglichst wenig zu sehen, zu hören und zu fragen?“ Ehe er sie nun über ihre Pflichten aufklärte, opferte er, und beide beteten zu den Göttern um glückliches Gelingen. Als sie zuthulicher geworden war und mit ihm zu sprechen begann, fragte er sie: „Sage mir, Frau, hast du dir schon überlegt, weswegen ich dich genommen und deine Eltern dich mir gegeben haben? Wenn Gott uns einmal Kinder beschert, dann wollen wir überlegen, wie wir sie am besten erziehen! Jetzt ist dies Haus uns gemeinsam. Denn wir haben unser Eingebrachtes zusammengesteuert.“ „Was könnte

ich dir hierbei helfen?“ entgegnete sie, „auf dir beruht ja alles. Meine Aufgabe aber, sagte die Mutter, sei besonnen zu sein.“ — „Gewiss, Frau, und mir sagte das mein Vater. Einem besonnenen Manne und einem besonnenen Weibe kommt es aber zu, ihren Besitz in gedeihlichem Stande zu erhalten und möglichst schön und gerecht zu vermehren.“ — „Und was könnte ich dazu thun?“ — „Nach den von den Göttern dir verliehenen Gaben versuche, möglichst gut zu thun, was die Sitte verlangt. Wie die Bienenkönigin im Stocke, so muss die Frau des Hauses die hinaus senden, die draufsen zu thun haben, und die, die drinnen arbeiten, anleiten und das Eingelieferte in Empfang nehmen und, was davon gebraucht wird, verteilen, was aber übrig bleibt, aufbewahren. Wenn Wolle eingeliefert wird, so muss sie sorgen, dass Kleider gefertigt werden (Fig. 66), auch muss sie sorgen, dass die Nahrung essbar ist. Die Thätigkeit des Mannes ohne entsprechende Wirksamkeit der Frau gleicht dem Bemühen der Danaiden. Deine Sorgen aber werden dir angenehmer, wenn du eine Unkundige treu und geschickt machst, wenn es dir freisteht, den Verständigen und Brauchbaren Gutes zu erweisen und Schlechte zu bestrafen, vor allem aber, wenn du besser als ich erscheinst und nicht zu fürchten brauchst, bei vorgerücktem Alter an Achtung im Hause zu verlieren, sondern darauf rechnen kannst, um so geehrter zu sein, eine je bessere Genossin du mir und eine je bessere Wächterin des Hauses und der Kinder du wirst.“

Infolge ihres Hauptamtes trägt die Frau in der Regel die Schlüssel. Am Morgen weckt sie zunächst den Knecht oder die Magd. Tadel verdiente sie, wenn sie sich wecken liefse. Da schallt es denn mitunter recht ungnädig durch das Haus: „Steh auf, Mädchen! wie lange willst du liegen und schnarchen, während das Ferkel vor

Durst vergeht? Willst du warten, bis dir die Sonne auf den Pelz brennt? Thun dir nicht die Seiten weh vom Liegen, neun Stunden lang? Steh auf, zünde ein Licht an und lass das Ferkel auf die Weide! Murmle nur und kratze dich, bis ich hin komme und dir den



Fig. 60. Ausziehen der Wolle.

Schädel mit dem Stocke zerklopfe! Du schlechte Megallis, schläfst auch du den Schlaf des Endymion? Wir brauchen eine Binde für die Opfer. Nicht ein Flöckchen Wolle ist mehr im Hause.“ Sodann wendet sie sich an ihre Lieblingssklavin Anna und erzählt ihr den sonderbaren Traum der letzten Nacht. Der Ausgang der Frau am Morgen

ist sehr erschwert (S. 75). Sie sieht erst nach ihrem Manne, bettet ihr Kind, wäscht es und füttert es. Die arme Bürgerin geht früh selbst nach dem Brunnen und lässt sich von den dort schwatzenden Mägden drängen (Fig. 61). Später holt sie Lebensbedürfnisse vom Krämer. Unter den häuslichen Beschäftigungen — meint der Neuplatoniker Hierokles — kommen manche mehr den Männern zu, weil sie Körperkraft verlangen. Aber auch die Frau muss nicht nur an der Wollarbeit mit den Mägden teilnehmen, sondern auch bei der Brodbereitung

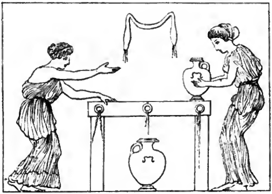


Fig. 61. Frauen am Brunnen. Vasenbild.

zugreifen, Wasser aufwinden, Feuer anbrennen, ein Bett zurecht machen u. dgl. Semonides schon klagt nicht blofs über die, die zu träg ist, den Stuhl an den Herd zu rücken, wenn sie friert, sondern auch über die, die Sklavenarbeit scheut, nie am Küchenherde steht aus Furcht vor dem Rufse, nie eine Mühle, nie ein Sieb anrührt oder den Unrat aus dem Hause wirft. In alter Zeit war eine Hauptaufgabe der Hausfrau oder der erwachsenen Töchter das Waschen der Kleider. Schon bei der Wäsche der Nausikaa werden eine Art Walkgruben erwähnt, in denen die Mädchen die Kleider mit den Füfsen im Wett-

eifer stampften. Als sie sie aber gewaschen und von jedem Schmutze gesäubert hatten, breiteten sie sie der Reihe nach aus auf den reinen Kieseln des Meeresufers. Später übernahmen die Walker einen Teil der Arbeit. Doch wurden leinene und einfache wollene Stoffe noch immer von den Frauen gewaschen. Ein Stadium dieser Arbeit stellt offenbar auch Fig. 62 dar. Nach der Wäsche müssen die Gewänder wieder zusammengefaltet und in

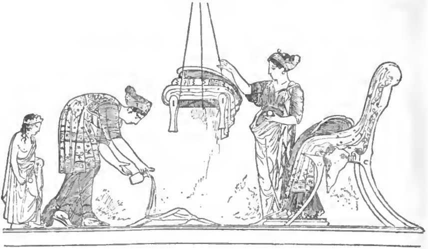


Fig. 62. Reinigen der Kleider.

die Truhen gelegt werden (Fig. 63). Die Näherei machte den Frauen weniger Mühe, weil vom Webstuhle meist abgepasste Stücke kamen und das Zusammennähen der einzelnen Blätter gleich vom Walker besorgt wurde. Doch erforderte die Auswahl neuer Muster für Gewänder und Decken Ueberlegung. Beim Abmessen benutzte die Hausfrau den Ueberschlag ihres Kleides wie unsere Frauen die Schürze (Fig. 64). Emsig und andächtig sehen wir sie am Stickrahmen sitzen (Fig. 65); aber ihre Hauptbeschäftigung ist zu allen Zeiten das Spinnen (S. 119) und Weben (Fig. 66). Hier lagert Flachs aus Amorgos,

der noch gehechelt werden muss, dort ist milesische Wolle auf eine Kline gebreitet. Mit Wollarbeit vertreibt sich auch die verwöhnte Frau des Strepsiades (S. 92) die Zeit; eine Mutter, deren Kinder nichts anzuziehen haben, sieht sich gezwungen, auch in Gesellschaft Wolle zu krempeln, und ebenso lässt sich die fleifsige Hausfrau durch einen Besuch nicht stören, wenn sie auf dem Schienbein die Wolle durch Ausziehen weich macht (Fig 60, auch 67).

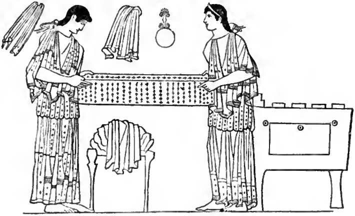


Fig. 63. Zusammenlegen der Kleider.

Trotz solcher Wirtschaftlichkeit der Frauen scheuen viele Männer die Ehe. Kein Geringerer als Theophrast ist es, der in philosophischer Selbstgenügsamkeit folgende Anklagen gegen die Weiber erhebt: Man muss sie Herrin nennen, ihren Geburtstag feiern, bei ihrem Wohlsein schwören, wünschen, dass sie einen überlebe. Man muss ihre Amme, den vom Vater mitgebrachten Sklaven, den schönen Schmarotzer, den geschniegelten Verwalter und ihren Eunuchen ehren. Das Haus will sie allein regieren. Alte Weiber, Opferschauer, Wahrsager und Hausierer mit Edelsteinen und seidenen Kleidern bilden ihren ver-

dächtigen Umgang. Zum Wirtschaften ist viel besser ein treuergebener Sklave geeignet als die Gattin, die etwas darin sucht, ihren Willen gegen den des Mannes durchzusetzen. Bei den Kranken können besser Freunde und Sklaven sitzen, die durch Wohlthaten verpflichtet sind, als sie, die uns mit ihren Thränen belästigt. Wenn sie selbst krank ist, muss man mit krank werden und darf niemals von ihrem Bette weichen. — Besonders wird über die Ausgaben, die die Hausfrau verursacht, geklagt. Wie viel kosten allein ihre Feste, ihre Toiletten! „Ich hätte mir," erklärt ein lebenslustiger Alter bei Plautus (nach griechischem Vorbilde), „eine Frau mit Geld aus vornehmer Familie nehmen können. Aber ich will keinen Kläffer. Eine gute findet man schwer. Soll ich mir eine nehmen, die nie zu mir spricht: „Kaufe, Mann, Wolle zu einem weichen Pallium und zu guten Wintertuniken für dich, damit du nicht frierst?" Bevor die Hähne krähen, weckt sie mich und spricht: „Gieb mir, Mann, dass ich am 1. März (dem Feste der Matronalien) meine Mutter beschenke, gieb, dass ich an den Quinquatrus der Beschwörerin, der Wahrsagerin, der Opferbeschauerin geben kann; schon längst ist die Kinderfrau böse, dass sie nichts erhalten hat; neulich hat mich



Fig. 64. Abmessen eines Musters.

die Hebamme zur Rede gesetzt, dass ihr zu wenig geschickt worden sei; willst du denn der Amme nichts schenken, die die Haussklaven nährt? Es ist eine Schande, wenn nichts geschickt wird. Was für ein finstres Gesicht sie macht!“

Bei der römischen Frau traten seit der Kaiserzeit mehr und mehr gesellschaftliche Vorzüge an Stelle der wirtschaftlichen. Singen und Zitherspielen, Tanzen, Belesenheit in den Dichtern und Kenntnis der Gesellschafts-



Fig. 65. Stickerin.

spiele schien vielen unumgänglich. Viel hat dabei das ausländische Vorbild mitgewirkt. Kleopatras Schönheit war nicht geradezu blendend. Doch hatte der Umgang mit ihr einen unwiderstehlichen Reiz. Anmut besafs auch der Klang ihrer Stimme, und die Zunge handhabte sie wie ein vielsaitiges Instrument leicht in jeder Sprache und verkehrte mit sehr wenigen Barbaren durch Dolmetscher. Die alte Sitte in Rom war überhaupt gelockert. Charakteristisch ist dafür eine Bemerkung des jüngeren Plinius: „Eine schwere Wunde hat unser Macrinus em-

pfangen. Er hat seine Gattin verloren, die auch in alter Zeit ein ganz besonderes Muster gewesen wäre. Er hat mit ihr 39 Jahre ohne Zank, ohne Verdruss gelebt.“ In schlimmster Beleuchtung erscheint die Römerin bei Juvenal. Ihr Grundzug ist Begehrlichkeit, die Vornehmsten sind die Schlimmsten. Lieber eine aus Venusia als

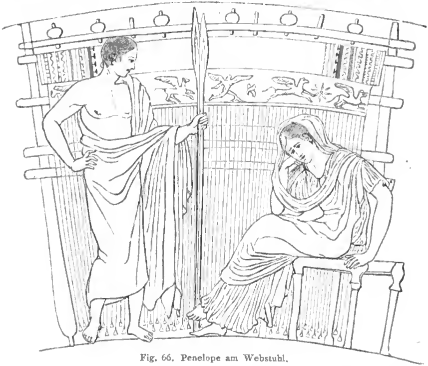


Fig. 66. Penelope am Webstuhl.

eine Patrizierin, die auf die Triumphe ihrer Ahnen pocht! Und das Griechischthun! Selbst alte Weiber werfen mit Kosenamen um sich. Nichts kannst du schenken ohne den Willen der Gattin, nichts verkaufen. Sie macht deine Stimmungen. Der alte Freund muss weichen. Lass den Sklaven kreuzigen, ohne Grund, ohne Gehör! Unbeständig ist sie in der Ehe und nutzt Brauttücher ab. Die kurz vorher geschmückten Thüren, die hangenden

Teppiche und die noch grünen Aeste auf der Schwelle verlässt sie. Die eine weifs, was in der ganzen Stadt geschieht, was die Serer, was die Thracier thun, auch

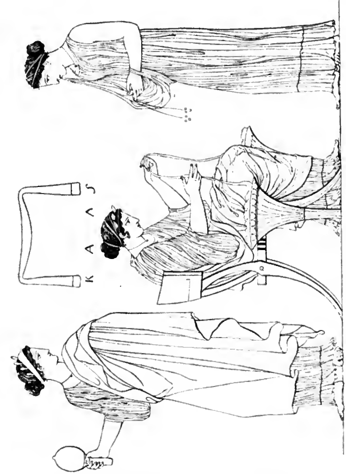


Fig. 67. Wollarbeit.

alle intimen Familien- und Skandalgeschichten kennt sie. Eine andre zecht und führt sich unmanierlich auf. Noch schlimmer aber ist die, die bei Tafel den Vergil kritisiert und Gelehrte, Rhetoren, ja die ganze Gesellschaft zum Schweigen bringt, die stets Gesetz und Regel der Rede

beobachtet. Und dann der Aberglaube und die fremdländischen Feste und Gebräuche! Selbst in der Nacht erregt die junge Frau Streit. An Eintracht musst du verzweifeln, so lange die Schwiegermutter lebt.

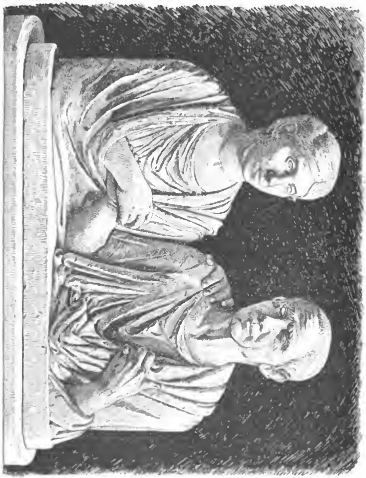


Fig. 68. Römisches Ehepaar.

Wenn auch die Männer oft erleichtert aufatmen, sobald die Frau aus dem Hause ist, so lernen wir doch auch die Schmerzen des vereinsamten Gatten kennen.

Es ergreift mich Wehmut, tret ich hinein; so öde scheint
Mir alles, so verlassen; keine Speise mehr,
Kein Trank gewährt mir Freude.

Wird hier bei Aristophanes der Schmerz des Gatten ins Burleske gewendet, so ist die Klage des jüngeren Plinius über die Abwesenheit seiner Gemahlin geradezu rührend. Er schreibt ihr: Eine unglaubliche Sehnsucht nach dir beherrscht mich. Der Grund liegt einmal in meiner Liebe, sodann darin, dass wir nicht gewohnt sind getrennt zu sein. So kommt es, dass ich einen grofsen Teil der Nächte in Gedanken an dich zubringe, dass mich am Tage in den Stunden, in denen ich dich zu besuchen pflegte, die Füfse selbst in dein Zimmer tragen, dass ich endlich krank und traurig an der Schwelle umkehre. Nur eine Zeit ist von diesen Qualen frei, wenn ich auf dem Forum mit den Prozessen der Freunde beschäftigt bin (Fig. 68).



Fig. 69. Komische Alte.

Penelope ist nicht die einzige, die ihrem abwesenden Gatten die Treue hält. Im Plautinischen „Stichus" lernen zwei Schwestern ihre Gefühle aus eigner Erfahrung kennen, da ihre Männer schon über zwei Jahr abwesend sind. Der Vater will die Töchter aufs neue verheiraten. Eben erscheint er. „Sei gegrüfst, mein Vater!" — „Ihr

beide desgleichen!" (Sie wollen ihn umarmen.) „Geht mir vom Halse!" — „Einen Kuss!" — „Ich habe genug daran." — „Setz dich hierher, Vater!" — „Nein, ich mag hier nicht sitzen, setzt ihr euch, ich werde auf der Bank sitzen." — „Wart noch, das Kissen!" — „Ich sitze so bequem genug." — „Lass doch, Vater!" — „Na, ich will dir den Gefallen thun. Nun aber ist es genug." — „Niemals kann eine Tochter ihren Vater zu sehr pflegen.

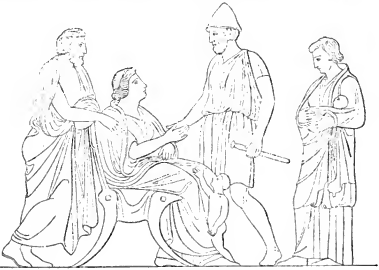


Fig. 70. Abschied des Gatten.

Wen sollten wir höher schätzen als dich — und danach unsre Männer?" Er macht ihnen weis, er wolle sich wieder verheiraten, worauf die eine Tochter spricht: „Leicht wirst du eine schlechtere finden als meine Mutter, eine bessere nicht." Auf die Frage: „Soll ich euch mit Bettlern verheiratet sein lassen?" erklärt sie: „Mein Bettler gefällt mir aber. Der Königin gefällt ihr König." In einem Gedichte des Herondas spricht eine Alte (Fig. 69) bei einer jungen Frau vor. „Ah, Mutter Gyllis! geh hinaus, Mädchen!" Gyllis erklärt zunächst, weshalb sie

sich seit fünf Monaten nicht hat sehen lassen. „Ich wohne weit weg, und auf den Gassen steht der Kot bis



Fig. 71. Grabrelief der Hegeso.

an die Knie. Aber, liebes Kind, wie lange bist du schon Witwe? Seit Mandris nach Aegypten geschickt wurde (Fig. 70), sind es zehn Monate, und er schreibt dir kein

Wort, sondern hat dich vergessen und aus einem neuen Becher getrunken. Dort giebt es ja alles und Weiber wie Sterne am Himmel. Was willst du hier deine Jugend versitzen?" Mit der Seelenruhe eines reinen Gemüts unterdrückt Metriche den Zorn über die Versucherin. Eine andre als diese Greisin, die sie erzogen hat, hätte es nicht wagen dürfen, so zu ihr zu sprechen. Metriche weifs auch, woran ihr vor allem gelegen ist, und lässt ihr einen tüchtigen Trank zurechtmachen.

Den Abschied der Gatten fürs Leben finden wir auf Grabdenkmälern nicht selten dargestellt (Fig. 72). Auf diesen Steinen kommt in Wort und Bild die eheliche Treue herrlich zum Ausdrucke. Hierher vor allem muss man sehen, wenn man sich von der falschen Vorstellung einer durchaus unwürdigen Stellung der griechischen Frauen freimachen will (Fig. 71).



Fig. 72. Thraseas und Euandria.

VI.

Körperpflege und Tracht der Frauen.

Semonides stellt dem Weibe, das im Hause alles verschmutzen lässt und selbst ungewaschen in ungewaschenen Gewändern sich mästet, das putzsüchtige Weib entgegen, das sich an jedem Tage zweimal, auch dreimal abwäscht und mit Myrtensalbe salbt. In alter Zeit badeten sich auch die Frauen nicht täglich. Am ganzen Körper reinigten sie sich bei Gelegenheit, wie sie Nausikaa und ihren Mägden sich bietet, und bei besonderen Veranlassungen, wie sie Hera einmal in der Ilias hat:

Jetzt entwusch sie zuerst mit Ambrosia jede Befleckung
Ihrem reizenden Wuchs und salbt' ihn mit lauterem Oele.
Auch das Haupthaar
Kämmt' und ordnete sie und ringelte glänzende Locken,
Schön und ambrosiaduftend, herab von dem göttlichen Scheitel.

Wie bei den Männern nahm auch bei den Frauen das Baden später überhand. In einer Komödie sprechen sich zwei Mädchen über diese Leidenschaft aus: „Seit Sonnenaufgang haben wir beide nicht aufgehört uns zu baden und zu reiben, zu malen, zu frisieren. Vier Mägde haben sich abgeplagt, und zwei Männer haben sich am

Wasser müde getragen.“ Die Vasenbilder zeigen uns häufig Scenen am Badebecken. Bald spült die Herrin selbst darin ihr lang herabwallendes Haar, bald lässt sie sich



Fig. 73. Toilette.

Wasser über den Kopf oder den Rücken giefsen (Fig. 74). Während die Hausfrau badete, ging mancherlei Ungehöriges im Hause vor. Andrerseits benutzte das Gesinde die Abwesenheit der Herrin, sich im Bade zu vergnügen. In Terenzens „Eunuchus“ ist Thais zu einem Gastmahle ausgegangen. Die Mägde hat sie mitgenommen, bis auf einige, die noch nicht



Fig. 74. Bad.

lange im Dienste sind. „Sogleich bereiten diese“ — erzählt der Pseudo-Eunuch — „ein Bad. Ich ermahne sie zur Eile. Indessen sitzt die Jungfrau im Zimmer und betrachtet ein Bild. Später wird sie abgeholt, badet sich und kehrt zurück. Erwartend stand ich da, ob die Mägde mir etwas zu befehlen hätten. Da kam eine: „He, Doros, nimm diesen Fächer, mache ihr Wind! — so! während wir uns baden. Wenn wir fertig sind, kannst du dich auch baden.“ Kaum hatte sie so gesprochen, da stürzten sich alle zusammen hinaus und lärmten, wie es geschieht, wenn die Herrschaft nicht zu Hause ist.“

Auch Toilettenscenen stellt die antike Kunst oft dar. Zu den hübschesten litterarischen Darstellungen gehört die in der „Mostellaria“ des Plautus. Philematium hat sich lange nicht so wohl gefühlt beim Baden. „Schau,“ spricht sie zu Scapha, „ob mir das Kleid gut steht!“ Jene wehrt erst ab mit den Worten: „Die Liebhaber lieben nicht das Kleid,“ und schmeichelt: „Deine Schönheit macht, dass dich alles kleidet.“ — „Reich mir den Spiegel und das Kästchen mit dem Schmuck!“ (Fig. 75.) — „Was brauchst du den Spiegel, da du für ihn das beste Muster bist?“ — „Ist alles an seinem Platze? Sieh das Haar! ist es nett geordnet?“ — „Wenn du nett bist, ist auch dein Haar nett gemacht.“ — „Gieb das Bleiweifs her!“ — „Was brauchst du denn Bleiweifs?“ — „Die Wangen zu schminken.“ — „Das wäre! Du willst wohl auch Elfenbein mit Schwärze weifs machen?“



Fig. 75. Schmuckkästchen.

— „Dann gieb also Purpurschminke her!“ — „Nein, du bist hübsch genug.“ Endlich ergreift Philematium den Spiegel und küsst ihr liebliches Bild (Fig. 76). „Soll ich mich noch salben?“ — „Ja nicht!“ — „Weshalb nicht?“ — „Weil die Frau am besten riecht, wenn sie nach nichts riecht. Denn jene alten Weiber, die sich salben und schminken, riechen, wie wenn ein Koch viele Brühen zusammengiefst.“ Wohl erheben sich auch sonst Stimmen gegen die Anwendung solcher Schönheitsmittel, deren die Frauen sehr viele kannten: eine, die sich nicht mit Bleiweifs und Maulbeersaft beschmiert, höhnt: „Wenn ihr im Sommer ausgeht, fliefsen von den Augen zwei Bäche von Schwarz, von den Kinnbacken aber macht der Schweifs auf den

Hals eine mennigfarbene Bahn." Dennoch war die Sitte des Schminkens allgemein üblich, auch bei den naivsten Frauen (Fig. 77). Als Ischomachos einmal sah, dass seine Frau sich stark mit Bleiweifs und roter Schminke einge-



Fig. 76. Toilette.

rieben hatte und hohe Schuhe trug, um weifser, röter und gröfser zu erscheinen als sie war, sprach er: „Sag mir doch, Frau, ob du mich für einen liebenswürdigeren Genossen halten würdest, wenn ich dich zu täuschen

versuchte, indem ich falsches Geld und inwendig hölzerne Halsketten vorwiese und leichtverschiefsende Purpurgewänder als echt ausgäbe?" Sogleich versetzte sie: „Da sei Gott davor! Ich könnte dich dann nicht aus Herzensgrunde lieb haben." Darauf er: „Würde ich dir nun ein liebenswerterer Genosse sein, wenn ich mich mit Rötel bestriche und mir die Augen untermalte?" Sie verneinte diese Frage entschieden. „Glaube nun, Frau," fuhr er fort, „dass auch ich nicht an anderen Farben gröfseres Gefallen finde als an deiner natürlichen. Draufsen kann

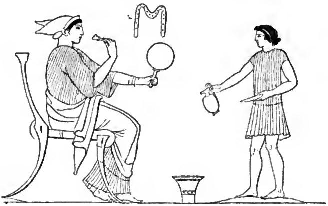


Fig. 77. Dame sich schminkend.

man durch jene Mittel wohl täuschen, im Hause aber wird man sofort überführt, wenn man vom Bett aufsteht, schwitzt, weint oder sich badet." Von nun an liefs die junge Frau alle solche Mittel beiseite. Sie fragte ihren Mann auch, ob er ihr nicht etwas raten könnte, damit sie wirklich schön würde. Er riet ihr, nicht nach Sklavenart immer zu sitzen, sondern am Webstuhle Anleitung zu geben oder auch ihre Kenntnisse zu vervollständigen, die Brodbäckerin zu beaufsichtigen, zur Haushälterin beim Abmessen der Nahrungsmittel zu treten und umherzugehen und zu sehen, ob alles an seinem Platze läge. Eine gute

Uebung — sagte er ihr — sei auch das Anmachen und Kneten des Teiges und das Aufschütteln und Zusammenlegen von Decken und Gewändern. Bei solcher Bewegung würde sie lieber essen und gesünder sein und in Wahrheit bessere Farbe haben.

Auch das weibliche Schönheitsideal haben die griechischen Künstler für alle Zeiten festgestellt. Homer, der Meister in seiner Kunst, hat selbst von Helenas Schönheit eine ausführliche Schilderung nicht entworfen. Er spricht von stieräugigen, helläugigen, tiefbusigen, weifsarmigen Frauen, von Frauen mit schönen Knöcheln und weifsglänzenden Füfsen. Vereinzelt finden sich in der Litteratur eingehende Schilderungen, z. B. die anakreonteische Aufforderung an den Maler: „Mal meine Herzgeliebte, mal mir zuerst die Haare, die zarten, rabenschwarzen und, wenn's dem Wachse möglich, mal auch den Duft der Salbe, unter den dunklen Locken die Stirn von Elfenbeine, das leise Ineinander der Brau'n, die dunkle Rundung der Lider, jetzt vom Feuer entlehn den Blick des Auges, gleich hell wie den Athenes, gleich feucht wie den Kytheres; zur Nase und zur Wange vermische Milch mit Rosen, die Lippe sei einladend zum Kuss gleich der der Peitho. Unter dem üppigen Kinne umschweben alle Grazien den marmorgleichen Hals ihr! Umkleide sie nun weiter mit purpurnen Gewändern! Es schimmre durch vom Körper ein wenig, den Wuchs verratend!" — Die sentimentale Dichtung ergeht sich mit Vorliebe in Vergleichen: das Gesicht, lieblich wie der Glanz des Mondes, gleicht auf Milch schwimmenden Rosen, das Auge dem Veilchen, das Haar dem Epheu. Die Jungfrau ist selbst wie eine Blume und gewöhnlich von hoher, schlanker Gestalt. Sparta war das Land der gesunden, kräftigen Frauen. Dagegen hören wir anderwärts schon von gewollter Verkünstelung. „Welch schönes Antlitz!" ruft

ein Jüngling begeistert aus. „Von nun an tilg ich alle Fraun aus meinem Sinn. Sie gleicht nicht unseren Jungfraun, die ihre Mütter mit herabhangenden Schultern und geschnürter Brust sehen wollen, damit sie schlanker seien. Ist eine etwas besser bei Leibe, so nennt man sie eine Faustkämpferin, entzieht ihr die Nahrung und macht sie zur Binse." „Wie ist deine?" fragt einer. — „Frisch, kräftig und blühend." — „Jahre?" — „Sechzehn." — Wenn selbst die kindliche Frau des Ischomachos zu Mitteln griff, um den Mängeln ihrer Gestalt abzuhelfen, so werden auch die anderwärts vorkommenden Erfindungen, wie die verschiedenen Polsterungen, nicht auf Hetären beschränkt gewesen sein. An unschönen Frauen fehlte es keineswegs. „Ich will dir jene Feine zur Frau geben, die Tochter des Phanokrates," erklärt ein Vater. Doch der Sohn meint: „Jene schwarze Jungfrau mit den graublauen Augen, dem sommersprossigen Gesicht, der gekrümmten Nase?" Eine andre erhält folgendes Signalement: „Dünnes Haar, hohe Stirn, blaugraue Augen, totenfarbige Lippen, schmächtiger Hals, hervortretende Adern, lange Nase." Selten sind alle Vorzüge bei einander. „Welche Arme!" rufst du, aber dabei hat die Bewunderte eine grofse Nase, eine kurze Taille und zu lange Füfse. Der galante Liebhaber muss freilich alle Fehler zu bemänteln wissen:



Fig. 78. Griechisches Mädchen aus späterer Zeit (Porträt).

Die Schielende gleicht der Venus, die Grauäugige der Pallas, die Dicke ist Ceres, die Stumpfnasige Silenin, die Dicklippige „Küsschen," die Sehnige und Hölzerne eine Gazelle, die Zwergin „Feinsliebchen." Die Schwarze ist honigfarben, zart heifst eine, wenn sie am Husten schon fast gestorben ist.

Im Begriffe Zeus zu berücken macht Hera die feinste Toilette (S. 149). Sie zieht das ambrosische Kleid an, das ihr Athene gefertigt und mit kunstreicher Arbeit verziert hat, und spangt es mit goldenen Fibeln auf der Brust. Sie legt den mit hundert Troddeln behängten Gürtel an, dann drückt sie in die Ohrläppchen die drei Augäpfel bildenden, brombeerähnlichen Ohrgehänge. Mit dem linnenen Kopftuche (Kredemnon), das wie die Sonne glänzt, verhüllt sie sich von obenher. Unter die Füfse bindet sie sich die schönen Sandalen. Sie trägt somit nur ein Gewand, den Peplos oder Heanos, den altgriechischen Wollchiton (S. 54), der auf beiden Schultern gespangt und meist auch auf der rechten Seite geschlossen wird. Ueberhaupt scheint man oft das schon fertige Kleid angelegt zu haben. Wenigstens schenkt Antinoos der Penelope einen grofsen, sehr schönen bunten Peplos, an dem zwölf goldne Spangen, versehen mit wohlgebogenen Hefteln, sich befinden. Natürlich kommt bildlicher Schmuck nur an glatten Gewändern zur Geltung, nicht an faltigen. Auf Fig. 79 ist deutlich auch der Verschluss durch

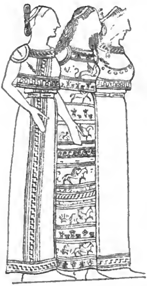


Fig. 79. Altgriechischer Peplos mit Heftnadeln.

Nadeln zu sehen. Die Brust wird von einem Ueberschlage des Kleides bedeckt, der auf andern Bildern geradezu als Jäckchen erscheint. Manche Bilder erklären durch den tiefen Tailleneinschnitt die Beiwörter „tiefgurtig“, „schöngurtig“. Auch erkennen wir die „vollbusigen“ Frauen wieder und die „gewandnachschleppenden“, die durch Emporziehen des Peplos Gelegenheit geben, ihre schönen Knöchel zu bewundern. Loser als auf diesen archaischen Darstellungen mögen wir das Gewand der Sklavin uns denken, die im Elternhause des Eumaios drei gestohlene Becher im Busen birgt, oder das der Aphrodite, die um den zarten Hals schöne goldne, bunte Halsketten trägt. Rasch ist die Toilette der Nymphen vollendet. Wie Kalypso so zieht auch Kirke, sobald sie aufgestanden ist, den grofsen, feinen, silberglänzenden linnenen Pharos an, um die Hüften legt sie den mit Gold beschlagenen Gürtel, auf das Haupt die Kalyphe, d. h. das Kredemnon, das mit einer graziösen Handbewegung auch von der keuschen Penelope gehalten wird (Fig. 80). Solche Handbewegungen sind typisch. Besonders gern wird mit der Rechten die Bekleidung des Oberkörpers abgehoben oder mit der Linken unten das Kleid auf die Seite gezogen. — Offenbar exotisch und sehr frag-



Fig. 80. Kredemnon.

würdig ist die Tracht, in der die Frauen auf dem mykenischen Siegelringe (Fig. 37) erscheinen.

Auch die Athenerinnen hatten in älterer Zeit den Peplos getragen. Um die Mitte des 6. Jahrh. nahmen sie den jonischen Linnenchiton an, zu dem sie keine Heftnadeln brauchten. Der jonische Chiton ist eigentlich nichts als ein Hemd. Um ein anständiges Gewand abzugeben, muss er weit sein und Falten werfen. Schon zum Schutze gegen Erkältung zieht man zunächst ein Stück über den Gürtel herauf, so dass es in Form eines Bausches den Leib bedeckt. Den Zweck dieses Bausches erfüllt dann ein wollenes Ueberkleid, das an derselben Stelle wie jener abschliefst. Man sieht es gut auf Fig. 81. Das weite Untergewand ist hier wie oft in eine stark hervorstehende Quetschfalte geordnet. Ferner legte man, wiederum mit Rücksicht auf Nutzen und Aussehen, die Teile der Kleidung glockenartig übereinander, indem man rings um den Körper das Gewand raffte und über den Gürtel fallen liefs und zweitens an der Halsöffnung des Chitons einen die Brust bedeckenden Behang be-



Fig. 81. Altgriechische Frauentracht.

festigte. Statt der kreisförmigen Bauschung scheint aber auch ein besonderes Gewand eingetreten zu sein, das unter dem Behange hervor bis zur Tiefe eines Bausches herabgeht. Der Behang hat bisweilen die Form einer



Fig. 82. Altgriechische Haartracht.

„Pellerine". Was die eigentlichen Mäntel anlangt, so machte der starke Wollchiton der älteren Zeit einen solchen unnötig. Doch tragen die Frauen bisweilen das Shawltuch darüber (S. 52). Für den Linnenchiton er-

schien der umgeworfene Mantel mehr geeignet. Wir finden aber auch ein faltiges Mäntelchen, das auf der linken Schulter geschlossen ist und die rechte Schulter und Brust freilässt. Dem Gewande entsprechend ist in diesen Zeiten auch bei den Frauen das Haar künstlich über der Stirn geordnet. Hinten läfst man es gern in Strähnen hinabfallen, von denen aber mehrere zu beiden Seiten unter dem Ohre vorn über die Brust gelegt werden (Fig. 82).

Das Ideal der Frauentracht wurde erst erreicht im Zeitalter des Perikles. Die Elemente bleiben dieselben, und doch ist die Wirkung eine ganz andere. In genialer Weise wird besonders der dorische Chiton behandelt, der dann mit dem jonischen in reizvollen Formen sich verbindet.



Fig. 83. Busenbinde.

Beobachten wir einmal eine Griechin dieser Zeit beim Ankleiden oder lieber den Mnesilochos, der sich bei Aristophanes als Dame verkleidet! Zuerst legt er das krokosfarbene Röckchen an — das „Halbdoppelchiton“ genannt wird, weil es kürzer ist und dabei doch einen Ueberschlag hat — darauf gürtet er es. Während der obere Teil noch herabhängt, legt er um die Brust die Busenbinde (Fig. 83), die einen ähnlichen Zweck hat wie das Korsett. Nun schliefst er den Chiton erst auf der einen Schulter, dann auf der andern. In diesem Stadium der Toilette sehen wir das Mädchen auf Fig. 84, das aber einen wirklichen (dorischen) Doppelchiton anzieht. Zwanglos nach lakonischer Sitte trägt diesen die linke von den beiden Frauen auf Fig. 42. Der Ueberschlag reicht oft bis zur Hüfte und wird dann vom Gürtel mit umschlungen (Fig. 61). Die Jungfrau

auf Fig. 84 trägt ihn unter dem Ueberschlage. Demnächst wird sie das zu lange Gewand über den Gürtel heranziehen, während andere den Bausch erst aufnehmen (Fig. 67. u. 28) und beim Gürten bisweilen seinen Zipfel mit dem Munde festhalten. Mnesilochos darf sein Röckchen nicht sehr raffen, weil es so schon die Beine teilweise unbedeckt lässt (wie der Chiton der Diana von Versailles). Doch legt er ja das weite Enkyklema, den gewöhnlichen Frauenmantel dieser Zeit, darüber (etwa wie Fig. 65 rechts). Die Toilette vollenden Schuhe und — in Ermangelung des üblichen Haarnetzes (Fig. 45) und des dazu gehörigen Bandes — eine Nachthaube (z. B. Fig. 86 l.). Grofsartige Wirkung wird durch den dorischen Chiton erzielt, auch wenn er (wie an der Vesta Giustiniani) in regelmäfsigen steilen Falten abfällt und der Ueberschlag, abgesehen von den tiefer hängenden Zipfeln, unten wagrecht abschliefst. Viel reizvoller aber wird das Kostüm, wenn der untere Rand harmonisch den bogenförmigen Bausch umkreist, wie an den Karyatiden des Erechtheions (Fig. 85). Dieser Tracht stehen vortrefflich die freier auf die Schulter herabfallenden Zöpfe oder Locken. Was die Kopfbedeckungen der Frauen anlangt, so geben unsere Bilder Beispiele aller Art (auch Fig. 86).



Fig. 84. Dorischer Doppelchiton.

In einem Fragmente des Aristophanes werden über 50 Gegenstände als Bedürfnisse der Frau aufgezählt, dar-



Fig. 85. Attischer Doppelchiton.

unter Ohrringe, Ketten, Hals- und Armbänder, Ringe mit Edelsteinen, Beinspangen. Nicht erwähnt sind die Schirme, die den unsrigen gleich waren (Fig. 88), und die Fächer. Neben Federwedeln finden sich blattartige (Fig. 87), nicht aber aus einzelnen, zusammenlegbaren Gliedern bestehende Fächer. Jene Liste nennt auch besondere Prachtgewänder. Der Geschmack war eben damals schon sehr verschieden. Die Kleiderordnungen, die in manchen Städten bestanden, wurden leicht umgangen, und am wenigsten fand wohl die philo-

sophische Forderung Anklang, dass die Frau weifs, einfach und ohne Ueberladung gekleidet sein solle. Verschiedenartige Stoffe sind ja aus Gräbern zu Tage gekommen. Aber wir wünschten einmal den Tempel der brauronischen Artemis zu durchwandeln, in dem sehr viele von Frauen gestiftete Gewänder lagen, wie die steinernen Urkunden



Fig. 86. [Griechischer Kopfputz.

melden. Auch aus diesen und andern Angaben geht hervor, was schon die Bildwerke zeigen, welcher Wechsel durch Bearbeitung des Stoffes, durch Färbung in Purpur, Gelb, Grün u. s. w. und durch Verzierung mit Stickerei, Kanten und Besätzen erzeugt werden konnte. Hatte die klassische Zeit in allen diesen Beziehungen Mafs gehalten, so finden wir in der nachklassischen, in der sich

Griechenland dem Einflusse des Orients wieder öffnete, oft übertriebene Buntheit (Fig. 89). Zu den alten Stoffen treten jetzt Baumwolle und Seide. Aus dem Gespinst der wilden Seidenraupe fertigte man auf Kos gazeartige Stoffe, die, oft purpurn und mit Gold durchwirkt, Weltruf gewannen wie die Stoffe aus Amorgos und die durchsichtigen Wollfabrikate aus Tarent (Fig. 90). Echte Seidengewebe kamen erst im 1. Jahrh. v. Chr. aus China nach Griechenland. Doch wurden sie zunächst gewöhnlich wieder aufgelöst und von neuem mit Linnen, Wolle oder Baumwolle zu halbseidenen Stoffen verarbeitet.



Fig. 87. Dame mit Spitzhut und Fächer.

Die Frauentracht der hellenistischen Zeit ist teilweise von entzückender Anmut. Charakteristisch ist für sie hauptsächlich die hohe Gürtung des Chitons, der bisweilen am Halse spitz ausgeschnitten ist. Aus dem weiten Mantel schaut oft nur der obere Teil des Gesichts mit schelmischen Augen (Fig. 92). Betrachten wir all die Frauengestalten der Terrakotten mit den duftigen Farben und der graziösen Drapierung der Gewänder, so wird es uns klar, dass Chic keine moderne Erfindung ist (Fig. 93 u. 94). Die Frauen waren damals mit ganzer Seele bei ihrer Toilette. „Praxinoa drin?“ fragt eine Besucherin. — „Liebe Gorgo, wie spät! Nur herein! Einen Stuhl, Eunoa! Leg auch ein Kissen darauf!“ — „Lass doch, es ist ganz schön so.“ — „Setz

dich!“ — „Ach, mein Atem! Kaum bin ich durchgekommen, und der Weg ist endlos.“ — „Ja, der verrückte Mensch, am Ende der Welt hat er ein Loch, nicht eine Wohnung genommen, damit wir nicht Nachbarinnen seien, mir zum Trotz, der neidische Bösewicht!“ — „Rede von deinem Manne nicht so in Gegenwart des Kleinen! Sieh, wie er dich anguckt! Keine Angst, Zopyrion,



Fig. 88. Toilette. Sonnenschirm.

süfses Kind, sie meint den Papa nicht.“ — „Bei der heiligen Mutter, der Junge passt auf.“ — „Papa ist gut.“ — „Dieser Papa,“ fährt Praxinoa fort, nachdem das Kind weggebracht worden ist, „wollte neulich Seife und Schminke im Laden holen, und was bracht' er? Salz, ein Mensch von dreizehn Ellen!“ — „Meiner ist ebenso, der Geldverschwender; bringt er mir gestern für sieben Drachmen die reinen Hundshaare, wie aus einem alten Ranzen gerupft, sollten fünf Wollfliefse sein, der reine Schmutz, Schererei auf Schererei! Aber nimm dein Spangenkleid, Praxinoa, und deinen Ueberwurf und lass

uns zum Palaste des reichen Königs Ptolemaios gehen, den Adonis zu sehen!" — „Eunoa, heb das Gespinst auf! leg es mir nur wieder mitten in die Stube! Die Katzen wollen weich liegen! Rühr dich! Schnell, Wasser!



Fig. 89. Spätgriechische Frauentracht. (4. Jahrhundert.)

Wasser brauch ich zuerst. Nun bringt sie Seife; gieb nur her, nicht zuviel Wasser giefs ein! Unselige, was machst du mir den Rock nass! Hör auf! Wohl und böse bin ich gewaschen! Der Schlüssel zur grofsen Lade, wo ist er? bring ihn her!" — „Ausgezeichnet steht dir, Praxinoa, dieses faltenreiche Spangengewand. Sag mir, wie hoch kam dir's vom Webstuhle?"—„O rühre nicht daran, Gorgo! Mehr als zwei Minen reines Silber. Ich setzte aber auch mein Leben an die Arbeit." — „Aber es ist dir auch nach Wunsch gelungen." — „Das mag sein. Bring mir den Umhang und setz mir den Spitzhut (Tholia, Fig. 87) ordentlich auf!"

„Die Aegypterinnen" — so erzählt Plutarch — „pflegten von alters her keine Schuhe zu tragen, damit sie immer zu Hause blieben. Die meisten Frauen aber werden, wenn du ihnen die vergoldeten Schuhe und die

Armbänder, die Beinspangen, das Purpurkleid und die Perlen nimmst, zu Hause bleiben.“ Die Griechin der klassischen Zeit huscht am Morgen in ihre „Persischen“, auch Kothornoi genannte und auf beide Füfse passende Schuhe. Daneben scheinen aber besonders beliebt elegante Sandala gewesen zu sein, „ein Paar von den feingespaltenen mit den goldenen Rosetten“. Die Sprecherin meint das feine Riemenzeug solcher Sohlen, das vorn auf dem Spann durch die Oese des breiten Querriemens geht. Die Frau des Hauses läfst den Schuster kommen, wenn der Steg die zarte Zehe drückt, besorgt aber auch selbst Einkäufe im Schuhmacherladen: „Kerdon, ich bring dir hier die Damen, falls du ihnen ein verständiges Werk deiner Hände zu zeigen hast“ (Fig. 91). Der Meister ruft: „Bring den Damen die gröfsere Bank her-



Fig. 90. Aphrodite im koischen Gewande.

aus! Drimylos, he, dich mein ich! Schläfst du wieder? Schlag ihn auf den Schnabel, Pistos, bis er den Schlaf ganz abschüttelt! Setzt euch, Metro! Pistos, öffne den Schrank!" (Fig. 24.) Er zeigt ihnen nun alle möglichen Schuhe von verschiedener Farbe und rühmt im einzelnen ihre Vorzüge. Er hat sikyonische, ambrakische, Küchlein, glatte, Sittiche, hanfene, Baukides, Blautia, jonische Schnürschuhe, Nachtspringer, Knöchelschuhe, Krebsschuhe, argivische Sandalen, scharlachrote, Epheben, Diabathra. Nach weiteren Verhandlungen erklärt er: „Eine Mine ist dieses Paar wert." Der Handel zerschlägt sich indessen, und Metro ruft ironisch: „Gewiss ist dein Laden voll schöner Sachen. Heb sie gut auf! Denn am Zwanzigsten des Taureón macht Hekate Hochzeit, die Tochter der Artakene, und es werden Schuhe nötig. Flick nur den Beutel, dass dir nicht die Katzen deine Minen verschleppen!" — „Mag Hekate kommen oder Artakene," erklärt der Meister, „billiger als für eine Mine wird sie sie nicht bekommen." — „Dies andre Paar aber, wie teuer willst du es dieser lassen?" — „Für fünf Stateren. Bei Gott, die Lautenspielerin Eueteris kommt jeden Tag und will sie haben. Aber ich hasse sie, und wenn sie mir vier Dareiken bieten sollte. Denn sie schimpft meine Frau. Für drei Dareiken will ich sie dir geben um der Metro willen."



Fig. 91. Dame im Mantel.

Er schmeichelt ihr: „Gieb her dein Füfschen! Der tausend! kein Tadel. Den Schönen steht alles schön. Gieb auch du deinen Fufs her! Er passt wie gemacht dafür . . . Ihr Frauen, wenn ihr etwas andres nötig habt, niedliche Sandalen und Schuhe, die ihr zu Hause zu schleifen pflegt, so braucht ihr nur euer Mädchen herzuschicken. Du aber, Metro, komm sicher über acht Tage, um dir ein Paar Krebsschuhe zu holen."



Fig. 92. Kokette Dame.

Schon in älterer Zeit gingen Kleiderfabrikanten aller Art im Hause der römischen Matrone ab und zu. In der Not des zweiten punischen Krieges hatte man durch ein Gesetz den Luxus der Frauen verboten. Nach glücklicher Beendigung des Krieges wollten auch sie sich wieder putzen. Sie liefen sogar auf den Strafsen zusammen und bestürmten die mafsgebenden Persönlichkeiten. Cato hielt gegen dieses Treiben eine donnernde Rede, aber ohne Erfolg. Ein Gegner erwiderte ihm: „Die Männer wollen in Purpur gehen, deine Hausfrau aber soll keinen purpurnen Ueberwurf haben dürfen? soll dein Pferd ansehnlicher bedeckt sein als deine Gattin

bekleidet?" Wohl ist es eine leichte Person, von der es bei Plautus heifst: „Gekleidet, begoldet, geputzt, wie geschmackvoll, wie modern!" Aber wir hören doch weiter, dass die Frauen überhaupt den Putz sehr lieben. Wieviel neue Namen sie jedes Jahr erfinden für Kleider, deren Form im allgemeinen sich wenig ändern mochte. Bald sind die Tuniken dünn, bald dick, bald mit Goldstreifen geziert, bald schön wie Blumen gefärbt. Ein fremdes Mädchen, das sich bei Plautus als Matrone verkleidet, muss über die Brustbinde und das wollene Hemd die Stola anlegen, eine bis auf die Füfse reichende Aermeltunika, die durch eine in viele Falten gelegte Falbel verlängert ist. Darüber kommt der Mantel, die Palla, die freier umgeworfen



Fig. 93. Hellenistische Tracht.

werden kann (Fig. 95). Das Haar, mit Binden umschlungen, ist in die üblichen sechs Abteile geteilt. An dieser na-



Fig. 94. Hellenistische Tracht.

tionalen Kleidung hielten in der Kaiserzeit viele Frauen

nicht fest, manche scheuten sich sogar nicht, in koischen Gewändern zu erscheinen. Sie finden an Ovid einen erfahrenen Berater. Zwar weifse Haut und rote Wangen künstlich zu erzeugen und was sonst zur Bemalung des Gesichtes gehört, verstehen sie schon selbst; auch bedecken sie geschickt die Wange mit Schönheitspflästerchen. Aber er warnt sie, die auf dem Tische ausgestellten Büchsen Männeraugen preiszugeben. Auch ist es nicht ratsam, beim Putzen der Zähne oder beim Ordnen der Haare sich überraschen zu lassen. Denn die eine färbt das Haar mit germanischen Kräutern rötlich, jene deckt mit gekauftem dichten Haare den kahlen Kopf. Nur eine von der Natur in dieser Beziehung Begünstigte darf vor den Augen ihres Verehrers das über den Rücken flutende Haar sich kämmen lassen. Aber welche Haartracht soll sie wählen? Einem langen Gesichte steht einfach gescheiteltes Haar, ein rundes verlangt, dass ein kleiner Knoten oben an der Stirn gebildet werde und die Ohren frei bleiben. Einer andern mag das Haar auf beide Schultern hinabfallen (Fig. 96); wieder eine andre mag es aufbinden nach Art der geschürzten Diana. Aber wer kann die Haartrachten alle zählen? Jeder Tag bringt eine



Fig. 95. Römerin in der Palla.

neue. — Zu keiner Zeit sind die Damen so hartherzig wie bei der Toilette. Die Herrin hat heute beschlossen, sich sorgfältiger zu putzen und zwar in Eile. Da ordnet ihr Psecas das Haar, schon ganz zerrauft, nackt an Schultern und Brust. „Weshalb ist diese Locke höher?“ und sogleich straft der Ochsenziemer das Verbrechen. Eine mütterliche Sklavin, die von der Haarnadel zur Wollarbeit versetzt worden ist, ist mit im Rate. Sie hat die erste Stimme, dann kommen die andern nach Alter und Kunst. Mit wieviel Stockwerken baut sie die hohe Haartour! (Fig. 97.) Eine Andromache ist sie von vorn, die hinten klein erscheint. Du kannst sie für eine andre halten. Und wenn sie nun gar, durch keinen Kothurn erhöht, sich auf der Fufsspitze erst zum Kusse erheben muss!



Fig. 96. Niobe.

Dieselbe Sorgfalt erheischt die Kleidung. Uebergrofse Schlankheit der Glieder muss durch Bein- und Brustbinden und durch wollene, locker von der Schulter fallende Umhüllung verdeckt werden. Ein übler Fufs muss in schneeweifsem, weichem Leder stecken. Dunkle Kleider ziemen Schneeweifsen, weifse Dunklen. Nicht sind kostbare Einsätze oder mit tyrischem Purpur gefärbte Wolle nötig. Welche Verkehrtheit, ein Vermögen am Körper zu tragen, da doch viele Farben billiger sind! Sieh da die Farbe der wolkenlosen Luft, der Meeres-

wogen, des Krokus, des Amethysts, der weifsen Rose! Eicheln, Mandeln, Wachs haben der Wolle ihre Farbe



Fig. 97. Plotina, Gemahlin des Trajan.

gegeben. Soviel Blumen der Frühling hervorbringt, soviel Farben trinkt die Wolle. Ein nicht geringes Stück der Eleganz liegt auch im Gange. Manche läuft grätschend

mit grofsen Schritten wie die rotbäckige Bäuerin. Fortunata kommt zum Gastmahle des Trimalchio, das Oberkleid mit einem gelben Gürtel gegürtet, so dass darunter die kirschrote Tunika sichtbar wird, mit gewundenen Reifen an den Beinen und mit vergoldeten griechischen Schuhen. Sie weifs sich elegant zu drehen und schreitet stolzen Schritts dahin. Dann setzt sie sich, mit einem Schweifstuche, das sie am Halse hat, die Hände abwischend, zu ihrer Freundin Scintilla. Sie plaudern über ihre Toilette. Schliefslich zieht Fortunata die Armbänder von ihren sehr dicken Armen und zeigt sie der Freundin. Ja sie nimmt sogar die Beinspangen und ihr Haarnetz ab, das, wie sie sagt, aus sechzehnkarätigem Golde besteht. Scintilla dagegen löst von ihrem Halse eine Kapsel und zieht daraus zwei Ohrgehänge hervor. „Dank der Güte meines ‚Herrn‘, spricht sie, „hat niemand bessere.“ „Ja,“ entgegnet Habinnas, „du hast mich gequält, bis ich dir die gläsernen Bohnen kaufte. Hätte ich eine Tochter, so schnitte ich ihr die Ohren ab.“ In der That trugen die römischen Frauen ganze Vermögen allein an den Ohren.





VII.

Die Kinder.

Als wichtigster Zweck der Ehe erscheint bei den Griechen die Erzeugung ebenbürtiger Kinder, die den Eltern einmal eine Stütze, dem Staate ein Hort sein können. Die Frau selbst tritt bei dieser Anschauung in der Wertschätzung bisweilen zurück. Ihre Liebe zu den Kindern wird leicht beeinträchtigt durch das besonders innige Verhältnis zu den Brüdern. So opfert in der Sage Althaia den Sohn, um die Brüder zu rächen. Vom Gatten beleidigte Frauen bringen es über sich, ihre Kinder zu töten. Auch sonst müssen nicht selten die Kinder die Schuld des Vaters büfsen. In alledem spricht sich die Auffassung aus, dass durch den Verlust eines Kindes dem Vater der herbste Schmerz bereitet werde. Und hat ein Vater einen solchen Verlust erlitten, vielleicht den einzigen Sohn verloren, dann denkt er trauernd der Zeit, als er ihm geboren ward. Alle Bekannten hatten gratuliert und für das Kind den Segen der Himmlischen erfleht: Möchten die Moiren, als gütige Feen, an sein Lager getreten sein und ihm eine glückliche Zukunft be-

stimmt haben! Möge ein König ihn zum Eidam erkiesen! Unwiderstehlich soll er den Mädchen sein! was er betritt, soll eine Rose werden!“ Es galt nun, das Kind vor den Einwirkungen böser Geister und des bösen Blicks zu schützen. Grofsmutter und Tanten besprechen es, bestreichen ihm die Stirn, die Lippen und die Augen. Sie bringen ihm niedliche Sächelchen, z. B. ein kleines goldnes Schwert mit dem Namen des Vaters darauf, eine Doppelaxt mit dem Namen der Mutter, zwei vereinigte Hände, Schweinchen u. dgl., gewissermafsen als Patengeschenke. Die freigebornen römischen Kinder trugen um den Hals goldne oder in ärmeren Familien lederne Kapseln (bullae), in die ein Amulett verschlossen wurde (Fig. 98).

Eine Ehe konnte getrennt werden, falls der erwartete Erbe ausblieb. Was Wunder, wenn in solcher Not eine junge Frau das von ihr geborne Mädchen mit dem Söhnlein ihrer Magd vertauscht! Eine andre erdichtet geradezu, dass ihre Stunde gekommen sei. Tagelang läuft der Gatte in Angst umher. Endlich bringt eine Alte im Topfe das erhandelte Kind, dem der Mund mit Wachs verklebt ist. Dann läuft die Betrügerin zum Manne und ruft lachend: „Ein Löwe ward dir geboren, dein leibhaftiges Ebenbild!“ Nur ein Murrkopf kann bei solch froher Botschaft das Bedenken äufsern: „Nun ist die Hälfte meines Vermögens dahin!“ Gleichwohl hielt man sich in dürftigen Verhältnissen für berechtigt, des neugebornen Kindes sich wieder zu entledigen, zumal wenn es eine Tochter war. Nur in ganz wenigen Staaten war die Aussetzung der Kinder gesetzlich verboten. Wir lernen bei Terenz ein Ehepaar in behaglichem Wohlstande kennen. Mit fremdem Besuche ist ein Mädchen ins Haus gekommen und hat einmal vor dem Bade der Hausfrau seinen Ring übergeben. Dieser erregt das

Staunen der Matrone, sie eilt zu ihrem Manne und spricht: „Du weifst, dass du einst bestimmt erklärtest, wenn dir die Hebamme ein Mädchen vor die Füfse legen sollte, würdest du es nicht aufnehmen. Und ich bekam eine Tochter. Eine Alte war bereit, sie auszusetzen. Nun habe ich sie an dem Ringe wieder erkannt, den ich ihr damals mitgab.“ Durch diese wunderbare Fügung ist auch der Vater gerührt und bei seinen jetzigen Verhältnissen gar nicht böse über den unerwarteten Zuwachs der Familie.



Fig. 98. Knabe mit Bulla.

Nun hätte man eigentlich durch einen Kranz an der Thür den Mitbürgern das frohe Ereignis kund geben und die bei der Geburt eines Kindes üblichen Feierlichkeiten nachholen müssen, das Reinigungsfest für die in der Geburtsstunde Anwesenden, die sogenannten Amphidromien, an denen das Kind in den Verband des Hauses aufgenommen wurde dadurch, dass man es in Prozession um den Hausaltar trug, und das Hauptfest, das am (siebenten oder) zehnten Tage nach der Geburt folgte. Bei dieser Feier durchzog der Duft von Delikatessen das Haus. Die Frauen tanzten die ganze Nacht, und die ausgesetzten Preise: Bänder, Aepfel und Küsse, thaten das Ihrige, den Jubel zu erhöhen. Jetzt wurde

auch der Name des Kindes bekannt gegeben. Als des Laertes Gattin eben ein Söhnlein geboren hatte, kam ihr Vater Autolykos nach Ithaka. Ihm legte Eurykleia das Knäblein auf die Knie und forderte ihn auf, dem ersehnten Enkel einen Namen zu geben. Da sprach Autolykos: „Lieber Schwiegersohn und liebe Tochter! Viele habe ich gehasst, ehe ich hierher kam. So soll er Odysseus heifsen.“ Bisweilen konnten sich die Eltern über diesen Punkt nicht leicht verständigen. Die Frau des Strepsiades (S. 139) aus Junkergeschlecht wünschte „Ross“ im Namen ihres Sohnes zu haben, also Xanthippos oder Kallippides. Der Vater aber wollte, wie es herkömmlich war, ihm einfach den Namen des Grofsvaters Pheidonides geben, und so einigten sich die Eltern schliefslich auf Pheidippides. Ganz natürlich, dass sich die vornehme Mutter um das Kind nicht sehr kümmerte. Dagegen rühmt sich der Alte: „Ich verstand alles, was du lalltest. Wenn du bryn sagtest, reichte ich dir zu trinken, wenn du mamman verlangtest, brachte ich dir Brot. Hattest du einen andern Wunsch, so trug ich dich vor die Thür.“ Wie oft hat auch der kleine Achilleus, auf den Knien des Phoinix sitzend, diesem den Rock mit Wein benetzt in kindlichem Ungeschick! Nicht ganz normal gewachsene Kinder wurden keineswegs alle beseitigt. Die väterliche Zärtlichkeit weifs ja gewisse Körperfehler zu beschönigen, indem sie einen Schielenden Schmachtauge, einen Verkümmerten Küchlein, einen X-beinigen Grätscher, einen mit verwachsenen Knöcheln Klumpfüfschen nennt.

Schon in der homerischen Zeit nähren nicht alle Mütter ihre Kinder selbst. Später entschied darüber sehr oft nur der Kostenpunkt. Ein Reicher konnte sich leicht eine von den als Nährmütter berühmten Spartanerinnen, diesen Altenburgerinnen des Altertums, verschreiben.

Verschiedene ernste Männer haben gegen die Sorglosigkeit und Bequemlichkeit der Frauen in dieser Beziehung geeifert. Dem Philosophen Favorinus in Hadrianischer Zeit wurde einst gemeldet, dass die Frau eines seiner Anhänger einen Sohn geboren habe. Sogleich macht er sich auf den Weg. Nachdem er im vorderen Teile des Hauses den Vater umarmt und beglückwünscht und sich nach dem Stande der Dinge erkundigt hat, fährt er fort: „Natürlich wird sie ihren Sohn selbst nähren?“ Als nun die Mutter der jungen Frau meint, man müsse sie schonen und Ammen annehmen, da bittet er sie, jene doch ja ganz und gar die Mutter ihres Sohnes sein zu lassen, und entwickelt mit heiligem Eifer seine Ansicht über das Unvernünftige der entgegengesetzten Handlungsweise. Ob denn die Natur die Mutter blofs zum Staate dazu ausgerüstet habe! Es sei gewiss nicht dasselbe, durch wessen Milch das Kind genährt werde. Wie verkehrt sei es, seinen Leib und seine Seele durch fremde Einflüsse zu verderben, zumal wenn die Amme eine Sklavin und, wie gewöhnlich, eine Ausländerin, wenn sie unmoralisch, missgestaltet, schamlos, trunksüchtig wäre. Denn meistenteils werde ohne Unterschied die genommen, die zur Zeit gerade stille. Dadurch werde zugleich das natürliche Band zwischen Mutter und Kind zerrissen und beide einander entfremdet.



Fig. 99. Amme mit Wickelkind.

Die Pflegerinnen der Kinder in alter Zeit waren treuergebene Dienerinnen. Bei Aischylos schildert eine solche alte Person, welche Not sie mit dem kleinen

Orestes gehabt habe: keine Ruh bei Tag und Nacht — und immer Windeln zu waschen! In Windeln gepackt, oft auch geschnürt (Fig. 99), lagen die Säuglinge in Behältern von verschiedener Form. Bisweilen war es eine Art Trog oder Nachen, später auch ein bewegliches Bett nach Art unserer Fahrstühle oder Wiegen (Fig. 100). Schrie das Kind, so trug die Amme es umher und sang ihr „Schlaf, mein Kindchen, schlaf!“ Wenn alles nichts fruchtete, drohte sie auch, es dem Wolfe vorzuwerfen, freilich, um dann gleich wieder zu trösten: „Wenn der Wolf kommt, werden wir ihn umbringen, mein Kind.“

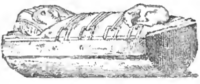


Fig. 100. Kind in der Wiege.

Sprichwörtlich ist die Furcht der Kinder vor dem Schatten, einer hässlichen Maske (Fig. 101) und einem entstellten Gesichte. „Kannst nicht mit, Kleiner — Mummum!“ ruft die ausgehende Mama, „das Pferd beifst! weine, so viel du willst, du sollst kein Krüppel werden! Gehn wir denn! Phrygia, nimm ihn, locke den Hund in das Haus und spiele auch hübsch mit dem Kleinen!“ Phrygia gehört nicht zu den unüberlegten Pflegerinnen, die die Kinder mit Gespenstern erschrecken, mit Akko und Alphito, oder jeden Augenblick drohen: „Gello wird dich holen, die Lamia wird dich fressen!“ Wohl kennt sie all die Spukgeschichten von solchen Empusen, vom Alp und von blutsaugenden Vampiren. Aber sie erzählt dem lauschenden Knaben Märchen, an denen die Alten allem Anschein nach nicht weniger reich gewesen sind als wir. Sie erzählt von

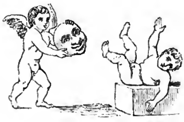


Fig. 101. Maskenscherz.

der bösen Stiefmutter und dem schönen Aschenbrödel, das mit Hilfe der Ameisen die ihm aufgebürdete Arbeit vollendet, von dem kunstreichen Gesellen, der dem Vogel im Fluge die Krallen beschneidet, von schätzehütenden Greifen und vielem anderen.

Schon die homerischen Gedichte verraten ein liebevolles Verständnis des kindlichen Wesens und mütterlicher Zärtlichkeit. Sorglich wehrt die Mutter von dem schlummernden Kinde die Fliegen ab, ängstlich kriecht das kleine Mädchen in das Kleid der Mutter hinein oder hält sich daran fest, bis es auf den Arm genommen wird. Hektors Söhnlein schmiegt sich an den Busen seiner Amme aus Furcht vor dem Erze und dem wehenden Helmbusch. Da lachen Vater und Mutter; Hektor nimmt den Helm ab, küsst das Kind und wiegt es in seinen Armen. (Aehnlich ist Fig. 70.) Wir sehen ferner, wie Kinder mit Sand spielen und das Gebaute mit Händen und Füßsen wieder einreißen, aber auch, wie ein Knabe den andern im Streite beim Knöchelspiele erschlägt. Auch die bildende Kunst liebt es, das Treiben der Kinder, ihren schalkhaften Uebermut, ihre Kraft und Gewandtheit und ihr anmutiges Spiel darzustellen. Man denke nur an den Knaben mit der Gans (nach Boethos, Fig. 103) und an die verschiedenen Knöchelspieler und Knöchelspielerinnen (Fig. 104)! Verkehrt wäre es zu glauben, dass die kindliche Natur jemals anders gewesen sei als heutzutage. Wenn Kinder



Fig. 102. Besuch bei den Grofseltern.

gefallen sind — stellen schon alte Beobachter fest — muss man sie beruhigen durch angebliche Schläge auf den Boden und verstellte Thränen der Abbitte. Bietest du einem erzürnten Knaben Obst mit Schmeichelworten: „Nimm, Hündchen!" so weist er es zurück; giebst du es ihm nicht, so wünscht er es wieder. Ein tiefer Sinn liegt oft im Spiele der Kinder. Sie sind nach Knöcheln und Nüssen und Scheidemünzen gierig, unter sich bekleiden sie obrigkeitliche Aemter und ahmen die toga praetexta, die Rutenbündel und das Tribunal nach. Ein Vater hat von zwei Söhnen den einen die Knöchel und Nüsse (Fig. 105) im weiten Bausche des Gewandes tragen, verschenken und verspielen, den andern sie zählen und finstern Blicks in Löchern verstecken sehen. Ist es schwer vorauszusagen, dass der eine ein Verschwender, der andre ein Geizhals werden wird?



Fig. 103. Knabe mit der Gans.

Wie lustig ging es in den Kinderstuben oft her! Da setzt ein Baby in dem becherförmigen Kinderstuhle, aus dessen Oeffnungen es seine Beinchen streckt, die Klapper in Bewegung, ein kleiner Bruder treibt einen Kreisel durch das Zimmer, ein andrer hockt am Boden und schnitzt Häuser und Schiffe, macht aus Leder Wägelchen und aus den Schalen des Granatapfels Frösche, ein dritter formt Pferde, Kühe und Menschen aus Wachs. Da tritt

der Vater herein, und weil eben das Diasienfest ist, hat er jedem etwas mitgebracht, dem einen Brummkreisel, dem Sechsjährigen ein richtiges Wägelchen, dem nächsten eine Kollektion griechischer Soldaten. Inzwischen hat die kleine Myrtis mit ihrer Puppenstube gespielt und ist



Fig. 104. Knöchelspielerin.

eben im Begriff, ihrer Familie in Miniaturgeschirr ein Mahl vorzusetzen. Da zieht der Papa einen entzückenden Gegenstand hervor, eine Puppe aus Thon von schöner Färbung mit beweglichen Gliedern und anziehbaren Kleidern (Fig. 106). Allgemeiner Jubel! Der Vater muss auf einem Steckenpferde durch das Zimmer reiten. Während dieser Scene ist unbemerkt Thrasyllos, der Kinderfreund,

mit seinen beiden Söhnen eingetreten. Er begrüfst die Knaben, indem er sie an den Ohren fasst und abküsst, wobei auch sie seine Ohren erfassen. Dann wendet er sich in den Hintergrund des Zimmers, wo die Wärterin eben das Kleinste mit Honigzwieback füttert (Fig. 107). Er nimmt ihr das Kind ab, kaut ihm selbst die Speise vor, schnalzt mit der Zunge und nennt es schmeichelnd „Papas Schlingel". Ungeduldig warten die andern, was er heute mit ihnen anfangen werde. Jetzt lässt er ein Becken mit Weinhefe bringen und wirft ein Geldstück hinein. Die Hände auf den Rücken haltend muss ein jeder versuchen, es mit dem Munde herauszufischen. Und so geht es fort. Auf einmal ruft einer: „Gleich und ungleich!" „Nun gut! Wieviel Bohnen in meiner Hand?" „Elf." „Nein, zehn, du hast verloren, gieb zehn her!" Dieses Spiel wird in allen Variationen gespielt. Aber die Gelegenheit ist heute günstig, ein gröfseres Gesellschaftsspiel zu spielen. Schon hat sich einer der Burschen mit verbundenen Augen in den Kreis gestellt und ruft: „Ich will eine eherne Fliege jagen." Neckend rufen die andern: „Jagen wohl, aber nicht fangen!" und zupfen und schlagen ihn, bis er einen von ihnen erwischt, der nun seine Stelle einnehmen muss. Während die Knaben sich tummeln, schaukelt sich Myrtis auf der Strickschaukel, die zwischen zwei Säulen angebracht ist. Dann greift man zu den Bällen. Eine Wohl-



Fig. 105. Knabe mit Nüssen.

that, dass nun wieder Frühling wird! da will man im Freien die verschiedenen Ballspiele üben und wieder rufen: „Guck hervor, liebe Sonne!“ wieder in Grübchen werfen (Fig. 108) oder in den Kreis mit Astragalen und Nüssen, dann Reifen treiben und Steine über die Oberfläche des Wassers gleiten lassen und Käfer an Fäden umherführen (Fig. 109).



Fig. 106. Bewegliche Puppe.



Fig. 107. Wärterin mit Kind.

Mit dem siebenten Jahre erhielt der Knabe einen Pädagogen. In der Wahl dieses Beaufsichters war man oft nicht vorsichtig genug. Als einmal ein Sklave vom Oelbaume gefallen war, scherzte Perikles: „Wieder ein Pädagog!“ Und doch erkannten die Verständigen, wie wichtig es sei, mit wem das Kind in seiner Jugend rede. Der Pädagog soll es an Mäfsigkeit gewöhnen. Wie nun, wenn er selbst trunksüchtig und naschhaft ist? Er hat darauf zu achten, dass das Kind die Anstandsregeln beobachtet. Es

darf die Beine nicht über einander schlagen, muss mit Becher und Schüssel umgehen lernen, beim Essen manchmal einen Finger benutzen, gewöhnlich aber mit zwei Fingern die Speisen anfassen und zwar das Brot mit der linken, die Zukost mit der rechten Hand, es muss lernen, wie es sich zu kratzen und wie es den Mantel aufzunehmen hat (Fig. 110).

Die alte patriarchalische, auf Weckung von Gehorsam und Pietät gerichtete Erziehung hat sich in Griechenland als bewusstes Ziel lange erhalten, bis nach den Heldenthaten bei Marathon und Salamis viele Väter glaubten, es ihren Söhnen beqeumer machen zu dürfen. Die Folge davon war häufig Verwilderung der Jugend und Zersetzung des Familienlebens. Der Knabe der alten Schule war bescheiden. Wie hätte er je zu mucksen gewagt? Ehrfurchtsvoll erhob er sich beim Eintreten eines älteren Mannes. Bei Tische durfte er sich nicht ohne weiteres Rettich oder den für die Erwachsenen bestimmten Dill und Eppich zulangen oder von den Leckereien geniefsen. Abhärtung ward auch in der Kleidung verlangt. Die kraftvollen Weisen alter Sänger nährten den jugendlichen Geist. Jede Abweichung von dieser Zucht ward mit dem Stocke bestraft. Dabei gediehen die Knaben prächtig und zeigten frische Farbe. Ihnen gegenüber steht der von des Gedankens Blässe angekränkelte,



Fig. 108. Kugelwerfen.

verweichlichte, vorwitzige Wortheld, der den Kinderschuhen entwachsen in liederlichem Lebenswandel Kräfte und Ehre vergeudet, der es wie Pheidippides (S. 179) wagt, die Hand gegen den eigenen Vater, ja wohl gar gegen seine Mutter zu erheben. Im Herzen Bescheidenheit, auf der Zunge Schweigen, auf den Augen Scham, Besseres konnte man einem Sohne nicht wünschen. Und es gab auch in der Folgezeit solche Kinder, deren Erziehung freilich auch entsprechend war. Auf die Frage: „Lieben dich deine Eltern und wollen sie dich glücklich sehen?"



Fig. 109. Kinderspiel.

hat Lysis mit zuversichtlichem „ja" geantwortet. Nun fragt Sokrates weiter: „Lässt dich die Mutter, wenn sie webt, an der Wolle und am Webstuhle thun, was du willst? Sie hindert dich doch wohl auch nicht, den Spatel oder das Schiffchen zu berühren?" Und Lysis antwortet lachend: „Bei Gott, sie würde mich schlagen, wenn ich es anrührte." Die Sandale hatte die Mutter ja stets zur Hand (Fig. 111), vielleicht aber auch ein Rohr oder einen Riemen. Auch droht sie wohl mit dem ersten besten Stücke ihres Arbeitszeugs.

In der Zeit Menanders sind die Uebergriffe der Jugend schon so eingewurzelt, dass man sich darein er-

giebt. Wir hören bei seinem Bearbeiter Terenz einen alten Sklaven klagen, der noch die einstige Strenge zu handhaben sucht: Wenn früher der Knabe vom Hippodrom und der Palästra nach Hause kam, musste er, nur mit einem Schurze bekleidet, vor dem Lehrer auf dem Stuhle sitzen. Hättest du da beim Lesen nur eine Silbe falsch gesprochen, so wäre deine Haut so fleckig geworden wie das Kleid einer Kinderwärterin. In jener Zeit befand sich der junge Mann noch unter der Leitung des Erziehers, wenn er sich schon um Ehren bewarb. Jetzt wirft der Knabe, ehe er noch sieben Jahre zählt, dem Pädagogen die Schreibtafel an den Kopf. Wendet man sich an den Vater, so nimmt er seinen Sprössling in Schutz und warnt den Erzieher, den Knaben anzurühren, der eine solche Heldenthat gethan habe. Vom Sohne muss der Alte die undankbare Aeufserung hören: „Deine Zucht nützt weder dir noch mir," und der Vater tröstet sich damit, dass er es selbst nicht anders gemacht hat und dass jetzt einmal andre Zeiten sind.



Fig. 110. Pädagog mit Kindern.

Wie die Kinder vor Fehlern zu bewahren seien, haben schon die Alten reiflich erwogen. Bekanntlich zeigten die Spartaner ihren Söhnen betrunkene Sklaven in ihrer ganzen Abscheulichkeit. Aehnlich verfuhr der

Vater des Horaz. Wollte er den Sohn zur Sparsamkeit ermahnen, so sprach er: „Siehst du, wie elend der Sohn des Albius lebt?“ wollte er ihn von thörichten Liebschaften abschrecken, so sagte er: „Mach es nicht wie Scetanius! Der Weise wird einst mit Gründen dich belehren, mir genügt es, der Väter Sitte und deine Ehre dir zu erhalten, bis du ohne Kork schwimmen kannst.“ Aber freilich viele Eltern geben selbst das Beispiel zum Bösen. Wenn der Alte das ruinierende Würfelspiel liebt, greift auch der mit der Bulla gezierte Erbe nach dem Würfelbecher. Ehe ihm noch die Zähne wieder gewachsen sind, wünscht der Sohn des Völlers vornehm zu speisen, mag man ihm auch tausend bärtige Lehrer von dort und dort bestellen. So geht auch Grausamkeit des Vaters und Leichtfertigkeit der Mutter auf die Kinder über. Mancher, der aus besserem Teige geknetet ist, wird die Fehler der Eltern verabscheuen, die übrigen nehmen sie in sich auf. Darum ist man dem Knaben die höchste Achtung schuldig. Wer sündigen will, dem trete sein kleines Kind in den Weg!



Fig. 111. Häusliche Zucht.

Wie verschieden ist oft den Fehlern der Kinder gegenüber das Verhalten der Väter und der Mütter! Jene befehlen, dass die Kinder straff gehalten, dass sie zeitig geübt werden, ihren Studien nachzugehen. Auch an Feiertagen lassen sie sie nicht müssig sein und pressen ihnen Schweifs oder gar Thränen aus. Aber die

Mütter wollen sie am Busen hätscheln, im Schatten halten, wollen, dass sie nie weinen, nie sich betrüben, nie sich abmühen. In manchen Familien Roms nannten noch in der Kaiserzeit die Kinder ihren Vater Dominus. Dagegen brauchten ältliche Mädchen bisweilen noch die Bezeichnung Tata und Mamma, um jünger zu erscheinen.

Im einzelnen entwickelt Seneca folgenden Erziehungsplan: Schon Platon hat geraten, den Knaben Wein zu versagen. Mit Speisen sollen sie nicht überfüllt werden. Anstrengung ist heilsam, wenn sie nicht bis zur Erschlaffung geht. Bei kälteren Naturen braucht man nicht Zorn zu fürchten, sondern gröfsere Fehler, Angst, Argwohn, Verzweiflung. Sie müssen zur Freude aufgeweckt werden. Schwer ist es, die rechte Mitte zu finden, wo man nicht die Leidenschaft nährt und nicht die guten Anlagen abstumpft. Niemals soll ein Knabe demütig bitten müssen oder damit etwas erreichen, sondern nach seinem früheren Thun und nach den guten Hoffnungen, die er giebt, belohnt werden. Im Wetteifer mit Altersgenossen sei er nicht leidenschaftlich, trachte nicht zu schaden, sondern zu siegen. Man hüte ihn vor Weichlichkeit. Nicht kann der Anfechtungen widerstehen, dem nie etwas verweigert wird, dessen Thränen die besorgte Mutter immer abwischt, der wegen seines Erziehers Genugthuung erhält. Nie schmeichle man ihm. Er höre die Wahrheit und fürchte bisweilen, immer habe er Ehrfurcht. Vor Erwachsenen stehe er auf. Nichts darf er durch zorniges Wesen erlangen; wenn er ruhig geworden ist, biete man ihm das Gewünschte an. Es empfiehlt sich, ihm sanfte Erzieher zu geben. Denn ihren Charakter behält er bei. Als ein bei Platon erzogener Knabe den Vater laut schreien sah, sagte er: „Dies habe ich bei Platon nie gesehen.“ Kein Zweifel, dass er schneller den Vater nachgeahmt hat als den Platon.

Den Reichtum der Eltern habe der Knabe vor Augen, nicht im Besitze. Einfach sei seine Lebensweise, nicht kostbar seine Kleidung. Dann wird er nicht zürnen, dass jemand mit ihm verglichen wird, wenn man ihn von Anfang an mit vielen gleichgestellt hat.

In den meisten Staaten zwang kein eigentliches Gesetz, die Kinder in die Schule zu schicken. Doch entbindet Solon die, die nicht Gelegenheit bekommen haben, etwas Rechtes zu lernen, ausdrücklich der Verpflichtung, später für die Eltern zu sorgen. Am Morgen erhebt sich der Knabe vom keuschen Lager, wäscht sich, nimmt das Mäntelchen um und geht zum Lehrer, ohne die ihm Begegnenden anzusehen. Ihm folgen Begleiter mit den Schulsachen, in späterer Zeit vielfältigen Tafeln und Büchern, und, wenn er zum Musiklehrer geht, mit der Lyra (Fig. 112). Mit dem Gelernten erfreuen die Kinder zu Hause die Eltern. Strepsiades freilich kommt schlecht an bei seinem missratenen Sohne, als er ihn bei Tische auffordert, ein Lied des Simonides zur Lyra zu singen. Pheidippides erklärt es für altfränkisch, auf der Lyra zu spielen und beim Mahle zu singen wie ein Weib, das Gerste mahle. Den Aischylos nennt er bombastisch und trägt eine bedenkliche Stelle aus dem modernen Euripides vor. Ganz anders der liebenswürdige Lysis. So oft die Eltern es wünschen, liest oder spielt er ihnen vor und schreibt, was sie verlangen. Der Kreis des für wissenswert Erachteten erweiterte sich mit der Zeit. Seit dem Maler Pamphilos lernten die Knaben zuerst in Sikyon, dann in ganz Griechenland auch zeichnen. Die Kinder reicher Leute eigneten sich natürlich eine gründlichere Schulbildung an als die der Armen. Ehrgeizige Väter stellten bisweilen sehr hohe Anforderungen an ihre Söhne. So zwang einer seinen Sohn, den ganzen Homer auswendig zu lernen und zwar so, dass er das Gelernte nie wieder vergafs.

Mangelhafte Schulleistungen wurden von manchen Eltern mit Entziehung der Nahrung bestraft. Natürlich fehlte zu keiner Zeit die Range, die, statt etwas zu lernen, lieber in des Nachbars Garten Unfug machte oder sich auf Gassen und Feldern herumtrieb. Notgedrungen wendet sich die Mutter eines solchen Wildlings an den Lehrer mit der Bitte, ihren Sohn ganz gehörig durchzubleuen. „Wo die Thür des Lehrers sich befindet — klagt sie — und am Letzten des Monats das Schulgeld abzuliefern

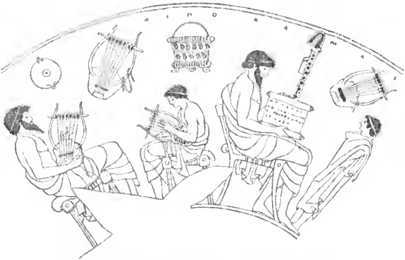


Fig. 112. Unterricht im Lyraspiel und im Lesen der Dichter.

ist, kann ich nicht von ihm erfahren. Den Ort aber, wo die Packträger und Tagediebe sich die Zeit vertreiben, kann er jedem nennen. Er hat mir schon das ganze Haus ausgeplündert mit seinem Drehpfennigspiel. Denn Würfel genügen ihm nicht mehr. Seine Schreibtafel, die ich jeden Monat mühsam frisch mit Wachs überziehe, liegt verwaist unter seinem Bette, wenn er nicht das Wachs auskratzt. Die Würfel in seinen Beuteln und Netzen sind fettiger als unsre Alltagsölflasche. Er kann

nicht einmal Alpha lesen, wenn man es ihm nicht fünfmal vorspricht. Als vorgestern sein Vater ihm Maron vorschrieb, machte er Simon (einen schlechten Menschen) daraus, so dass ich mich eine Thörin schalt, die ich ihn nicht die Esel weiden, sondern Bildung lernen lasse in der Hoffnung, an ihm einst eine Stütze im Alter zu haben. Und wenn er mir oder dem halbtauben und halbblinden Vater eine gelernte Stelle aufsagen soll, wie das Knaben thun, da seiht er sie gleichsam durch ein durchlöchertes Gefäfs. Die Grofsmutter wird dir das hersagen — und sie versteht nichts von Wissenschaft — und der erste beste Phrygier. Wenn wir aber ein Wort zu viel sagen, so kommt er entweder drei Tage nicht über die Schwelle, sondern plündert die Grofsmutter, die nichts hat, oder er sitzt mit ausgestreckten Beinen auf dem Dache und guckt wie ein Affe herunter. Um ihn ist es ja weniger, aber alle Ziegel werden dabei zerdrückt, und wenn der Winter kommt, muss ich drei Hemaitha für jeden bezahlen. Denn im ganzen Hause ist eine Stimme: „Das hat der Kottalos der Metrotime



Fig. 113. Dornauszieher.

gethan." Und sieh nur, wie schmutzig er wieder ist, weil er sich den ganzen Tag im Walde herumtreibt (Fig. 113). Den Siebenten und den Zwanzigsten im Monat weifs er besser als ein Astronom; kein Schlaf umfängt ihn, wenn er an die nahende Freizeit denkt." „Schon gut," meint Lampriskos, „ich will ihn ehrbarer machen als ein Mädchen; — wo ist der scharfe Riemen, der Ochsenschwanz?" Unter heifsem Flehen bittet der Uebelthäter, nicht diesen, sondern den „andern" zu nehmen, und fragt ängstlich: „Wie viel willst du mir aufzählen?" Es hilft alles nichts, das Strafgericht wird zur grofsen Genugthuung der Mutter vollzogen. Auch Horaz erinnert sich des „prügelreichen" Orbilius. So war's in der guten alten Zeit. Quintilian, der berühmte Redelehrer der Kaiserzeit, ist ein entschiedener Gegner der Schläge.

Die Familie kam oft den Verpflichtungen gegen den Lehrer schlecht nach. Manche blieben das Schulgeld schuldig oder kümmerten sich nicht darum, wieviel davon in den Händen des Pädagogen oder des Sekretärs kleben blieb. Um sich Ausgaben zu ersparen, schickt in Griechenland der Schäbige an den Museien, einem Feste für die Jugend, seine Kinder nicht in die Schule, sondern entschuldigt sie mit Unwohlsein. Sind sie wirklich verhindert, die Schule zu besuchen, so zieht er die entsprechende Summe vom Schulgelde ab. Im Anthesterion, in dem viel Festtage sind, erspart er gern das Honorar für den ganzen Monat.

Als dem alten Cato ein Sohn geboren wurde, konnte ihn kein Geschäft — ein öffentliches ausgenommen — abhalten seiner Frau behilflich zu sein, das Kind zu waschen und in Windeln zu packen. Sie nährte es selbst. Oft nahm sie aber auch die Kinder der Sklaven an die Brust und erwarb so ihrem Sohne Zuneigung

durch die gemeinsame Erziehung. Als der Knabe zu verstehen begann, lehrte der Vater ihn die Buchstaben. Er hatte zwar einen vortrefflichen Sklaven, der viele Knaben unterrichtete, hielt es aber nicht für richtig, dass sein Sohn von einem Sklaven gescholten oder am Ohre gezogen würde, wenn er langsam lernte, und für sein Wissen einem Sklaven zu danken haben sollte, sondern er war selbst Elementarlehrer, Gesetzeslehrer und Lehrer in den Leibesübungen. Nicht nur Speerwerfen, Fechten, Reiten lehrte er den Sohn, sondern auch Faustkampf, Hitze und Kälte zu ertragen und die Strudel und wilden Wogen des Flusses zu durchschwimmen. Geschichten schrieb er mit eigner Hand und mit grofsen Buchstaben für seinen Sohn nieder. Hässliche Worte zu gebrauchen hütete er sich in dessen Gegenwart ebenso, wie in Gegenwart einer Vestalin. Nicht selten auch legte in Rom die Mutter den Grund zur geistigen Ausbildung der Kinder. So verdankten die Gracchen ihre Beredsamkeit nicht zum geringsten Teile ihrer Mutter Cornelia, deren feingebildete Sprache auch in ihren Briefen zu erkennen war. Augustus lehrte seine Enkel lesen und schreiben und die andern Anfangsgründe und gab sich mit nichts mehr Mühe, als dass sie seine Handschrift nachahmten.

Das gewöhnliche war natürlich auch in Rom, dass man Lehrer nahm oder die Kinder in eine Schule schickte. Auch die römischen Jungen warten auf die Tage (besonders die nundinae und Festtage), an denen der Lehrer die Schule schliefst. Martial fordert einmal im Juli einen Elementarlehrer auf, die Knaben zu schonen. Die „Scepter der Pädagogen“ mögen schlafen bis zu den Iden des Oktober. „Wenn die Knaben im Sommer gesund sind, lernen sie genug.“ Ein italischer Kleinstädter der Kaiserzeit giebt von seinem hoffnungsvollen Sprössling folgende Schilder-

ung: Er kann schon mit vier dividieren, die ganze freie Zeit hebt er den Kopf nicht von der Tafel. Er ist sehr begabt, wenn er auch eine Schwäche für Vögel hat. Ich habe ihm schon drei Stieglitze umgebracht und gesagt, das Wiesel hätte sie gefressen. Doch hat er andre Possen gefunden und malt sehr gern. Uebrigens giebt er schon dem Griechischen die Ferse und hat angefangen, sich nicht übel an das Lateinische zu machen. Jetzt habe ich dem Jungen einige Bücher mit roten Ueberschriften gekauft, weil ich wünsche, dass er für den Hausgebrauch etwas vom Rechte aufschnappt, das bringt Brot. Denn mit Bildung ist er genug getüncht. Springt er ab, so soll er eine Kunst lernen, Barbier oder Auktionskommissar oder Sachwalter. Denn das kann ihm nur der Orcus nehmen. — Die ehrgeizigen Wünsche des Vaters kamen schon damals oft in Widerstreit mit den Neigungen der Söhne. Ovid war genau ein Jahr nach seinem Bruder geboren, so dass beider Geburtstag durch die Spende zweier Opferkuchen an den Genius gefeiert wurde. Schon im zarten Alter wurden wir — erzählt der Dichter — ausgebildet und gingen dank der Sorge des Vaters zu den in der Kunst ausgezeichneten Männern der Stadt. Der Bruder widmete sich frühzeitig der gerichtlichen Beredsamkeit, aber mich zog schon als Knaben die Muse heimlich in ihren Dienst. Oft sprach der Vater: „Was willst du mit der unnützen Beschäftigung? Homer selbst hat keine Schätze hinterlassen.“ Die Worte machten Eindruck auf mich, aber, was ich auch zu sagen versuchte, war ein Vers. Inzwischen vergingen die Jahre, und wir beide nahmen statt der toga praetexta die freiere Toga und legten (als Kinder Vornehmer) die Tunika mit breitem Purpurstreifen an. Die Beschäftigung blieb dieselbe wie zuvor. — Die Bekleidung mit der Männertoga ward in dieser Zeit gewöhnlich nach zurück-

gelegtem 14., 15. oder 16. Jahre an den Liberalia, am 17. März, feierlich vollzogen.

Nicht alle Väter waren so aufgeklärt, dass sie ihre Kinder beizeiten zu den tüchtigsten Lehrern der Stadt schickten. „Bisher hat dein Sohn“ — schreibt der jüngere Plinius einmal — „Lehrer zu Hause gehabt, wo zu Verirrungen nur geringe oder gar keine Gelegenheit war. Nun müssen seine Studien aufserhalb der Schwelle verlegt werden, man muss sich nach einem lateinischen Rhetor umsehen, dessen Schule Strenge, Scham, vor allem Keuschheit aufweist.“ Quintilian behandelt eingehend die Frage, ob es nützlicher sei, die Knaben zu Hause studieren zu lassen oder einer Privatschule zu übergeben: Man glaubt gemeiniglich, dass die Sitten in den Schulen verdorben werden; aber das geschieht auch zu Hause unter schlechten Sklaven. Wenn der Kern des Jungen gut ist, wenn die Eltern nicht blinde Sorglosigkeit zeigen und die rechte Persönlichkeit auswählen, so ist keine Gefahr. Wenn wir doch — hier kommt er auf den oben besprochenen Fehler — die Sitten unserer Kinder nicht selbst verderben wollten! Jene weichliche Erziehung, die wir Nachsicht nennen, bricht alle Kräfte des Geistes und des Körpers. Was wird der einmal nicht wünschen, der in Purpurkleidern kriecht? Noch bringt er nicht die ersten Worte heraus, da versteht er, was der Koch ist, und verlangt nach Austern. Wir bilden den Gaumen der Kinder früher aus als ihren Charakter. In Sänften wachsen sie auf und werden immer gegängelt. Wir freuen uns, wenn sie zügellos reden. Worte, die nicht einmal alexandrinischer Leichtfertigkeit gestattet werden dürften, nehmen wir mit Lachen, mit einem Kusse auf. Jedes Gastmahl hallt wider von frivolen Gesängen, Schamloses bekommt man zu sehen. Das wird zur Gewohnheit, dann zur Natur.

Die Unglücklichen lernen das, bevor sie wissen, dass es Laster sind. Nun meint man, der Lehrer werde sich dem einen Schüler mehr widmen können. Indessen, selbst wenn jemand infolge seines Einflusses, seiner Freundschaft, seines Geldes einen sehr gelehrten und unvergleichlichen Lehrer zu Hause hat, wird dieser etwa den ganzen Tag mit dem einen verbringen? Hält der Lernende eine so fortgesetzte Anspannung aus, zumal da die Studien viel mehr Zeit des Alleinseins verlangen? Denn wenn der Schüler schreibt, auswendig lernt, denkt, kann der Lehrer nicht dabei stehen. Auch das Lesen bedarf nicht immer eines Vorsprechers oder Erklärers. Wann würde der Schüler dann die vielen Autoren kennen lernen? Das meiste ist derart, dass es mit einer Stimme allen zugleich zugänglich gemacht werden kann. Ich schweige von den Partitionen und Deklamationen des Rhetors, bei denen sicher auch von einer gröfseren Schülerzahl ein jeder alles davonträgt. Auch wenn der Sprachlehrer, der Grammaticus, über grammatische Dinge spricht, wenn er gelehrte Fragen erörtert, sachliche Erklärungen giebt, Gedichte erläutert, werden es alle lernen, die es hören. Doch wird man sagen: „Der Verbesserung und dem erklärenden Vorlesen ist die Zahl im Wege." Das mag sein. Aber ich will den Knaben auch nicht dorthin geschickt haben, wo er vernachlässigt wird. Andererseits muss der zukünftige Redner sich an das öffentliche Leben frühzeitig gewöhnen. Er verkümmert gleichsam im Schatten. Allzuviel Bedeutung misst der sich bei, der sich nicht mit einem andern vergleicht. Draufsen kann er Freundschaften für das ganze Leben schliefsen. Wo anders soll er Gemeinsinn lernen? Daheim lernt er nur, was von ihm, in der Schule auch, was von den andern verlangt wird.

VIII.

Die Sklaven.

Als eine dunkle Seite des Altertums erscheint uns mit Recht die Sklaverei. Immerhin zeigt sie zu manchen Zeiten und an manchen Orten ein freundliches Bild. Der seinen Eltern Geraubte oder an Sklavenhändler Verkaufte vergafs wohl oft über liebevoller Behandlung und über den Vorteilen höherer Kultur die barbarische Heimat. Ruhig thut im allgemeinen bei Homer jeder seine Schuldigkeit. Leibeigene Diener versorgen das Fuhrwerk der ankommenden Fremden, spalten Holz, zerteilen das Fleisch und bedienen beim Schmause, oder sie arbeiten auf dem Felde und im Garten und hüten die Herden. Die Mägde reinigen auf Befehl der Schaffnerin die Wohnung, zwanzig gehen nach der Quelle, um Wasser zu schöpfen. Fünfzig sind im Hause des Alkinoos: die einen mahlen Getreide, die andern weben und spinnen, der Reihe nach sitzend wie die Blätter der Schwarzpappel. Zwei begleiten die Herrin, wenn sie unter die Männer tritt; zwei schlafen bei der jungfräulichen Tochter. Mägde bereiten der Hausfrau den Sitz, bringen ihr Woll-

korb und Rocken und suchen sie aufzuheitern, wenn sie traurig ist; sie mischen den Wein und besorgen das Bad, unterhalten das Feuer in der Halle, machen die Betten und leuchten vor, wenn die Herrschaft oder ein Fremder schlafen geht. Und doch, so schonend auch die Behandlung war und so sehr auch die Arbeit erleichtert wurde durch die grofse Zahl der Dienenden, wie schwer musste es für eine im Kriege erbeutete Fürstin sein, sich in die neue Lage zu fügen! Mit tiefem Schmerze sieht darum Hektor die Zeit kommen, wo seine Gemahlin dem Sieger dienen werde:

> **Wenn du in Argos webst für die Herrscherin oder auch mühsam**
> **Wasser trägst aus dem Quell Hypereia oder Messeïs**
> **Sehr unwilligen Muts; doch hart belastet der Zwang dich.**
> **Künftig sagt dann einer, die Thränenvergiefsende schauend:**
> **Hektors Weib war diese, des tapfersten Helden im Volke.**
> **Also spricht man hinfort, und neu erwacht dir der Kummer.**

Die Sklaven sind oft Erbstücke der Familie. An Freud und Leid des Hauses nehmen sie innigen Anteil. Dass die Herrschaft väterlich ihre Bedürfnisse wahrnimmt, danken sie ihr mit treuer Verwaltung des Eigentums und hingebender Sorge für die aufwachsenden Kinder. Väterchen und Mütterchen werden sie angeredet und reden selbst zu ihren „lieben Kindern". Wer kennt nicht den biedern Eumaios und die sorgende Eurykleia! Nicht alle Diener freilich sind so zuverlässig. Das Auge der Herrschaft muss stets auf ihnen ruhen. Sonst kommen sie auf Abwege, wie jene phönizische Sklavin im Elternhause des Eumaios, die — schön und grofs und kundig herrlicher Arbeit — den Lockungen eines Landsmannes folgte und den Sohn des Hauses entführte (Fig. 114), oder wie Melantho, die trotz all der Sorge und Freundlichkeit, die ihr Penelope gewidmet hatte, kein Mitleid mit dieser empfand, sondern sich mit den Freiern einliefs.

Vor den Perserkriegen mochten in Athen ähnliche patriarchalische Zustände bestehen. Aber mit den Herren änderten sich auch die Knechte. Zur Zeit des Aristophanes wird schon gewaltig geklagt, die Sklaven gehen öfter von Hand zu Hand, und unter den Vorzügen, die jetzt dem goldenen Zeitalter nachgesagt werden, findet sich auch der, dass man damals keine Sklaven brauchte, sondern Hausgeräte und Lebensmittel selbst thätig und den Menschen dienstbar waren. Die Zahl der Dienstboten war in den einzelnen Familien sehr verschieden. Einen soll Homer, drei Platon, keinen Zenon gehabt haben. Doch gilt der für schäbig, der seiner Frau von ihrem Eingebrachten nicht wenigstens eine Sklavin kauft, die sie auf ihren Ausgängen begleiten kann, sondern für jedes Mal ein Knäblein mietet. Ein solches Mädchen für alles ist z. B. die Magd im Hause des Euphiletos (S. 8 f.). Als Mitwisserin schlimmer Geheimnisse wird sie von ihrem Herrn zur Rede gesetzt. Er lässt ihr die Wahl, gepeitscht zu werden und in der Mühle ihr Leben lang sich zu plagen oder die reine Wahrheit zu sagen und Verzeihung zu erlangen. Sie leugnet zuerst; dann aber wirft sie sich vor ihm nieder und fleht um Gnade. — Um zu renommieren, verfiel wohl einer darauf, seinen Sklaven verschieden



Fig. 114. Junger Sklave.

zu benennen: Syros, Lydos, Phryx, Geta, Parmenon (Haltaus), oder ihm einen recht stolzen Namen wie Meleagros oder Alexandros beizulegen. In einem vornehmen Haushalte wie dem neubegründeten des Ischomachos (S. 39 und 134) sind eine gröfsere Anzahl Sklaven nötig. Einige hat — wie das gewöhnlich geschah — die junge Frau aus dem Elternhause mitgebracht, andere hat Ischomachos schon besessen. Aber noch ist diese und jene Stelle unbesetzt. Begleiten wir jetzt den Hausherrn auf den Sklavenmarkt! Auf einem Podium stehen die Unglücklichen, aus allen Ländern zusammengebracht, herausgeputzt, um Käufer anzulocken. Die Händler suchen die Fehler ihrer Ware zu verbergen. Daher sind den Käufern die Schmucksachen verdächtig. Sieht man einen Reif am Beine oder am Arme, so muss man ihn abnehmen lassen, und hinter dem Kopfschmuck des Skythen- oder Sarmatenkönigs steckt gewiss ein Betrug. Die Auktion beginnt. Der Herold heifst zuerst einen recht stattlichen Sklaven herabsteigen, indem er seine Haupteigenschaften ausruft. „Ist es erlaubt, ihn zu prüfen?“ fragt der Kauflustige. — „Immerzu!“ — „Woher bist du?“ — „Aus Samos.“ — „Wo aufgezogen?“ — „In Aegypten.“ — „Was kannst du alles?“ — „Ich war immer im persönlichen Dienste des Herrn.“ — „Kannst auch servieren?“ — „Jawohl, auch schreiben.“ — „Nun gut, aber zieh dich aus!“ Nachdem er ihn mit dem Blicke eines Rosshändlers betrachtet, seine Glieder befühlt und ihre Gelenkigkeit erprobt hat, spricht er: „Ich will ihn kaufen, wie teuer ist er?“ — „Fünf Minen.“ — „Abgemacht.“ Ein schwächlicher Bursche findet kaum für eine halbe Mine einen Abnehmer, während ein Schuhmacher und eine Flötenspielerin für zehn Minen abgehen. Immer neue Gestalten tauchen auf. Nachdem unser Bekannter sich noch einen Mühlsklaven billig erhandelt hat, zieht er mit seiner Beute heim.

Beim Eintritte in das Haus wird der neue Sklave mit Nüssen, Datteln, Feigen u. dgl. überschüttet — woran sich dann die übrigen gütlich thun — und an den Altar des Hauses geführt zum Zeichen, dass er nun Hausgenosse ist. Für all das Gesinde zu sorgen ist keine leichte Aufgabe der Hausfrau. Der erwachsene Sklave empfängt täglich eine Choinix Gerste, deren Verabreichung sie wenigstens überwacht (S. 153), dazu gewöhnlich etwas Wein, wenn auch nicht gerade von der besten



Fig. 115. Sklavinnen bei der Wäsche.

Sorte. In der Bekleidung der Sklaven weifs die verständige Herrin die Ehre des Hauses zu wahren, während anderer Leute Gesinde oft in zerrissenem Chiton läuft. Im Winter gewährt sie ihnen warme Kleidung. Ist aber einer erkrankt, so sorgt sie mütterlich für ihn, um sich seine Zuneigung zu erwerben. Freilich bilden Klagen über die Unbrauchbarkeit der Dienstboten einen beliebten Gesprächsstoff für die Damen: „Nimm Platz, Metro!" ruft eine Zeitgenossin des Herondas und dann, zur Magd gewendet: „Steh auf und setze der Dame einen Stuhl

hin! Alles muss man erst sagen. Schrecklich, ein Stein bist du. Aber wenn du deine Ration Gerste zugemessen bekommst, zählst du die Körner, und wenn auch nur soviel abgeht, können die Wände den ganzen Tag dein Brummen nicht aushalten. Jetzt wischst du den Stuhl aus, wo er gebraucht wird, Spitzbübin? bedank dich bei der Dame, dass du meine Hände nicht zu fühlen bekommst!" „Liebe Koritto," bemerkt die Besucherin, „du trägst dasselbe Joch wie ich. Auch ich belle Tag und Nacht wie ein Hund über das verwünschte Volk." Die Hauptsache ist, sich in der Wahl der Haushälterin nicht zu versehen. Das Ehepaar Ischomachos wählte die, die im Essen, im Wein, im Schlaf und im Umgange mit Männern die meiste Enthaltsamkeit zeigte. Sie lehrten sie gut gesinnt gegen ihre Herrschaft sein und zogen sie zu, so oft sie vergnügt waren oder etwas Betrübendes durchzumachen hatten. Die Sklavinnen waren sehr verschieden, je nach den Geschäften, die sie verrichten mussten (Fig. 115). Waren sie hübsch, so störten sie leicht den Frieden des Hauses. Da hat ein junger Mann von einer Reise eine Sklavin mitgebracht, die er liebt. Der Vater aber möchte sie dem Einfluss des Sohnes entziehen. Für den Haushalt, erklärt er, sei sie ihm zu fein. „Wir brauchen eine, die weben, mahlen, Holz spalten, ihre Tagarbeit abspinnen, das Essen auftragen und



Fig. 116. Sklavinnen am Mörser.

— Schläge erdulden kann. Auf alles dies wird sie sich schlecht verstehen. Ginge deine Mutter mit ihr auf die Strafse, so würden alle sie anstarren, nicken, blinzeln, zischeln, rufen, zupfen und Ständchen bringen. Meine Thür würde mit Versen beschrieben werden. Nein, ich will eine stämmige Magd kaufen, von schlechter Gestalt, wie sie für eine Hausfrau sich ziemt, eine Syrerin, eine Aegypterin.“ Und jene Junge, Pasicompsa (die Zierliche) mit Namen, gesteht selbst, dass sie nicht gelernt hat Lasten zu tragen, das Vieh zu weiden oder Kinder zu füttern (Fig. 116 u. 107). Aber in der Wollarbeit nimmt sie es mit jeder ihres Alters auf. Auf Fig. 118 sehen wir eine fleifsige Spinnerin sitzen, die von einer Frau durch die Geste der Geringschätzung auf eine gar zu bequemeGenossin (Fig. 20) aufmerksam gemacht wird. Im Hause jenes Alten dient schon eine 84jährige Magd. Den Sohn hat sie erzogen, und immer noch muss sie Lasten schleppen. Die Amme blieb oft die Vertraute der Töchter bis zu deren Verheiratung und dar-

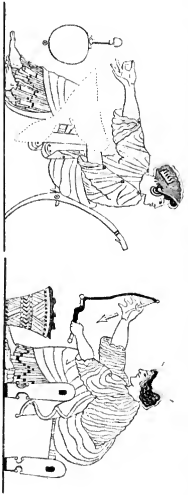


Fig. 117. 118. Scene aus der Spinnstube.

über hinaus. Die Tragödie lässt sie häufig als treue Beraterin der Herrin auftreten, aber auch als Helferin, wenn es gilt, ihrer Leidenschaft die Wege zu ebnen. In traurigster Lage ist die alte Sklavin bei dem Geizhalse Euclio. Sie will sich lieber hängen als einem solchen Unholde weiter dienen.

Neben der Instandhaltung des Hauses kamen auch den männlichen Sklaven die Vorbereitungen zur Mahlzeit zu: das Wasserholen, das Holzspalten, das Aufstellen des Geräts, ferner die Bedienung bei Tische (Fig. 119) und beim Opfer, die Unterstützung bei der Krankenpflege, das Oeffnen der Thür, Hilfe beim Aus- und Einsteigen in den Wagen, Besorgung der Zugtiere u. a. m. Kommt der Herr nach Hause, so eilen die Diener herbei und ziehen ihm die Schuhe ab. Immer sind sie seines Winksgewärtig. Einzelne Nationen genossen einen besonderen Ruf in bestimmten Künsten, wie im Brotbacken die Kappadokier. Später suchten Vornehmthuende etwas darin, sich von einem Mohren bedienen zu lassen. — Leicht war es den Sklaven, sich für schlechte Behandlung dadurch zu rächen, dass sie den Samen der Sünde in die Herzen der Kinder streuten. Da hilft einer in Abwesenheit des Vaters alles verprassen und hat noch die Unverschämtheit, bei der Abrechnung zu bemerken: „Und um was ich dich geprellt!“ Darüber gerieten wohl auch die Sklaven selbst an einander. „Marsch heraus aus der Küche, du Galgenstrick, du Verderber des jungen Herrn!“ — „Was schreist du so vor dem Hause? fort auf's Land, da hast du was!“ — „Lass nur den Alten wiederkommen, du städtischer Tagedieb und Zier-



Fig. 119. Weinschenken.

bengel! Siehst du darin die Aufgabe eines guten Dieners, das Vermögen und den Sohn des Herrn zu ruinieren?" — „Was geht es dich an, hast du nicht auf dem Lande genug zu thun mit deinen Ochsen, du Schmutzfink?" — „Es können nicht alle nach ausländischen Salben riechen, dir aber wird's der Herr schon heimzahlen." Auch sonst fehlt es nicht an Rivalität und an Neckereien unter der Dienerschaft. Ein ältlicher Sklave dient allen als Zielscheibe des Witzes. Ungeschickt sind seine Bewegungen, glotzend sein Blick. Oft wird er dupiert von dem verwegenen Pseudolus, dessen roter Kopf und kleine, schielende Augen den durchtriebenen Schelm verraten. Nichts ist ihm zu schwer: er vermittelt die Liebschaften des Sohnes und lockt dem schwachen Papa das Geld aus der Tasche. Wie in jenem homerischen Falle (S. 201) kam es auch später vor, dass Sklaven ein Kind ihres Herrn raubten und in die Fremde verkauften, während andre wieder sich für ihren Herrn aufopferten.



Fig. 120. Naschhafter Sklave.

Nicht selten mochte ein Sklave die Art seines Herrn annehmen, wie der Diener des Euripides, der Besucher empfängt mit den Worten: „Nicht bei sich ist er und bei sich, wenn du das verstehst." Schon damals galt das Sprichwort: „Wie der Herr, so der Knecht." Zwischen Herrn und Diener vermittelte oft ein Verwalter. „Wir haben — erzählt ein Sklave — einen bäurischen, jähzornigen Herrn, einen mürrischen, halbtauben Papa. Der hat sich am letzten Neumond, am Markttage, einen Sklaven gekauft, einen ganz schlechten Kerl. Seit der unseres Alten Art wegbekommen hat, geht er ihm schmeichelnd um den Bart:

„Nun geh ins Bad, Herr! Soll ich dir das Abendbrot vorsetzen?“ Neulich hatt' ich dem Herrn einen Teig geknetet; da macht sich jener heran, reifst ihn mir weg und setzt ihn selbst dem Alten vor. Keinen lässt er aufwarten, sondern steht selbst am Tisch und scheucht die Fliegen weg. Er unterhält den Herrn und verklatscht uns, dann setzt es Prügel.“ Ein solcher Haushalter geniefst besonders dann gewaltigen Respekt, wenn er zum Heiratsgute der Frau gehört. Der behäbige Bursche weifs sich auch Fremden gegenüber gehöriges Ansehen zu geben, wenn er die Stirn in krause Falten zieht und grimmige Blicke umherschweifen lässt.


Fig. 121. Züchtigung eines Sklaven.

Platon warnt davor, die Sklaven zu verwöhnen. Er hatte eines Tages einem schon befohlen, den Kittel abzulegen, damit er ihn besser züchtigen könne. Aber er unterliefs es, um nicht im Zorne zu strafen. Wie wenige jedoch sind dieser Selbstbeherrschung fähig! Viele thun nur so, als ob sie züchtigen wollten. Aber welche Angst steht der arme Mensch schon aus, wenn der Herr nach der Peitsche langt (Fig. 121)! Zum Altar des Hauses zu flüchten, der jedem Verbrecher ein Asyl bot, war für den Sklaven gewöhnlich nur ein Aufschub der Strafe. Viele treibt der Jähzorn ihres Tyrannen zur Flucht oder in den Tod. Darum ist es taktlos, während ein Sklave gepeitscht wird, so laut, dass er es hört, zu erzählen, dass sich einer nach solchen Schlägen erhängt habe. Der Sklave musste sich auch hüten, es mit der Herrin zu versehen. Denn gereizt strafte sie wohl härter als der Herr selbst: Rasch den Kittel aus! gebt das Brunnenseil her! Nun führt ihn gebunden in das Gefängnis zu Hermon und lasst ihm eine volle Tracht

Prügel verabreichen! Schickt auch Kosis, den Graveur, mit Nadeln und Schwärze!“ — „Nein, Mütterchen!“ fällt ihre Lieblingssklavin der Zornigen ins Wort, „so gewiss du deine Batyllis verheiratet sehen und Kinder von ihr in die Arme nehmen mögest — lass ihn los — oder ich flieh aus dem Hause.“ — „Nein, er soll seinen Denkspruch an die Stirn bekommen!“ — „Aber es ist der Zwanzigste heute, und die Gerenien dauern bis zum fünften Tage.“ — „Nun, dann mag er jetzt laufen deinetwegen, die ich mit eigenen Händen aufgezogen habe.“

Nie fühlt der Sklave sich sicher. Alles Schlechte wird ihm zugetraut. Der argwöhnische Herr lässt ihn immer vor sich gehen und schickt einen Sklaven dem andern nach, um zu erfahren, wie teuer er eingekauft hat. Der ewige Druck, der auf den Sklaven lastete, verlangte zuzeiten eine Erleichterung, eine Versöhnung. So war es in Athen am ersten Tage der Anthesterien dem Gesinde gestattet, sich einmal gütlich zu thun und sich am neuen Weine zu laben. In andern Städten gab es ähnliche Gebräuche. Daneben verschaffen sich die Sklaven Feste auf eigne Hand. Ist ein Anschlag zu Gunsten des Sohnes gelungen, so leistet der Intrigant sich ein ordentliches Räuschchen. Trunkenheit der Sklaven bleibt oft ungerügt. Klugerweise versiegelte Ciceros Mutter auch die leeren Flaschen, damit die Sklaven nicht sagen konnten, es sei eine schon leer gewesen. Am leichtesten gelangt natürlich der Kellerbursche zu solchen Genüssen. Heute hat er mit einem Genossen sich ein Gütchen gethan. Ironisch leugnet er die Thatsache ab: „Ich hab' auch nicht acht Mafs in den Krug ausgethan, und nicht hat er den Warmwein zum Frühstück ausgezecht — es war in der Kammer ein gar zu schlüpfriges Fleckchen. Dort stand ein Zweipfundtopf so neben den Krügen. Der füllte sich wohl zehnmal des Tags, und wenn der Topf

ins Schwärmen kam, da taumelten auch die Krüge mit." An dem Glücke der mit Reichtümern nach Hause Zurückkehrenden nehmen auch die Sklaven teil. Da wird ein regelrechtes Zechgelage veranstaltet, bei dem das Ersparte des einen zum Geier geht. Gemeinsam lieben zwei eine Sklavin, die ihnen ein Mahl gekocht hat und sich kokett für sie herausputzt. Der Flötenspieler muss trinken und eine üppige Weise spielen, nach der das übermütige Kleeblatt tanzen kann. Die Liebe wirft also auch in das Sklavenelend ihren Schein. Skeparnio ist an sich ein mürrischer Gesell. Aber da pocht es an der Thür. „Ei tausend, was für ein hübsches Ding!" — „Sei gegrüſst, junger Mann!" — „Auch du sei vielmals gegrüſst, Kleine! Was willst du, Feine?" — „Ach, gar zu vertraut fasst du mich an, ich bin kein Essen für's ganze Dorf." Von Herzen gern erfüllt Skeparnio ihr Verlangen nach einem Kruge frischen Wassers. Niemals hätt' er geglaubt, dass im Wasser soviel Vergnügen zu finden sei. Viel weniger tief kommt ihm der Brunnen, den er selbst gegraben hat, heute vor als früher. Ein andrer erzählt: „Gestern gab ich in der Gasse Doris durch leises Pfeifen das gewohnte Zeichen. Da guckte sie hervor und sprach verstohlen: „Jetzt hinabzukommen, Liebster, ist mir unmöglich. Mein Herr ist zu Hause. Aber warte!" Endlich kam sie schnell herab unter dem Vorwande Wasser zu holen, den Krug auf der linken Schulter, und auch so schien sie mir schön, wie wenn sie einen goldenen Schmuck getragen hätte!" Lustig geht es her, wenn die Herrschaft nicht daheim ist (S. 150). Ist sie gar auf längere Zeit verreist, so schaltet und waltet das Gesinde völlig nach Belieben. Toxilus kauft seine Geliebte frei von dem Gelde, das ein andrer seinem Herrn unterschlagen hat, und feiert mit den Genossen seiner Intriguen ein übermütiges Gelage. Ungeordnetes Zu-

sammenleben der Sklaven sucht die verständige Herrschaft zu verhindern (S. 11). Doch durfte Eumaios für seine treuen Dienste darauf rechnen, dass Odysseus ihm ein Weib geben würde. Selbst diese Sklavenehen kamen oft nicht ohne Kabalen zu stande. Die liebliche Casina wird sowohl von dem Gutsverwalter als von dem Waffenträger des jungen Herrn begehrt. Da jener von dem Hausherrn, dieser von der Frau des Hauses unterstützt wird, so muss das Los zwischen den Bewerbern entscheiden.

Edle Freuden waren es gewöhnlich nicht, mit denen die griechischen Sklaven sich über ihr Schicksal trösten konnten. Höhere Bildung begegnet uns bei ihnen in älterer Zeit nur ausnahmsweise. Etwas Versöhnendes liegt darin, dass die grofsen Dichter den Sklaven z. T. mit einer gewissen Vorliebe behandeln. Bei Aischylos tritt er noch sehr zurück, aber mit Euripides machte sich eine humanere Auffassung geltend, die auch auf Sophokles zurückwirkte. Die neuere Komödie vollends verherrlichte oft geradezu den genialen Sklaven. Im Schlafe vergessen ja auch diese Armen ihre Not. Ihr bester Trost aber blieb immer die Hoffnung, einmal freigelassen zu werden oder sich einmal freikaufen zu können. Ein sparsamer Mensch konnte sich von seinen Rationen und etwaigen Trinkgeldern recht wohl etwas zurücklegen. Aber viele Gelegenheiten gab es auch, wo sie ihre Ersparnisse angreifen mussten. Wohl gilt es für schäbig, einem Sklaven den Preis eines zerbrochenen Topfes an seinen Bedürfnissen in Abzug zu bringen; aber wir hören die Klage: „Mein Freund Geta hat seit langem bei mir ein Restchen stehen, das sollt' ich ihm schaffen. Er wird wohl zur Hochzeit des jungen Herrn zusammenscharren. Wie ungerecht ist es, dass die, die wenig haben, die Reichen immer noch mehr bereichern müssen! Was er

unzenweise am Munde sich abgespart hat, geht so mit einem Male flöten. Dann heifst es wieder zahlen, wenn die Herrin ein Kind bekommt, und wieder, wenn des Kindes Geburtstag ist, wenn es die Weihe empfängt." Ein geiziger Herr möchte gar den Groschen, den ein Sklave auf der Strafse gefunden hat, mit ihm teilen. Gripus hat beim Fischfange ein Felleisen aus dem Meere gezogen. Mit dem nur geahnten Inhalte will er sich freikaufen, einen grofsen Handel anfangen, Schiffe bauen und Städte gründen. Diese Träume zerrinnen, aber er erlangt wenigstens die Freiheit.

Im alten Rom war auch das Verhältnis zwischen Herrn und Sklaven gesund. In vielen Familien gab es nur einen Diener, den Marcipor (Marci puer), Lucipor u. s. w. Gewissenhaft brachten diese biedern Knechte dem Herrn am Morgen ihren Grufs, und er hielt es nicht für unter seiner Würde, mit ihnen den Frühtrunk zu teilen, sie neben seinem Tische im Atrium essen zu lassen. An ein lustiges Zechgelage war in älterer Zeit freilich nicht zu denken aufser an den Saturnalien (S. 31), wo der Naturzustand des goldenen Zeitalters herrschte und die Sklaven von den Herren bedient wurden. Besonders streng war die Zucht im Hause des alten Cato, der viele Sklaven besafs. Von den Kriegsgefangenen kaufte er immer die jüngeren, die sich noch ziehen liefsen, und keinen für mehr als 1500 Denare, weil er nicht auf Schönheit sah, sondern nur auf Körperkraft, wie sie Pferdeknechten und Ochsentreibern nötig war. Von seinen Sklaven kam nie einer ohne besonderen Auftrag in ein andres Haus. Wurde einer gefragt: „Was macht Cato?" so sagte er, er wisse es nicht. Die Sklaven mussten sich entweder im Hause nützlich machen oder schlafen, um neue Kräfte zu sammeln. Im Anfange, als Cato noch arm war, hielt er es für schimpflich, des Bauches wegen

mit einem Sklaven zu zanken. Später aber, als er Freunde und Staatsmänner bewirtete, züchtigte er gleich nach Tische die, die etwas nachlässig verrichtet hatten. Immer erhielt er eine gewisse Feindschaft unter den Sklaven. Wer ein todeswürdiges Verbrechen begangen zu haben schien, den richtete er in Gegenwart der andern und liefs ihn töten, wenn er verurteilt wurde. Wenn ein Sklave es wünschte, so erhielt er Geld, wovon er Sklavenkinder kaufen konnte, um sie zu unterrichten und nach einem Jahre mit Nutzen wieder zu verkaufen. Alte, ausgediente Sklaven glaubte Cato nicht nutzlos ernähren, sondern veräufsern zu sollen.

Wir begleiten im Geiste einen dieser Gutsbesitzer auf sein Landhaus. Sobald der Verwalter den Herrn gewahr wird, tritt er bescheiden an ihn heran, um ihm Bericht zu erstatten darüber, was gethan und was noch zu thun ist. Es scheint zu wenig fertig geworden zu sein. Aber der Verwalter erklärt, dass die Sklaven nicht gesund gewesen und einige entflohen seien, dass das Wetter schlecht und für die Gemeinde zu thun gewesen sei. „Hast du die Regentage auch ordentlich ausgenutzt?" fragt der gestrenge Gebieter. — „Jawohl, wir haben Fässer gescheuert und gepicht, Getreide umgeschüttet, den Dünger hinausgeschafft, Samen gereinigt, alte Taue geflickt und neue gemacht, die Kittel und Kappen ausgebessert. Selbst während der Feiertage sind die Leute nicht müssig gewesen: sie haben Gräben gereinigt, den Communweg gebaut, Dornbüsche verschnitten, den Garten umgegraben, die Wiese gesäubert, Ruten geflochten, Spelt gemahlen und alles rein gemacht." Auch darüber wird Auskunft gegeben, dass die erkrankten Sklaven weniger Lebensmittel bekommen haben. Nun wird das Conto der Verkäufe, der Einnahmen und Aufsenstände durchgesehen. Der Hausherr ist zufrieden und hinter-

lässt schriftlich, was in Verding zu geben ist. Angeschafft darf nur das Notwendigste werden. Eine Auktion alter Vorräte und abgenutzten Materials ist nötig. Doch sollen einige invalide Sklaven auf der Villa selbst versorgt werden. Ehe der Verwalter sich entfernt, schärft ihm der Herr noch ein, die Feiertage gewissenhaft zu beobachten. „Ein braver Kerl,“ ruft der Herr aus, als der Verwalter verschwunden ist, „früh der erste, abends der letzte. Bevor er zu Bett geht, sieht er nach, ob alles verschlossen ist und ob jeder an seinem Platze liegt. Er ist kein Herumtreiber, stets nüchtern, nimmt keine Einladung nach auswärts zum Essen an. Er hat keinen Parasiten. Mit Wahrsagern u. dgl. Leuten will er nichts zu schaffen haben. Ueberall legt er selbst Hand an, Unregelmäfsigkeiten straft er, aber ohne Härte. Die Leute lässt er keine Not leiden. Den Ochsenknechten sieht er manches nach, wenn sie das Vieh ordentlich versorgen. Früher hatte ich einen hier aus der Stadt. Aber er liefs alles verkommen. Er vermisste die Schenke und die Flötenspielerin, nach deren Spiel er tanzen konnte. Den jetzigen ziehe ich gern einmal an meine Tafel. Auch hat er sich schon ein kleines Vermögen gespart. Nun will ich eine Frau für ihn suchen. Schwer ist es, eine zu finden, die alle guten Eigenschaften hat. Sie soll ihren Mann fürchten, soll nicht üppig sein, mit Nachbarinnen und andern Frauen möglichst wenig verkehren, ein Opfer nicht bringen oder bringen lassen ohne Auftrag der Herrschaft. An den Calenden, Iden, Nonen und sonst an Festtagen muss sie einen Kranz auf den Herd legen und den Hauslar um Segen anflehen. Reinlich muss sie sein und das Landgut stets sauber halten, den Herd auch abgefegt haben, ehe sie zu Bette geht. Für ihren Mann und das Gesinde muss sie kochen, viele Hühner und Eier und stets Vorrat an eingelegten Früchten haben. Schlimm

ist es, wenn zwischen ihr und ihrem Manne keine Eintracht herrscht. Es ist schon vorgekommen, dass eine aus Eifersucht alle Papiere ihres Mannes und die Scheuern verbrannt hat."

Am Abende, wo die Sklaven von der Arbeit kommen, ruft der Herr einige zu sich, scherzt mit ihnen und befragt sie über ihre Arbeiten. Einen rauhen Burschen mit dröhnender Stimme und furchterregendem Antlitz belobt er, dass er die Ochsen sehr gut versorge. Ein baumlanger Kerl ist für das Ackern vorzüglich geeignet, breite, muskulöse Gestalten arbeiten im Weinberge, und zwar in Fesseln, da ihnen nicht zu trauen ist (Fig. 122). Der Herr sieht selbst im Arbeitshause nach, ob etwa gegen seinen Willen einer angekettet oder vom Eisen befreit worden sei. Er befragt die Gefesselten, aber auch die andern, ob sie besondre Klagen hätten, kostet selbst von ihrem Essen, das der Verwalter mit geniefst, und mustert ihre Kleidung.



Fig. 122. Gefesselter Feldarbeiter.

Je mehr Reichtum und Luxus wuchsen, desto gröfser wurden die Scharen der Sklaven. Einst ward vom Senate beschlossen, sie von den Freien durch die Tracht zu unterscheiden, aber man sah noch rechtzeitig ein, welche Gefahr drohte, wenn die Sklaven ihre Herrn zu zählen begönnen. Wohl gab es noch Familien, in denen bei einem Diner auch der Pferdeknecht zum Servieren herangezogen wurde oder einer die Stallgabel weglegte, um eine Bestellung zu besorgen. Aber das war nicht fein. Cicero tadelt es, dass in einem Hause der Verwalter zugleich die Geschäfte des Kochs besorgt, und dass die Sklaven in schmutziger Kleidung bedienen, sogar alte Leute. Horaz, der Hagestolz, wird in der Stadt

nur von drei Sklaven bedient, während er zehn noch als eine geringe Zahl bezeichnet. Trimalchio dagegen hat einen Hausstand im gröfsten Stile. An der Thür seines Hauses befindet sich ein Schild mit der Aufschrift: „Welcher Sklave ohne Erlaubnis des Herrn ausgeht, bekommt hundert Hiebe.“ Am Eingange steht ein Thürhüter, grün gekleidet, mit kirschrotem Gürtel. Im Porticus übt sich eine Schar Läufer mit ihrem Lehrmeister. Weiter begegnen wir dem Hausverwalter (atriensis). Der Kassierer (dispensator) zählt im Atrium Geld, im vordern Teile des Tricliniums nimmt der Geschäftsführer (procurator) Rechnungen ab. Beim Eintritt in das Triclinium ruft uns ein besonders angestellter Sklave zu: „Mit dem rechten Fufse!“ Nun soll das Mahl beginnen. Schon hat ein Heer von Leuten seine Schuldigkeit gethan, die Köche, die Brot- und Kuchenbäcker, die Konditor, die Wurstmacher und alle die Küchendiener und Tafeldecker. Der Tricliniarch schaut sich prüfend um. Ein Sklave kontrolliert die Eingeladenen und weist ihnen die Plätze an. Immer neue Gesichter und Trachten tauchen auf, die jugendlichen Luxussklaven, der Stolz des Hausherrn, der Vorschneider, selbst Jäger und Fischer. Ja sogar die Gaukler gehören bei Trimalchio zum Haushalte. Und welche Schar von Mädchen und Frauen verlangt allein die Toilette der Hausfrau! die Schminkerin, Nägel- und Zähneputzerin, Haarordnerin, Spiegelhalterin, Kleiderbewahrerin u. s. w. Welcher Aufstand entsteht im Hause, wenn sich der Herr oder die Herrin zur Promenade rüstet! Die kräftigen Kappadokier stehen bereit, die Sänfte zu tragen, Vorläufer und Gefolge harren nur des Winks. „Welch ein Gesinde hat er!“ sagt Cicero von einem Gegner. „Ich rede nicht von den gewöhnlichen Metiers, den Köchen, Bäckern, Sänftenträgern: des Vergnügens halber hat er soviel Menschen, dass von dem

täglichen Singen und Saiten- und Flötenspiel die ganze Nachbarschaft widerhallt.“ Calvisius Sabinus, ein reicher Parvenu, hatte ein ganz schlechtes Gedächtnis und wollte doch gelehrt erscheinen. Deshalb kaufte er Sklaven, einen, der den Homer, einen, der den Hesiod, neun andre, die die Lyriker beherrschten. Nun begann er die Gäste zu beunruhigen. Aber obwohl er die Sklaven zu seinen Füfsen hatte, blieb er oft mitten im Worte stecken. Als Sabinus versicherte, jeder Sklave komme ihm auf 100000 Sesterzen, einen aufsergewöhnlich hohen Preis, zu stehen, meinte ein Witzbold: „Billiger hättest du ebensoviel Bücherschachteln (scrinia, Fig. 29) gekauft.“ Derselbe forderte den Gastgeber zum Ringen auf, und als Sabinus, ein kranker, dürrer Mensch, antwortete: „Wie kann ich das?“ verwies er ihn auf die vielen kräftigen Sklaven.

Die abenteuerlichsten Gestalten waren oft in einem Haushalte beisammen: der maurische Koch Santra mit gekräuseltem Haar, der Ringer Pannychus mit aufgebogener Nase und dicken Lippen, der triefäugige Bäcker Dama, der schwarze Chorflötist Crotus, der rote Verwalter Carpus, ein Lieblingsknabe mit weifsem Gesicht, zwei Eunuchen, der Cretin Cyrta mit spitzem Kopfe und Eselsohren (Fig. 123). „Du weifst,“ sagt Seneca, „dass die Närrin meiner Frau ein Erbstück ist. Mir selbst sind solche Missgeburten sehr zuwider. Wenn ich mich einmal an einem Dummkopfe amüsieren will, lache ich über mich selbst.“ Buntgekleidete Zwerge mit grofsen Köpfen spielten namentlich in den Boudoirs der Damen und führten Tänze auf. Man ergötzte sich ferner an dem possierlichen Treiben der im Hause gebornen Sklaven, der vernae, etwa wie an dem Spiele junger Hunde, und ermunterte sie zum Uebermute, während man die eignen Kinder schärfer im Zügel hielt. Die vernae afsen auch

gewöhnlich mit der Herrschaft, während die übrigen Sklaven ihre Tagesration (diarium) oder Monatsration, nach einer Angabe fünf modii (d. i. 43,77 Liter) Weizen und dazu noch fünf Denare, erhielten. Aufserdem gab man ihnen etwas Zukost, Essig, Oel und Salz. Es war eine weitaussehende Aufgabe, davon den Preis des Freikaufs zu erübrigen. Aber vielen gelang es doch, ja manche, die kein Mittel scheuten emporzukommen, erwarben sich gewaltige Reichtümer. Ein typisches Beispiel ist Trimalchio. „Als ich aus Asien kam," erzählt er selbst, „war ich so grofs wie dieser Kandelaber. Täglich mafs ich mich an ihm, und um schneller einen bärtigen Schnabel zu haben, salbte ich mir die Lippen mit Lampenöl. Dennoch blieb ich vierzehn Jahr lang der Liebling des Herrn, ich hielt es aber auch mit ihr, und so bin ich Herr im Hause geworden." Aber auch wer die Freiheit nicht in naher Aussicht hat, sucht sich nach Kräften zu erheitern. Klirrt auch die schwere Fessel am Fufse, so singt doch der Feldarbeiter sein kunstloses Lied.


Fig. 123. Einfältiger Sklave.

Vergebens suchte man sich beim Ankaufe gegen Untauglichkeit der Sklaven zu sichern. Aufser den leiblichen Fehlern mussten auch moralische genannt werden, Lügenhaftigkeit, Leidenschaft Schauspiele zu besuchen und Bilder zu besehen u. dgl. „Nur ein einziges Mal," erklärt der Verkäufer, „blieb der Junge zu lange aus und stak dann, wie das ja vorkommt, aus Furcht vor dem Zügel auf der Treppe." Du kaufst ihn und bist nun gebunden, obgleich er ein grofser Herumtreiber ist.

Während in alter Zeit nichts verschlossen wurde, werden später auch Speisen und Getränke durch den Siegelring gesichert. Wird ein Sklave beim Naschen erwischt, so setzt es eine Ohrfeige. Schläge mit Instrumenten aller Art waren überhaupt üblich allen Vergehungen der Sklaven gegenüber. Kein Wunder, dass die Unglücklichen verstockt wurden. Sie machten sich nichts mehr aus Prügeln und witzelten darüber in ihrem Jargon. Seit alter Zeit kamen auch stärkere Mittel in Anwendung. Man legte bösartigen Sklaven nicht nur Schellen an Hände und Füfse und Ringe um den Hals, sperrte sie nicht nur in Stampfmühlen und Arbeitshäuser, sondern liefs sie auch die Gabel und den Streckbalken tragen und schlug sie ans Kreuz. Doch das Uebel wurde nicht besser. Durch die Gladiatorenspiele verrohte der Geist des römischen Volks mehr und mehr. Die kleinsten Vergehungen wurden hart bestraft. Als einst Augustus bei Vedius Pollio speiste, zerbrach ein Sklave ein Krystallglas. Pollio befahl, ihn den Muränen vorzuwerfen. Aber der Bursche riss sich los, stürzte zu den Füfsen des Kaisers nieder und bat um nichts als um eine einfache Todesart. Empört liefs der Kaiser alle Krystallgefäfse in seiner Nähe zertrümmern und den Fischteich ausfüllen. Wie jammert ein Koch, dem der Jagdhund eine hinter der Küchenthür aufgehängte Hirschkeule gestohlen hat! Schon fordert der Herr dringend das Mahl. Da herzt der Bedauernswerte seinen kleinen Sohn und greift nach dem Stricke. Im letzten Augenblicke kommt sein Weib auf den Gedanken, dass er einen Esel als Hirsch vorrichten könnte.

Dem Christentum hat die stoische Philosophie vorgearbeitet in der Betonung guter Behandlung der Sklaven. Seneca macht vor allem den Unterschied, ob einer nicht wolle oder nicht könne. Wenn einer, der eben noch genossenen Freiheit eingedenk, nicht sogleich behend

an schmutzige und anstrengende Dienste geht, wenn er zwischen den täglichen Nachtwachen von Schlaf überwältigt wird, wenn er, von müfsiger Sklavenarbeit in der Stadt zur harten Arbeit auf dem Lande versetzt, sich ihr nicht gleich energisch unterzieht, so musst du Nachsicht haben. Dass dir ferner ein Sklave geantwortet hat, darüber bist du entrüstet, während du dich doch beschwerst, dass im Staate die Freiheit aufgehoben sei! Hinwieder, wenn er auf eine Frage schweigt, nennst du es Frechheit. Er mag reden und schweigen und lachen! — „In Gegenwart des Herrn?“ — Nein, in Gegenwart des Hausvaters! Was schreist du? was verlangst du mitten im Mahle zornig die Peitsche, weil die Sklaven sprechen? Was erschrickst du beim Geschrei eines Sklaven, beim Tönen des Erzes (der Hausglocke) oder beim Zuschlagen der Thür? Deine Augen werden durch ein Fleckchen beleidigt und wenn das Silber nicht blank genug, das Bassin nicht klar bis auf den Boden ist. Diese Augen, die zu Hause nur den bunten und frisch polierten Marmor ertragen, ertragen draufsen mit Gleichmut schmutzige Wege und das oft unsaubere Publikum und die zerfressenen, rissigen, ungleichen Wände der Mietkasernen.“ Die Einschüchterung der Sklaven zeitigte manchmal recht sonderbare Früchte. Beim Redner Piso war Gesellschaft. Alle Gäste waren versammelt. Nur Clodius kam nicht. Endlich wurde der Sklave, der ihn geladen hatte, vorgenommen: „Weifst du, warum Clodius nicht kommt?“ — „Er kann nicht.“ — „Warum hast du das nicht gleich gesagt?“ — „Weil du mich nicht gefragt hast.“ — „Gern habe ich vernommen,“ schreibt Seneca an Lucilius, „dass du vertraut mit deinen Sklaven lebst. Dies ziemt deiner Klugheit, deiner Bildung. Ich lache über die, die es für schimpflich halten, mit ihren Sklaven zu essen.“ Nun schildert er, wie der

Herr gierig die Speisen verschlingt, während die ganze Nacht eine grofse Schar Sklaven ihn hungrig und stumm umstehn. Geflüster, selbst unwillkürliche Geräusche wie Husten, Niesen, Schlucken werden mit der Rute gebüfst. So kommt es, dass die über den Herrn reden, die in seiner Gegenwart nicht reden dürfen, während die, die sogar mit ihm reden dürfen, bereit gewesen sind, drohende Gefahren auf ihr Haupt abzulenken. „Glaubst du," fragt Juvenal, „dass der Reiche ein Geheimnis haben kann? Schliefs die Fenster, bedecke die Ritzen mit Vorhängen, versperre die Thür, dennoch weifs, was einer beim zweiten Krähen des Hahnes thut, noch vor Tage der nächste Wirt. Auch hört er, was der Sekretär, die Küchenchefs, die Vorschneider erfunden haben. Denn keinen Vorwurf zögern sie gegen den Herrn zu erdichten, um sich für den Riemen zu rächen. Sie musst du bitten, dein Geheimnis zu verschweigen. Aber sie wollen es lieber verraten, als gestohlenen Falerner zechen." Dagegen werden uns auch glänzende Beispiele von Sklaventreue berichtet. Im Bürgerkriege zog ein Sklave seines geächteten Herrn Kleider an, steckte seine Ringe auf, ging den Häschern entgegen und bot seinen Nacken dem Streiche dar. Andre machten in der gefahrvollen Kaiserzeit die Unvorsichtigkeiten ihrer Herren durch Klugheit wieder gut. Bei den Gastmählern sprachen sie, aber auf der Folterbank schwiegen sie. Ein Ausfluss der gerügten Anmafsung scheint dem Philosophen das Sprichwort zu sein: Soviel Feinde als Sklaven. „Nein," meint er, „sie sind nicht Feinde, wir machen sie erst dazu. Sie sind die verachteten Werkzeuge unserer Schwelgerei und unserer Lüste. Bei Tische muten wir ihnen die widerlichsten Dienstleistungen zu. Die Zukostbesorger müssen den Gaumen ihres Herrn genaustens kennen, sie wissen, was ihm schmeckt, wenn er satt oder unwohl ist, mit

ihnen zusammen zu essen hält er für eine Beeinträchtigung seiner Hoheit.“ Kann es bei dem durch solche Härte erweckten Ingrimm wunder nehmen, dass selbst besser gesinnte Herren mit ihren Sklaven nicht auskamen, ja dass sie sogar deren Hasse zum Opfer fielen, obwohl — wie im Jahre 10 n. Chr. auch gesetzlich festgestellt wurde — das ganze Gesinde dem Tode verfallen war, wenn es die Ermordung des Herrn nicht hinderte? Während ein grausamer Herr in seiner Villa badet, umstellen ihn plötzlich Sklaven, schlagen auf ihn ein und werfen ihn auf den heifsen Estrich. Da er regungslos bleibt, wird er hinausgetragen; die treuen Sklaven nehmen ihn auf, die Weiber laufen mit Geheul herbei. Plötzlich wacht er auf. Nun fliehen die Sklaven auseinander, aber ein grofser Teil wird sogleich gefasst, und der Herr wird gerächt, ehe er stirbt. „Du siehst,“ fügt der jüngere Plinius diesem Berichte hinzu, „welchen Gefahren wir ausgesetzt sind; und keiner kann sorglos sein, weil er nachsichtig ist.“ Tacitus erzählt, wie den Stadtpräfekten Pedanius Secundus sein eigner Sklave ermordete, weil ihm die Freiheit verweigert wurde oder weil er eifersüchtig war. Uebrigens kam es dabei zu einem Aufstande der Plebs, die die vielen Unschuldigen schützte. Schon seit Anfang der Kaiserzeit war eben der Stadtpräfekt befugt, über die Behandlung der Sklaven zu wachen und Grausamkeit, böse Begierde und Geiz in der Gewährung des notwendigen Lebensunterhalts zu zügeln. Seit Hadrian war die Tötung eines Sklaven verboten, seit Konstantin wurde sie als Mord angesehen. — Auf Thatsachen beruhte die wundersame Geschichte des entlaufenen Sklaven Androclus, die schon die Alten gerührt hat.

IX.

Haustiere.

Wohl der älteste Freund des Menschen aus dem Tierreiche ist der Hund. Er ist zugleich ein brauchbarer Gehilfe. Treten wir in ein Haus, so sehen wir zur Seite des Eingangs die Hütte des Haushundes (S. 11, Fig. 124). Der treue Hüter lässt sich durch den Dieb, der ihm Leckerbissen vorhält, von seiner Pflicht nicht abbringen. Nachts schweift er frei umher und beifst wohl auch den unachtsamen Nachbar, der noch einmal in seinen Hof gegangen ist. Hat ihm auch die Kette das Fell am Halse gerieben, so sieht er doch wohlgenährt aus. Von seinem Tische giebt ihm der Herr die Knochen, und die Hausgenossen werfen ihm vor, was sie selbst nicht mögen. Beim Weiterschreiten tritt uns der Sohn des Hauses entgegen, von zwei schönen Hunden begleitet, einer kretischen Dogge und einem lakonischen Windhunde. Während wir den Flur entlang gehen, tönt plötzlich ein Glöckchen. Ein grofser Molosserhund kommt uns mit eingeklemmtem Schwanze entgegengesprungen, im Maule ein Stück Fleisch, das er

dem Koche gestohlen hat. Das Glöckchen warnt vor seiner Bissigkeit. Denn schon im Altertum waren in den Gesetzen Mafsnahmen gegen den durch Hunde verursachten Schaden vorgesehen. Von ihrer Treue ist viel die Rede. Wer kennt nicht Argos, der den heimkehrenden Odysseus freudig begrüfst, um dann zu sterben? Augeas, der Hund des Komödiendichters Eupolis, starb nach dem Tode seines Herrn vor Kummer. Andre Hunde sollen sich in den Scheiterhaufen gestürzt oder zu dem toten Herrn in den Sarg gelegt haben. Arrian erzählt von seinem Jagdhunde (Fig. 125) nicht ohne Rührung: „Wenn ich esse, sitzt er bei mir und berührt mich bald mit der einen, bald mit der andern Pfote, um etwas zu erhalten. Alles, was er wünscht, giebt er durch die Stimme zu erkennen. Bei der Erziehung hat er die Peitsche bekommen. Wenn nun jemand diese nennt, duckt er sich, hängt sich an den Hals des Erzürnten und lässt nicht eher nach ihn zu liebkosen, als bis er von seiner Drohung absteht. Er hiefs Horme (Eile) und war der schnellste, klügste und sanfteste Hund.“ Auch an Luxus- und Renommierhunden fehlte es im Altertum nicht. Alkibiades hatte für seinen herrlichen Hund 70 Minen gegeben, für denselben, dem er später den prächtigen Schwanz abschnitt (Fig. 126). Solche Tiere waren oft die Lieblinge der Herren und Damen (Fig. 127). Beim Gastmahle des Trimalchio wickelt ein triefäugiger Junge ein schwarzes und unziemlich fettes Hündlein in eine grüne Binde und füttert auf dem Polster das vor Uebersättigung widerstrebende Tier. Hierdurch an seine Pflicht erinnert, befiehlt Trimalchio,

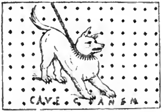


Fig. 124. Haushund. Mosaik aus Pompeji.



Fig. 125. Jäger mit seinem Hunde scherzend.

Skylax, „des Hauses redlichen Hüter“, herbeizubringen, und sogleich wird ein gewaltiger Hund an einer Kette hereingeführt. Durch die Ferse des Thürhüters ermahnt, legt er sich vor dem Tische nieder. Nun wirft ihm Trimalchio Weifsbrot hin und spricht: „Niemand in meinem Hause liebt mich mehr“ (S. 83). Die Schofshündchen gehören meist der Rasse der Malteser (Melitaios) an. Deren Merkmale sind spitze Schnauze, gerade Ohren und buschiger, aufwärts geringelter Schwanz. Solche Tiere ruhen oft auf weichem Lager von milesischer Wolle und werden mit einem Prachtgewande zugedeckt. Wir sehen sie neben, ja sogar in dem Bette der Gebieterin liegen. Der Dichter verherrlicht sie im Liede: Issa ist schlimmer als der Sperling des Catull, Issa ist reiner als der Kuss der Taube, Issa ist trauter als alle Mädchen, Issa ist teurer als indische Steine, klagt sie, so wirst du glauben, sie spreche, sie empfindet Trauer sowohl als Freude; schlummernd liegt sie, so dass man keinen Atemzug gewahr wird. Nie hat eine Decke sie verunziert, sondern mit schmeichelndem Fufse giebt sie zu verstehen, dass sie vom Polster herabgenommen sein will; keine Liebe kennt das keusche Hündchen, keinen fanden wir wert des zarten Mägdleins. Und damit nicht der letzte Tag es ganz entraffe, hat es Publius treu im Bilde verewigt. — Stirbt ein solches Tier, so trauert die ganze Familie und setzt wohl auch dem gestorbenen Liebling ein Denkmal mit der Aufschrift: Schön ist der Melitäer.



Fig. 126. Molosserhund.

Das Gegenstück zu dem oft lästigen, aber ehrlichen Hunde war bei den Alten nicht die Katze, sondern das Wiesel. Dieses schon von den Griechen verabscheute Tier liefs man im Hause gewähren, weil es von der Mäuseplage befreite. Im Märchen liebt ein Wiesel einen schönen Mann und bittet Aphrodite um weibliche Ge-



Fig. 127. Ein treuer Wächter.

stalt. Der Wunsch geht in Erfüllung, und die Hochzeit wird gefeiert. Da läuft ein Mäuslein herbei, und die Braut verfolgt es. Ein Wiesel kann eben das Mausen nicht lassen. Wenn es selbst über die Vorräte geht, stellt ihm das Küchenpersonal Fallen oder lauert ihm mit Bratspiefsen auf. In Athen muss die ägyptische Katze schon im 5. Jahrhundert bekannt gewesen sein, wie gewisse Darstellungen zeigen. Eingebürgert hat sie

sich aber damals nicht. Theokrit kannte aus Aegypten die Neigung der Katze, sich weich zu betten (S. 166). In der bekannten Fabel bei Horaz kommt sie nicht vor. Die Feldmaus folgt der Stadtmaus in ein vornehmes Haus, wo viele Gerichte, die Ueberbleibsel eines reichen Mahles, in Körben liegen. Hier thun beide sich gütlich, als plötzlich ein gewaltiges Krachen der Thürflügel sie aufscheucht und das hohe Haus von dem Gebell der Molosser widerhallt. Der ältere Plinius hingegen hat wohl die Hauskatze selbst beobachtet, wenn er schreibt: „Wie verborgen liegt sie auf der Lauer, um dann auf das Mäuslein loszuspringen!" Eine gesteigerte Einführung der Katzen nach Griechenland und Italien mag mit dem Auftreten der Ratte während der Völkerwanderung zusammenhängen. Mäuse, die in manchen Gegenden eine wahre Plage gewesen zu sein scheinen, wurden auch in Schlingen und Fallen gefangen, auch von Kindern, die sie an Wägelchen schirrten. Dass in den Wohnungen der Armen noch viel schlimmeres Geziefer zu finden war, kann man sich denken. Aristophanes zählt es auf mit dem Zusatze:

So viel sind ihrer, die nachts dein Haupt umsummend immer dich quälen,
Dich wecken vom Schlaf, dir schwirren in's Ohr.

Der anständigsten, wenn auch vielleicht lästigsten, von diesen Tieren suchten sich die Vornehmen später nach ägyptischem Vorbilde durch Mückennetze zu erwehren, die über das Ruhebett gespannt wurden. Daneben gab es gern gesehene Gäste, die uns weniger behagen. Die dem Asklepios heiligen Schlangen wurden von Epidauros auch nach Rom gebracht und in den Häusern gehalten, und wenn nicht durch die Feuersbrünste der Same ausgetilgt worden wäre, wäre es nicht möglich gewesen, ihrer Fruchtbarkeit Einhalt zu

thun. Ohne Schaden zu stiften, krochen sie zwischen den Pokalen umher, ringelten sich um den Hals der Frauen und schlüpften in die Falten der Gewänder. Tiberius liebte eine solche Schlange. Als er sie einst füttern wollte, fand er sie von Ameisen aufgezehrt. Kinder spielten auch mit den flinken Lacerten und den unbehilflichen Schildkröten, wie mit Häschen, die als Geschenk zwischen Liebenden eine besondere Bedeutung hatten (S. 125). Ferner kutschierten sie mit Schafen und Ziegenböcken und ritten auf ihnen. Der Affe galt zwar schon im Altertum für das boshafteste Tier, doch ergötzte man sich an seinen Grimassen und an seinem Geschick, die Menschen nachzuahmen (Fig. 128). Er tanzt mit einem bunten Röcklein bekleidet und bläst Flöte. Man sieht ihn auf dem Wagen Zügel und Peitsche führen. Ja sogar Brettspiel sollen manche gespielt haben. In zärtlicher Liebe zerdrücken sie bisweilen ihre Jungen, beifsen aber auch die Kinder des Hauses. Ein Affe hatte einst gesehen, wie eine Wärterin ein Kind aus den Windeln nahm und in der Wanne wusch. Als alles ruhig war, sprang er durch ein Fenster in das Gemach, hob das Kind aus dem Bett, entblöfste es und begoss es mit dem Wasser, das auf den Kohlen heifs gemacht wurde.



Fig. 128. Jüngling mit einem Affen.

Der Hahn ist ein persischer Vogel und führt diesen Namen noch lange nach seiner Ankunft in Griechenland. „Auf griechischem Boden zeigt sich bei Homer und Hesiod und in den Fragmenten der älteren Dichter von Hahn und Henne keine Spur. Und doch müsste der bei Nacht die Stunden abrufende Prophet (unter Menschen,

die noch keine Uhr besafsen), der vornehm stolzierende, lächerlich krähende, blinzelnde Sänger, der von seinem Hühnerharem umgebene höchst eifersüchtige Sultan, der hitzige, eitle, mit Kamm, Troddel und Sporn bewaffnete Kämpfer, die ihr Eierlegen durch schluchzendes Gackern der Welt verkündende Henne, überhaupt diese ganze heitere Parodie menschlicher Familie und ritterlicher Sitte ein häufiger Gegenstand der Besprechung und Vergleichung bei den Dichtern sein, wenn Bekanntschaft damit stattgefunden hätte“ (V. Hehn). Dieser Vogel



Fig. 129. Knabe mit einem Hahn.



Fig. 130. Fütterung der Gänse.

war später den Athenern, zu deren Lieblingsunterhaltungen Hahnenkämpfe gehörten, auch ein Symbol kriegerischer Tapferkeit. Wir sehen ihn auch in den Händen der Knaben (Fig. 129). Schon Penelope hält sich eine Herde Gänse zu ihrem Vergnügen (Fig. 130). Der Peripatetiker Lakydes besafs eine Gans, die weder am Tage, noch in der Nacht, weder zu Hause, noch in der Oeffentlichkeit von ihm wich. Die Liebhaberei für diese schnatternden Tiere hat auch den Tadel der Komödie herausgefordert. Der Juno heilig, war die Gans in Rom das Symbol der wachsamen Hausfrau. Besonders beliebt, namentlich bei Frauen, sind auch die der Aphrodite heiligen Vögel. In

einem Liedchen anakreontischer Manier bringt eine Taube, von Salben duftend, dem Liebling des Dichters eine Botschaft. „Er hat erklärt, mich freilassen zu wollen," erzählt sie, „aber ich will bei ihm Sklavin bleiben. Jetzt ess' ich Brot aus seinen Händen, zu trinken giebt er mir von seinem Weine. Bin ich satt, so tanz' ich, und wenn mein Herr die Leier schlägt, beschatte ich ihn mit den Flügeln. Schlafend sitz' ich auf seiner Leier." Mit der Taube kann an Beliebtheit der Sperling wetteifern, der gleichfalls zum Hofstaate der Venus gehört. Wer kennt nicht das unsterbliche Gedicht Catulls: „Sperling, du Wonne meines Mädchens, mit dem es zu spielen, den es am Busen zu hegen, dem es die Fingerspitze hinzuhalten pflegt"?

Noch mancherlei sonderbare gefiederte Gäste sind in den Frauengemächern zu bemerken. Da hockt ein Rebhuhn auf einem Sessel, ein Kranich schaut ernsthaft den Arbeiten der Frauen zu, eine Wachtel schlüpft rasch in ihren im Zimmer stehenden Käfig. Auf einem Pflocke sitzt eine Ohreule und macht ihre komischen Grimassen. Durch das Peristyl schreitet ein gravitätischer Pfau. Diese Tiere, deren Heimat Indien ist, waren anfangs sehr teuer, später waren sie in Griechenland und in Italien sehr häufig zu finden.

Unter den gefiederten Genossen des Hauses dürfen wir die Schwalbe nicht vergessen. Ihr Wiedererscheinen im Frühling wird von jung und alt mit heller Freude begrüfst. Geschickt baut sie unter dem Balken ihr lehmiges Nest und zwitschert lustig in den Morgen hinein. Auf Rhodos zogen einmal im Jahre die Kinder von Haus zu Haus und heischten singend Gaben für die Schwalbe. Ein zweiter Bote des Frühlings ist die Nachtigall. Mit Entzücken haben schon die Alten ihren süfsen Tönen gelauscht. Sie haben Nachtigallen und andere

Singvögel auch im Hause gehalten, aber auch die in dieser Liebhaberei liegende Härte gefühlt. „Wenn es der Nachtigall in ihrem Bauer auch wohl geht, so strebt sie doch in ihre Wälder zurückzukehren," sagt Ovid. Plinius berichtet: „Nachtigallen haben die Preise von Sklaven." 6000 Sesterzen kostete eine weifse, die Agrippina, die Gemahlin des Claudius, als Geschenk erhielt. Es gab welche, die auf Befehl zu singen begannen und mit Instrumentalmusik abwechselten. Zufolge ihrer Freude an Gymnastik und Mimik scheinen die Alten mehr noch als den Gesang die Fähigkeit Kunststücke zu machen und die menschliche Stimme nachzuahmen an Vögeln bewundert zu haben. Bei Theophrast kauft der Vornehmthuende einer Dohle ein Leiterchen und macht ihr ein ehernes Schildchen. „Die kleinsten unter den Vögeln," sagt Plinius, „die Distelfinken, führen Befehle aus und nicht nur mit der Stimme, sondern auch mit den Füfsen und dem Schnabel." Indische Papageien — die schwerlich früher als ein Jahrhundert v. Chr. in Griechenland und Italien verbreitet worden sind — führen sogar Gespräche. Ovid besingt den Tod eines solchen Tieres: „Beklagt ihn, ihr Vögel! Jedoch klage du vor den andern, ihm befreundete Turteltaube! Niemandem hat er geschadet, wenig als Nahrung verlangt. Eine Nuss war seine Speise und Mohnkörner, Wasser sein Getränk. Sterbend rief er noch: Corinna, leb' wohl!" Am Hause des Trimalchio hängt über der Schwelle ein goldner Käfig, in dem eine bunte Elster die Eintretenden begrüfst. Diese Vögel — hören wir — besitzen, weil sie einheimisch sind, eine geringere Berühmtheit, aber doch eine ausgeprägtere Geschwätzigkeit. Sie lieben die Worte, die sie sprechen. Sie denken viel nach. Wenn sie aber nicht oft nach einander dasselbe hören, lässt sie ihr Gedächtnis im Stich. Sie freuen sich, wenn sie beim Suchen nach einem

Worte es hören. An der Schwierigkeit eines Wortes sind manche schon gestorben. Die genannte Agrippina hatte eine Drossel, die, was nie vorher erreicht worden war, menschliche Gespräche nachahmte. Ihre Söhne hatten einen Star, ebenso Nachtigallen, die in griechischer und lateinischer Sprache auch in längerem Zusammenhange immerfort Neues sprachen. Diese Vögel werden an abgesonderten Orten gelehrt, wo sie keine andre Stimme hören als die Stimme dessen, der ihnen das zu Lernende immer wieder vorsagt und sie mit Speisen kirrt. Die Inhaber von Barbierstuben beschäftigten sich gern mit dem Unterricht von Raben, Dohlen u. dgl. Vögeln. Augustus besafs schon verschiedene Vögel, denen man Begrüfsungen des Kaisers beigebracht hatte, einen Raben, einen Papagei, eine Elster. Hierdurch liefs sich ein Schuster bestimmen, einen Raben abzurichten. Da aber der Vogel nicht antwortete, sprach er oft: „Nun ist Zeit und Mühe verloren.“ Einmal indes begann der Rabe die Begrüfsung zu sprechen. Als Augustus sie beim Vorübergehen hörte, erklärte er: „Ich habe zu Hause genug solche Grüfser.“ Wie aber der Rabe hinzufügte: „Nun ist Zeit und Mühe verloren,“ lachte der Kaiser und befahl, den Vogel zu einem Preise zu kaufen, für den er noch keinen gekauft hatte.



X.

Häuslicher Verkehr.

In abgelegenen Orten sah man Leute gern, von denen man Kunde über die Vorgänge draufsen in der Welt erhielt. Nur redeten sie oft dem Wirte nach dem Munde. Die Sitte erforderte, den scheidenden Gast zu beschenken. „Die Gaben, die Odysseus erhält,“ meint der biedere Alkinoos naiv, „mag das Volk ersetzen; denn es ist drückend, dass ein einziger auf seine Kosten sich mild erweisen soll.“ Auch der Gast gab beim Weggange wenigstens der Magd, die ihn im Bade bedient hatte, ein Trinkgeld. Einen Gast anzuborgen galt mit Recht für schmutzig. Das Haus der Begüterten war oft ein Asyl für Schuldbeladene und wurde von Bettlern heimgesucht. Landfahrern bot das Gemeindehaus (Lesche) eine Zufluchtsstätte. Ein Vergehen gegen das heilige Gastrecht straften die Götter.

Zur Pflege der Geselligkeit waren besonders die Grofsen des Landes verpflichtet. Der König lädt die Fürsten seines Reiches oft zum Schmause, doch sah auch

der gewöhnliche Mann gern Freunde um sich versammelt. Gelegenheit zu Gastereien boten vor allem Hochzeiten, Geburtsfeste, Leichenmahle, Feste zu Ehren eines Sieges u. dgl. Der Krieg ist aus; da ruft der Bürger: „Wie freu' ich mich, des Helmes ledig zu sein! Denn an Schlachten find' ich kein Vergnügen, sondern daran, einzuheizen mit dem dürrsten Holz und am Feuer mit trauten Freunden zu zechen.“ Dazu kamen dann die „Liebesmahle“, zu denen jeder Teilnehmer einen Beitrag in Geld oder in Naturalien lieferte. Auch sonst besuchen Freunde und Bekannte einander oft im Hause. Im „Protagoras“ erscheint Hippokrates schon vor Tagesanbruch am Lager des Sokrates, um ihm eine wichtige Neuigkeit zu melden. Euphiletos (S. 8 u. 202) traf seinen Freund Sostratos nach Sonnenuntergange, als er vom Felde kam. Da er wohl wusste, dass jener zu solcher Zeit zu Hause nichts mehr bekommen würde, forderte er ihn auf, mit ihm zu essen, und so gingen sie und afsen in der Oberstube. Von blofsen Visiten und Höflichkeitsbesuchen hören wir bei den Griechen seltener. Der Hochmütige will keinen zuerst besuchen. Wenn er unterwegs ist, sendet er jemanden voraus mit der Meldung, dass er erscheine. Er ist im stande, einen Schlafenden zu wecken, um mit ihm zu schwatzen. Wenn aber ihn selbst einer besucht, bittet er ihn, zu verziehen, bis er seinen Spaziergang gemacht habe. Er verlangt, dass Verkäufer und Mieter bei Tagesanbruch erscheinen. Da kommt wohl auch der Goldschmied und macht den Schieber in der Kette wieder ein, den die Hausfrau des Abends beim Tanze verloren hat. Recht ungelegen erscheint der Geldverleiher, um Zinsen einzufordern, wenn gerade geopfert und Aufwand gemacht wird. Zum Ueberfluss bringt er Zeugen mit, damit nicht später der Schuldner die Schuld leugne. Noch unangenehmer ist der Besuch,

der in Begleitung von Zeugen einen Schuldner ladet, sich vor dem Richter zu verantworten.

Eine sehr wichtige Rolle spielt im Altertum der Nachbar. Ein Unglück ist ein schlimmer Nachbar, ein guter ein grofser Segen. „Lade den vor allen zum Mahle, der dir nahe wohnt! Denn auch sonst lief er, wenn du ihn brauchtest, ungegürtet herbei, während die Schwäher sich erst gürteten. Gleichwohl thust du am besten, selbst alles zu haben, damit du nicht fruchtlos einen andern zu bitten brauchst. Leihst du aber vom Nachbar etwas, so gieb es ihm mit demselben Mafse wieder und womöglich noch reichlicher, auf dass du auch später wieder Hilfe findest.“ So lehrt Hesiod. Man bedurfte im Altertum des Nachbars vor allem, um das Feuer zu erneuern, wenn es ausgegangen war. In den Besitz des Feuers werden die Menschen zuerst durch den Blitz gekommen sein. Auch konnte ein Vulkan oder die Sonne oder — wie manche im Altertum glaubten — vom Sturm gepeitschte Aeste ihnen den göttlichen Funken verschaffen. Die Hauptsache war, ihn zu bewahren, dadurch entstand die Familie. Man wird ja wohl bald darauf gekommen sein, aus dem Feuersteine oder durch Reiben zweier Hölzer zu beliebiger Zeit Feuer zu erzeugen. Die bekannteste Form der Feuerzeuge war die, dass man in einer Unterlage von weichem Holze mit aufgelegtem Zündstoffe einen Bohrer von hartem Holze drehte. Jedoch wird die thatsächliche Benutzung solcher Pyreia nur selten erwähnt. Immer scheint man Bewahrung oder Entlehnung des Feuers, so beschwerlich sie uns auch scheinen, vorgezogen zu haben. Bei Homer heifst es:

Also verbirgt den Brand in grauer Asche der Landmann.
Auf entlegenem Felde, von keinem Nachbar umwohnet,
Hegt er den Samen des Feuers, um nicht in der Ferne zu zünden.

Nur so lässt sich auch die Thatsache erklären, dass auf die Verweigerung des Feuers Ausstofsung aus der religiösen Gemeinschaft gesetzt war. Einem die Wohlthat des Feuers ganz entziehen, hiefs ihn aus der menschlichen Gesellschaft verbannen. Bisweilen, wenn das Essen zeitiger bereitet werden soll, muss der Sklave erst in viele Häuser laufen, bis er glühende Kohlen erhält. Auch in der Nacht genierte man sich nicht, die Nachbarn um solche Gefälligkeiten zu bitten. Diese Abhängigkeit bestand bis in die spätesten Zeiten hinein, und im Mittelalter kannte man die Feuerentlehnung bei uns auch.

Können wir in unsern Tagen mit diesem Brauche höchstens die „Bitte um Feuer" vergleichen, so ist das Borgen von Lebensmitteln und Hausgeräten ja auch bei uns noch nicht ganz aus der Uebung gekommen. Schon in Griechenland handelten dabei nicht alle der Hesiodeischen Lehre gemäfs. Als der Gipfel der Unverschämtheit erscheint es aber, wenn einer in einem fremden Hause sich Gerste oder Spreu borgt und die Hilfsbereiten nötigt, ihm das Geliehene auch nach Hause zu tragen. Höchst schäbig ist es, wenn man seinen einzigen Mantel zum Waschen fortgegeben und sich von einem Bekannten einen geliehen hat, ihn länger als nötig ist zu behalten, bis er zurückverlangt wird. Solchem Missbrauche der Dienstbereitschaft steht allerdings auch Misstrauen und Unfreundlichkeit der Gebetenen gegenüber. Mancher hat die Gewohnheit, wenn er um Trinkgefäfse ersucht wird, sie am liebsten nicht herzugeben; wenn es sich aber um einen Verwandten oder guten Bekannten handelt, sie erst zu stempeln, zu wiegen und fast einen Bürgen zu verlangen. Der Geizige verbietet seiner Frau, Salz, Lampendochte, Kümmel, Dosten, Opfergerste, Binden oder Opfergaben wegzugeben, da diese Kleinigkeiten im Jahre

viel ausmachten. „Hinein mit dir,“ herrscht ein andrer Geizhals seine alte Magd an, „verschliefs die Thür! gleich werd' ich wieder da sein. Lass ja keinen Fremden ins Haus! Da jemand Feuer verlangen könnte, soll es ausgelöscht sein! Bittet jemand um Wasser, so sag' nur, es sei weggeblieben. Was die Nachbarn immer für Geräte leihen: Messer, Beile, Mörser und Mörserkeulen — sag', Diebe hätten sie wegstibitzt, und wenn das gute Glück selbst käme, so lass es nicht herein!“ Zu den Eigenheiten des Grobians gehört es, wenn er einen Pflug oder einen Tragkorb, eine Sichel oder einen Sack verborgt hat, mitten in der Nacht den Gegenstand zurückzuverlangen, falls er in einer schlaflosen Stunde gerade daran denkt. Natürlich bestand besonders unter den Frauen ein reger Leihverkehr, und sie rühmen sich, dass sie Mäntel, Goldsachen, Silberzeug und Becher einander ohne Zeugen leihen und zurückbringen, nicht behalten, was doch die Männer meist thäten. Grofs ist aber auch ihre Unverfrorenheit. Während die Hausfrau Besuch hat, mit dem sie gern ungestört sein möchte, mahlt die Sklavin des Nachbars auf ihrer Mühle. Um nicht den eigenen Mühlstein schärfen lassen zu müssen — eine Ausgabe von vier Obolen — benützt sie den fremden und hat ihn schon ganz zu Sand gerieben. Neben der Hilfsbereitschaft treten andre, weniger rühmliche Eigenschaften der Nachbarn hervor, die unbezwingliche Neugier, die an den Wänden lauscht und durch jede Ritze guckt, und die Schadenfreude, die sich besonders dann äufsert, wenn ein Nachbar nicht glücklich verheiratet ist. Die Thatsache, dass es gute Nachbarn hatte, konnte den Wert eines Grundstückes wesentlich erhöhen.

Durch Gastlichkeit hatte sich in späterer Zeit schon Kimon ausgezeichnet. Die des Kallias wurde gemiss-

braucht von Schmarotzern, die schamloserweise Gold- und Silbergeschirr mitgehen hiefsen. Als Barometer dient solchen Menschen der Rauch der Küche. Steigt er voll und gerade in die Höhe, dann wird es etwas Ordentliches geben; geht er aber dünn und schräg, so ist nichts Rechtes zu erwarten. Der Schmarotzer heifst den Gastgeber die Kinder rufen und erklärt, sie sähen dem Vater ähnlich wie eine Feige der andern. Er giebt ihnen Aepfel und Birnen, küsst sie und lässt das „Schüppchen des Vaters" auf seinem Schofse schlafen. Seinem Gönner muss er alles an den Augen absehen. Er hängt an seinen Lippen und heifst die andern schweigen, wenn jener spricht. Er springt auf und ruft bravo!, wenn die andern sich langweilen. Er lässt sich die Lieblingsgeschichte seines Patrons immer wieder erzählen. Macht dieser einen kümmerlichen Witz, so stopft er den Mantel in den Mund, als wenn er sich vor Lachen ausschütten müsse. Er erbittet sich den Rat seines Meisters und erklärt dessen Entscheidung für ein Orakel. „Auf alle Stimmungen und Neigungen des Herrn geht er ein, aber mit Ostentation und Uebertreibung. Ist dieser verdriefslich, so stellt er sich schwermütig; ist jener abergläubisch, so spielt er den Schwärmer; ist jener verliebt, so macht er den Vernarrten; lacht der andere, so will er vor Lachen bersten; friert jener, so zieht er einen Wintermantel an; findet jener es schwül, so schwitzt er. Mit dem einen singt und tanzt er, mit dem andern treibt er Gymnastik. Kommt ihm ein Gelehrter in den Wurf, so wird er ein Bücherwurm, lässt den Vollbart lang hängen, trägt den Philosophenrock, führt die Zahlen und Dreiecke Platons im Munde. Stöfst er dann wieder auf einen reichen Lebemann, der gern zecht, so wirft er den Tribon weg, lässt sich rasieren und weifs nur von Trinkschalen und Weinkühlern, Gelächter auf Spazierwegen,

Spöttereien über die Philosophen" (O. Ribbeck). Der Parasit braucht sich nicht über Einbufsen oder über das Gesinde zu ärgern. Sein Leib gedeiht. Das gesunde Aussehen und die Adlernase verleihen ihm den Zug der Unternehmungslust. Und wenn er geschmaust hat, verrät das Schmatzen mit den Lippen und das Reiben des Ohres mit dem kleinen Finger den Genussmenschen. Oft sind ihm die Ohren zerschlagen. Alles neckt ihn und spielt ihm Possen. Man giefst ihm heifses Wasser über den Kopf und was dergleichen Scherze mehr sind.

Zu den lästigsten Gesellschaftern gehört der, der immer von sich redet. Glänzend bewirtet erzählt er, dass das Cisternenwasser bei ihm kalt und der Wein infolgedessen immer frisch sei, dass sein Garten viele zarte Küchenkräuter hervorbringe und sein Koch die Zukost gut vorrichte. Wenn er aber selbst Gäste bewirtet, bringt er es fertig zu sagen, sein Haus sei eine Herberge, seine Freunde seien das durchlöcherte Fass; denn mit all seinen Wohlthaten könne er sie nicht sättigen. Der Schmähsüchtige hinwieder kennt die Geschichte der einzelnen Familien und knüpft daran seine maliziösen Bemerkungen. Frauen sagt er Schlechtes nach, redet über den, der eben vom Essen aufgestanden ist, und schont selbst die Toten nicht. Alles weifs er, selbst was der König der Königin ins Ohr gesagt hat. Er flüstert unter den Thüren mit den Sklaven und Weibern des Hauses und scheut sich nicht, fremde Briefe zu erbrechen. Wir lernen in Gesellschaft auch den Phrasenmacher kennen. Mitten in der Rede fällt er dir ins Wort: „Vergiss nicht, was du sagen willst! gut, dass du mich daran erinnerst; was ich noch sagen wollte; du hast die Sache schnell verstanden." Mit ihm wetteifert der gedankenlose Schwätzer, der mit gleichgültigen oder bekannten Dingen den Zuhörer ermüdet. Er singt dem ersten besten das

Lob seiner Frau; dann erzählt er den Traum der letzten Nacht; er klagt, dass die Menschen jetzt weit schlechter seien als in alter Zeit, dass das Leben schwer ist; er bemerkt, dass viele Fremde im Lande sind, dass die Feldfrüchte besser stehen werden, wenn es mehr regne u. s. f. Ruhig lässt er sich von seinen Kindern verspotten. Wenn er zu Bett geht, fordern sie ihn auf: „Plaudre mit uns, damit wir einschlafen!“ — Tritt plötzlich in der Unterhaltung allgemeines Schweigen ein, so heifst es, Hermes sei ins Zimmer getreten. In den „Götternächten,“ in denen Horaz mit seinen Freunden speist und mutwillige Sklaven füttert und jeder Gast sein Mafs und seine Mischung, frei von unsinnigen Gesetzen, trinkt, hebt ein Gespräch an nicht über fremde Villen und Häuser, nicht darüber, ob Lepos schlecht oder gut tanze, sondern darüber, ob die Menschen durch Reichtum oder Tugend glücklich werden u. a. Dazwischen erzählt Nachbar Cervius bei gegebener Veranlassung Ammenmärchen. Wenn einer die Schätze des Arellius lobt ohne Kenntnis der damit verbundenen Unruhe, beginnt er: „Einst beherbergte eine Feldmaus eine Stadtmaus.“ Die Kannegiefserei und die gedankenlose Klatscherei des gewöhnlichen Kleinstädters ist mit unübertrefflicher Feinheit im „Gastmahle des Trimalchio“ dargestellt.

In vornehmen Häusern wachte an der Thür ein Hüter. Solche im Hause alt gewordene Diener waren berüchtigt wegen ihrer Grobheit. So will bei dem reichen Kallias der über das lästige Sophistenpack ärgerliche Thürhüter, ein Eunuch, die zwei Freunde nicht einlassen (S. 10). Sobald sie geklopft haben, öffnet er und spricht: „Aha, ein paar Sophisten! er hat keine Zeit!“ und zugleich schlägt er mit beiden Händen die Thür heftig zu. Jene klopfen wieder, und er ruft: „Habt ihr nicht gehört? er hat keine Zeit.“ Endlich lässt er sich doch herbei,

sie anzumelden. Nicht immer ist der Empfang so unfreundlich. Bisweilen kann man das Wohlwollen des Hausherrn gleich an der Thür erkennen. Der Thürhüter ist fröhlich, der Hund läuft schweifwedelnd auf dich zu; sogleich kommt jemand dir entgegen und setzt dir ungeheifsen einen Sessel hin. Besonders unverschämt scheinen die römischen ostiarii gewesen zu sein. Manche nennen — äufsert sich Seneca — Beschimpfung den Eigensinn des Thürhüters, das finstre Wesen des Kammerdieners. Wird nun der Weise sich einer Thür nähern, die ein ungefälliger Thürhüter bewacht? Gewiss! er wird jenen beschwichtigen wie einen kläffenden Hund, dem man einen Bissen Brot vorwirft, und wird es nicht für unter seiner Würde halten, etwas aufzuwenden. Der zeigt eine kleinliche Gesinnung, der sich darin gefällt, dass er dem Thürhüter die Wahrheit gesagt, seinen Stab zerbrochen und den Herrn um die Peitsche gebeten hat. Jener Kerl dünkt sich etwas zu sein, dass er die von einer Schar Processierender belagerte Schwelle bewacht, und der drinnen hält eine schwer zugängliche Schwelle für das Zeichen eines seligen und mächtigen Menschen.

Die römischen Grofsen zeigten sich besonders Griechen gegenüber sehr gastfreundlich. Die Mutter der Gracchen z. B. lebte nach dem Tode ihrer Söhne in Misenum inmitten zahlreicher Freunde und hielt ein gastliches Haus. Immer waren griechische Gelehrte um sie, und alle Könige empfingen und schickten Geschenke. Am liebsten aber war es den Besuchern, wenn sie von den Thaten und der Lebensweise ihres Vaters Scipio Africanus erzählte. Die Bibliotheken des Lucullus standen allen offen. In ihren Wandelgängen und Sälen bewegten sich die Griechen ungehindert, die wie in ein Musenheim dorthin wanderten und den Tag miteinander verbrachten. Oft erschien Lucullus selbst, unterhielt sich mit den Ge-

lehrten und erteilte auf Wunsch Politikern Ratschläge. Zugleich war sein gastliches Haus ein Prytaneion für die, die nach Rom kamen.

Das Händeschütteln war bei den Alten keine leere Begrüfsungsform, sondern ein Zeichen treuer Ergebenheit. Mit einem Drucke der rechten Hand begrüfst der Hausherr den, den er nach langer Abwesenheit wieder sieht, fügt wohl auch eine Umarmung und einen Kuss hinzu. Ein Unbekannter überbringt als Ausweis ein Stück einer Scherbe oder eines Ringes, wozu der Gastfreund die Ergänzung besitzt. Muster in ihrer Gastfreundlichkeit sind Philemon und Baucis und Hekale, die den Theseus herzlich bewirtete. Bei Apulejus ist Lucius an den geizigen Milo empfohlen. Von der Magd eingelassen, findet er den Gesuchten auf einem Ruhebett eben im Begriff die Mahlzeit zu beginnen. Zu seinen Füfsen sitzt die Frau des Hauses. Lucius wird aufgefordert Platz zu nehmen und überreicht seinen Empfehlungsbrief. Milo durchfliegt ihn und spricht: „Ich liebe meinen Demeas darum, dass er mir einen solchen Gast verschafft hat“, und damit befiehlt er seiner Frau wegzugehen und dem Gaste Platz zu machen. Als Lucius aus Schüchternheit immer noch zögert sich niederzulassen, ergreift er ihn an einem Zipfel und spricht: „Hier setz' dich her! Wegen der Räubersgefahr dürfen wir nicht genug Hausgerät anschaffen.“ Weiter bittet er ihn, mit der geringen Hütte fürlieb zu nehmen. Dann ruft er die Magd und spricht: „Leg' das Gepäck des Gastfreunds getreulich in dies Zimmer, nimm aus der Vorratskammer Salböl und ein Handtuch und was sonst nötig ist und führ' ihn in das nächste Bad!“ Wie Lucius zurückkommt und sich in sein Gemach begiebt, lässt ihn der Alte durch das Mädchen rufen. Trotz alles Sträubens muss er sich auf das Ruhebett niederlassen, und nun

geht es an ein Fragen. „Was macht mein lieber Demeas? wie geht es seiner Frau? seinen Kindern? seinem Gesinde?“ „Ich erzähle“ — berichtet Lucius — „alles genau. Er fragt näher auch nach den Gründen meiner Reise. Sobald ich die ehrlich angegeben habe, forscht er mich über mein Vaterland, seine Vornehmen und endlich den Fürsten selbst aufs peinlichste aus und lässt mich erst, als ich zu lallen beginne, in mein Zimmer gehen.“

Alle Arten des häuslichen Verkehrs finden wir auch bei den Römern. Schon in älterer Zeit werden Klagen laut über das unablässige Ab- und Zugehen von Geschäftsleuten (S. 169). Den griechischen Parasiten kommen die römischen Klienten an Virtuosität des Genusses nicht gleich. Mit der Zeit war in Rom die Zahl der armen Schlucker erheblich gewachsen, die nur durch die Gunst der Reichen sich ihr Leben erhielten und denen die erniedrigende Pflicht oblag, frühmorgens ihrem Gönner im Atrium die Aufwartung zu machen (S. 95). Ein widerliches Schmarotzertum wurde dadurch grofs gezogen. In dieser Gesellschaft finden wir auch den Erbschleicher (vgl. den XII. Abschnitt).

Unangenehmen Besuchern und Besuchen zu ungelegener Zeit gegenüber verleugnete man schon damals seine Anwesenheit. Als einst Scipio Nasica den Ennius besuchen wollte und die Magd an der Thür ihm sagte, der Dichter sei nicht zu Hause, merkte er, dass sie im Auftrage ihres Herrn so sprach. Einige Zeit darauf liefs sich Ennius bei Nasica melden. Da rief dieser heraus: „Ich bin nicht zu Hause!“ Verwundert fragte der Dichter: „Wie so? höre ich nicht deine Stimme?“ Doch Nasica erklärte: „Willst du mir selbst nicht glauben, was ich deiner Magd geglaubt habe?“

XI.

Nahrung und Mahlzeiten.

Beim Erscheinen der Morgenröte bereiten homerische Männer am Feuer das Frühstück (Ariston). Nach Beendigung der Tagesarbeit nehmen sie ein Nachtmahl (Dorpon). Erscheint in einem Hause jemand unerwartet als Gast, so bringt ihm die züchtige Schaffnerin allerhand Gerichte aus ihrem Vorrate. Zu der regelmäfsigen Hauptmahlzeit um die Mitte des Tages (Deipnon) pflegt man an den Höfen besonders zu schlachten, (Fig. 131) aufser Schweinen Schafe, Ziegen und Rinder. Eine Fleischbank wird in den Schein des Herdfeuers gerückt, einer hält das geschlachtete Tier, während der andre schneidet. Wenn das helle Feuer niedergebrannt ist, breitet man die Kohlen aus und stellt die Bratspiefse darüber. Diese aus den Stützgabeln erhebend besprengt einer das Fleisch mit Salz. Ist es gebraten, so wird es auf den Anrichtetisch gelegt, wo es der Anrichter sitzend tranchiert. Inzwischen nehmen die Gäste der Reihe nach auf den Sitzen Platz. Herolde oder eine von den Mägden giefsen ihnen aus goldner Kanne Wasser auf die Hände über einem silbernen Becken. Hurtige Diener

setzen jedem einen mit Schwämmen gesäuberten Tisch vor. Brot (Sitos) häufen Mägde in Körben. Jünglinge füllen die Mischkrüge mit Wein bis zum Rande. Während der Anrichter die Fleischscheiben den einzelnen zuteilt, gehen die Weinschenken umher und schenken aus dem Mischkruge mit der Kanne in die goldenen Becher. Nach dem Trankopfer strecken die Gäste in Ermangelung von Gabeln ihre Hände aus nach den vorgesetzten Genüssen. Sobald sie sich aber an Speise und Trank gesättigt haben, liegt ihnen Gesang und Tanz am Herzen. Denn das sind die Beigaben des Mahles. Ein Herold legt dem Sänger die Kithara hin; dieser greift in die Saiten und hebt an zu singen.


Fig. 131. Ausweiden eines Tieres.

Besonders geehrte Gäste erhalten die besten Stücke, namentlich die saftigen Lendenstücke des Rinds. Waren die genannten Fleischsorten die gewöhnliche Kost am Hofe eines viehzüchtenden Edlen, so verschmähte man doch auch andre nicht. Von Wildbret werden Eber, Hirsche, Rehe, Steinböcke, Gemsen, Hasen gelegentlich genannt, dazu Vögel, wie Drosseln und wilde Tauben. Fische und Austern sind in dieser Zeit als Nahrung nicht sonderlich geachtet.

Im Zelte des Nestor setzt die schöngelockte Heka-

mede den Gästen zuerst den wohlgeglätteten Tisch hin und darauf einen ehernen Korb mit Zwiebeln als Zukost. In einem herrlichen Becher mischt sie Honig und pramnischen Wein, reibt mit eherner Raspel Ziegenkäse darauf, streut Gerstenmehl darüber und ladet die Gäste ein, den Kykeón zu trinken. In der Odyssee wird er gegessen. Eigentliches Brot hat es zu Homers Zeit, wie erst vor kurzem wahrscheinlich gemacht worden ist, in Griechenland noch gar nicht ge-

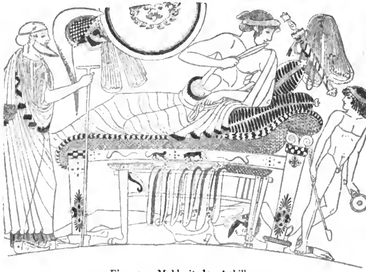


Fig. 132. Mahlzeit des Achilleus.

geben. Noch heute rösten in Kleinasien und anderwärts die Frauen ungesäuertes Brot in Form von runden, dünnen Kuchen auf einem Eisenbleche über glühenden Holzkohlen und rollen es zusammen, wie wir unsre Plinsen: so machten es schon die Frauen zur Zeit Homers (Fig. 132). Aus Aegypten oder dem Orient werden die Griechen später den Sauerteig erhalten haben, mit dem sie erst wirkliches Brot backen konnten. Aber noch immer bleibt eine Hauptspeise des Volkes die Maza, ungesäuerter

Teig aus Gerstenmehl, dem die römische Polenta entsprach. Und ähnlich dem Kykeon gab es zu allen Zeiten viele Arten Brei aus Hülsenfrüchten, wie bei den Italikern ein Brei aus Weizenmehl, die Puls, immer das Hauptnahrungsmittel des niederen Volkes blieb. Was uns ein späterer Dichter von der Genügsamkeit eines Bauern erzählt, das gilt in der Hauptsache auch für ältere Zeiten.

Schon hat der Hahn gekräht, da erhebt sich Simylos von seinem dürftigen Bett und tastet sich mit Mühe nach dem Herde, wo an einem verbrannten Stamme unter der Asche noch Kohle glüht. Er neigt die Lampe darüber, zieht mit der Nadel das Werg heraus und erweckt mit dem Munde das matte Feuer. Endlich brennt die Lampe. Mit der Hand sie vor dem Luftzuge schützend riegelt er die Vorratskammer auf, um dem ärmlichen Haufen Getreide zu entnehmen, was er braucht. Dann tritt er zur Mühle und stellt die Lampe auf ein kleines Brett an der Wand, schlägt das Gewand an beiden Armen zurück und fegt mit dem Schwanze des Ziegenfelles, das er umlegt, die Mühle. Hierauf dreht er mit der Rechten, während die Linke zuschüttet. Bisweilen wechselt er die Hände. Bald singt er ein ländliches Liedchen. Jetzt ruft er Skybale, eine Afrikanerin mit krausem Haar und dicken Lippen, und befiehlt ihr, Holz auf den Herd zu legen und Wasser heifs zu machen. Nachdem er sein Geschäft vollendet hat, siebt er das Mehl, schüttet es auf den Tisch und giefst warmes Wasser darauf. Dann knetet er es und bestreut es mit Salz. Zuletzt macht er die Masse glatt und breit und teilt mit der Hand vier Viertel ab. Das Brot bringt er auf den von Skybale gereinigten Herd und deckt es mit Scherben, auf die er Feuer häuft.

An das Hüttlein stöfst ein Garten, von Buschwerk und Schilfrohr umhegt, klein zwar, aber reich an mannigfachen Kräutern. Wenn einmal Regenzeit oder ein Fest-

tag den Besitzer zu Hause hält, widmet er ihm seine Sorge. Hier wachsen Kohl, Runkelrüben, Ampfer, Malven, Alant, Möhren, Porree, Salat, Rettiche und Kürbisse, aber nicht für den Besitzer, der an den Markttagen Bündel davon zum Verkaufe in die Stadt trägt. Seinen Hunger stillen Zwiebeln, Schnittlauch, Kresse, Cichorie und Rauke. Jetzt betritt er seinen Garten und zieht vier Knoblauchstengel aus der Erde, dann rupft er Blätter des Selleries, Raute und Koriander. Damit setzt er sich an das Feuer und lässt sich den Mörser geben. Er putzt die Kräuter, wirft dann zuerst den Knoblauch mit Salz und Käse, darauf die andern Kräuter in den Mörser und schiebt sich die Tunika unter die Beine. Oft fährt ihm beim Reiben der scharfe Geruch in die Nase, oft muss er sich die Thränen aus den Augen wischen. An die breiige Masse giefst er Oel und Essig, mischt wieder und ballt dann das Ganze zusammen. Dies ist seine Zukost. Inzwischen zieht Skybale das fertige Gebäck hervor. Froh nimmt es der Bauer und sieht nun zuversichtlich dem Tage entgegen. Er legt die „Beinschienen", eine Art Gamaschen, an, stülpt die Kappe auf den Kopf und schirrt die fügsamen Stiere ein.

Aus den weltlichen Liedern der nachhomerischen Zeit klingen die Töne frohen Genusses. „Schenk' ein zehn Becher Wasser," singt Anakreon, „und fünf Becher Wein!" während der haushälterische Hesiod empfohlen hatte, drei Teile Wasser und ein Teil Wein zu nehmen. Man lernte nun die Arten des Weines besser unterscheiden. Doch war der Wein der Alten nicht klar, so dass er vor dem Gebrauche geseiht werden musste. Bier, das verschiedene alte Völker brauten, haben die Griechen und Römer nicht getrunken. Die Speisen briet man jetzt meist in Olivenöl, anstatt in Tierfett, und ermöglichte eine weitere Abwechselung dadurch, dass man auch Fleisch

kochte. Butter (Boutyron) wurde zur Bereitung der Speisen und überhaupt als Nahrung nie verwendet.

Die Kost eines gewöhnlichen Atheners auch späterer Zeit war einfach genug. Für jährlich etwa 75 Drachmen konnte er sein Essen bestreiten. Er brauchte für eine Choinix Gerste täglich einen Viertelobolos, für das Opson einen ganzen Obolos. Unter Opson verstand man alles, was aufser dem Brote gegessen wurde, später insbesondere Fische, die eine Lieblingsspeise der Athener bildeten. Starke Esser, wie die berühmte Trompeterin Aglais, nahmen täglich vier Choinix Weizen oder gar sechs und die entsprechende Menge Fleisch und Wein zu sich. Wein war sehr wohlfeil zu haben. Dem heimkehrenden Philokleon (S. 80) bringt sein Weibchen Maza und nötigt ihn, Feigen, Trauben und dgl. dazu zu knappern. „Des freu' ich mich," meint er, „und brauche nicht aufzusehen, wann mir der Haushalter brummend das (zweite) Frühstück vorsetzt." In einem andern Hause streiten sich zwei Diener darum, durch gute Bissen den alten Herrn zu gewinnen. „Ich bring' dir Brei von Erbsen lockend und schön." — „Da steht ein Topf Brühe für dich bereit." — „Diese Salzfischschnitte ist von mir." — „Von mir diese Schnitte Magen und Gekrös." — „Diesen Kuchen buk ich dir." — „Nimm von mir die Kaldaunen und trink dann einen Schluck zu drei und zwei gemischt!" Die athenischen Frauen müssen Süfsigkeiten sehr geliebt haben; denn sie backen nach Aristophanes Kuchen und kaufen Leckerbissen wie vordem. Es fehlt aber auch nicht an Topfguckern unter den Männern dieser Zeit. Jetzt schreit ein jeder das Gesinde an: „Wo ist der Topf? wer hat den Kopf der Mainis (ein Fisch) aufgezehrt? Die Schale vom vorigen Jahre ist auch kaputt. Wo ist der Knoblauch von gestern hin? Wer hat die Olive ausgenascht?" Der

Hausherr versteht sich selber gründlich auf die Kocherei: „Bring' einer mal die Käsereibe her! die Kohlen geschürt! reib das Silphion (Teufelsdreck) auf die Vögel! Es ist kein Oel mehr in der Lekythos — Vögel müssen fett gebraten sein. Du, Koch, die Sauce möglichst süfs! Zieh den Bratspiefs mit dem Hasen weg! giefs nun den Honig auf die Wurst, die Tintenfische brate und röste die Aale, aber bräune sie hübsch!" Aale vom Kopaissee liebten die Athener über die Mafsen und zahlten drei Drachmen für das Stück.

Je mehr die Gourmandise in Athen um sich greift, desto wichtiger wird der Beruf und die Person des Koches. Wir finden ihn im Gespräche mit dem Hausherrn. Ein Kenner ersten Ranges ist heute unter den Gästen zu erwarten. Der Koch dankt für die Mitteilung und fragt: „Sind es Attiker oder Fremde?" Sind es z. B. Byzantier, so macht er die Speisen mit Wermut, viel Salz und Knoblauch an. Dem verliebten Jünglinge tischt er Tintenfische und Kalmare in feiner Brühe auf. Denn Verliebte sind keine starken Esser. Dem gefräfsigen Philosophen dagegen setzt er Schinken und Schweinsknochen vor. Greise, die nicht gut mehr beifsen können, verlangen scharf gewürzte Saucen. Einen richtigen Koch kann man frühmorgens über den Büchern sitzen sehen. Er weifs genau, welchen Unterschied der Glaukiskos — ein Fisch — im Sommer und im Winter hat, welcher Fisch um den Untergang der Plejaden und um die Sonnenwende am besten ist. Nicht nebenbei hat er in zwei Jahren mit dem Schurze gelernt, sondern sein ganzes Leben lang die Kunst ergründet. Architektonik muss er verstehen, um den Ofen richtig anzulegen und nach Licht und Wind zu orientieren. Ob der Rauch hierhin oder dorthin zieht, macht einen grofsen Unterschied. Strategie braucht er, um die Schüsseln aufmarschieren zu lassen und

das rechte Erscheinen von warmen und kalten Speisen zu regulieren. Töpfe auszuwaschen und nach Rauch zu riechen macht es nicht aus. Der Meister braucht gar nicht selbst in die Küche zu kommen. In der Nähe sitzend schaut er der Arbeit der andern zu. „Der Braten ist scharf, lass nach! Spanne das Feuer an! Die erste Kasserolle siedet nicht in Uebereinstimmung mit den andern der Reihe nach.“ Einst bekam Nikomedes von Bithynien, als er weit vom Meere entfernt war, Appetit nach Sardellen mitten im Winter. Da nahm Soterides eine Rübe, schnitt sie in lange, dünne Streifen, sott diese, goss Oel darauf, bestreute sie mit Salz und Mohnkörnern und stillte auf diese Weise die Begierde des Königs. So unterscheidet sich der Koch mit seiner Kunst nicht vom Dichter. Bei einem Leichenschmause nimmt er, wenn die Gäste von der Beerdigung kommen, den Deckel des Topfes weg und bringt dadurch die Weinenden zum Lachen. Jeder Vorübergehende bleibt mit aufgesperrtem Munde stehen, bis ein Freund, der sich die Nase verstopft hat, ihn zurückzieht. So hat die heitere Laune der griechischen Dichter die Person des Koches gefeiert (vgl. O. Ribbecks Alazon). Man sieht daraus, welchen Wert die späteren Griechen auf die Genüsse des Gaumens legten, die besonders in der neueren attischen Komödie einen unerschöpflichen Stoff zur Unterhaltung bieten. Der Koch im „Pseudolus“ des Plautus wird von Ballio ein Schwätzer, Prahler und Taugenichts genannt. Doch war er der einzige, der auf dem Kochmarkte saſs (Fig. 133). Seine elenden Genossen vermieten sich für eine Drachme, er nur für zwei. „Ich bin,“ rühmt er sich, „nicht wie andre, die eingesetzte Wiesen auftischen und die Gäste damit zu Ochsen machen. Dieses Gras würzen sie mit anderem Grase, indem sie Koriander, Fenchel, Knoblauch, Schwarzkohl daran thun.“

Der richtige Koch weifs seine Leute zu finden. Mit denen, die den Göttern ein kärgliches Dankopfer bringen oder ein billiges Liebesmahl halten wollen, kann er nichts anfangen. Aber der Kaufmann, der ein gutes Geschäft gemacht hat, und der leichtsinnige Sohn, überhaupt Leute, die sich in lustiger Gesellschaft amüsieren wollen, lassen seinen Weizen blühen. „Wo man ordentlich bezahlt wird," erklärt ein Lehrherr, „soll man ehrlich sein. Aber jetzt haben wir bei einem alten Knicker



Fig. 133. Koch.

den Hochzeitsschmaus herzurichten. Der Lohn ist gering. Deshalb gilt es zuzugreifen." So stiehlt denn ein Lehrling aus dem Opfertiere die Niere, aus einem zweiten das Herz, so dass noch ein drittes nötig wird. Für den geizigen Euclio hat der zukünftige Schwiegersohn ebenso wie für sich Köche und eine Flötenspielerin gemietet und Zukost besorgt. Der Alte bekommt das fettere Lamm, jener dafür die dickere Flötenspielerin. Während Euclios Koch einem Lehrlinge (Fig. 134) zuruft: „Hol' einen gröfseren Topf aus der Nachbar-

schaft!" kommandiert der Koch im Nebenhause: „Dromon, schuppe die Fische ab, du, Machaerion, entgräte den Meeraal! Ich will vom Nachbar eine Backpfanne holen. Aber was für ein Lärm hier nebenan! Wahrscheinlich thun die Köche ihre Schuldigkeit." Kein Mensch schenkt einem Koche Vertrauen, vielmehr weist der Hausherr einen Diener an, ihn scharf zu beobachten. „Wohin er blickt, dahin blick' auch du! Geht er, so geh, steht er, so steh; bückt er sich, so bück' dich auch!"

Freilich sind die Gastgeber bisweilen nicht besser. Bringen es doch manche fertig, wenn ein Liebesmahl bei ihnen gehalten wird, von dem ihnen übergebenen Holze, den Linsen, dem Essig, dem Salze und dem Lampenöl etwas auf die Seite zu schaffen. Beim Mahle selbst kann man weitere Charakterstudien machen. Da erscheint der Uebereifrige, der den Burschen mehr Wein mischen heifst, als die Anwesenden austrinken können,


Fig. 134. Schweineschlachten.

und der Knauser, der die Becher zählt, die ein jeder getrunken hat, der das Fleisch in möglichst kleinen Schnitten oder zu wenig Brot vorsetzt, der die übrig gelassenen Rettichhälften aufschreibt, damit die Aufwärter sie nicht nehmen. Hier lernen wir ferner den Taktlosen kennen, der bei Tische von unappetitlichen Dingen redet, den Schamlosen, der während des Gebets und der Spende den Becher fallen läfst und dabei noch lacht und beim Flötenspiele mit den Händen klatscht und trällert und die Flötenspielerin schilt, dass sie noch nicht aufhöre, über den Tisch weg ungeschickterweise den Weinschenken anspuckt, sich beim Essen schneuzt

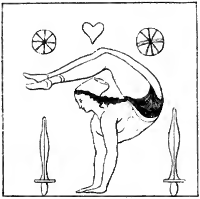
und beim Sprechen die Speise hervorsprudelt. Bisweilen kommt auch unwahre Bescheidenheit zum Vorschein. Pleusikles bittet im Plautinischen „Miles gloriosus“ den Alten, nur mit Maſsen einzukaufen, er nähme mit allem fürlieb. Da spricht der welterfahrene Greis: „Laſs doch die alte, abgedroschene Phrase beiseit! Jetzt sprichst du wie das ordinäre Volk, mein Freund. Das pflegt zu sagen, wenn das Essen aufgetragen ist: „Was hast du nur meinetwegen soviel Umstände gemacht? Bist du bei Trost? das hätte ja doch für zehn gereicht.“ Aber doch spricht keiner: „Laſs das wegnehmen, stell' diese Schüssel beiseit, setz' weg den Schinken, ich mache mir nichts daraus; nimm den Schweinebraten fort! recht gut schmeckt dieser Meeraal kalt. Nein, sie legen sich auf den Tisch. Was ihretwegen angeschafft ist, schelten sie, vertilgen es aber doch.“

Nach dem Wettrennen an den Groſsen Panathenäen nahm — wie Xenophon in seinem „Symposion“ uns erzählt — Kallias den Autolykos und dessen Vater mit nach seinem Hause. Unterwegs lud er noch andere ein. Diese Herren zierten sich erst ein wenig, wie das üblich ist, nahmen aber schlieſslich gern an, als sie sahen, dass Kallias über ihre Weigerung böse war. Die Gäste erschienen, nachdem sie geturnt und sich gesalbt oder auſserdem sich gebadet hatten. Ehe sie es sich auf den mit schönen Decken und buntgestreiften Polstern belegten Lagern bequem machten, nahmen ihnen Sklaven die Sandalen ab und wuschen ihnen die Füſse. Autolykos nahm, wie es als Knaben ihm ziemte, sitzend neben seinem Vater Platz. Eine Tischordnung war für den kleinen Kreis nicht nötig. Auch befand sich darunter niemand, der in lächerlichem Ehrgeize sich den Platz neben dem Gastgeber zu erobern gesucht hätte. Was es zu essen gab, hat Xenophon der Nachwelt nicht mit-

geteilt. Zuerst ging es etwas still her. Auf einmal pochte der Possenreifser Philippos und liefs sich von dem Thürhüter melden, und als er von Kallias eingeladen worden war sich niederzulassen, suchte er sich in der üblichen Münze dafür abzufinden. Da aber seine Witze nicht zündeten, ward er ärgerlich und gab sich komischer Verzweiflung hin. So verging der erste Teil des Mahls.

Ein Schluck ungemischten Weines ward allen Gästen eingegossen und von ihnen zu Ehren des „guten Dämon“ getrunken. Als die Tische weggenommen worden waren, trat eine kleine Pause ein. Diener eilten umher, um die auf den Boden geworfenen Ueberbleibsel aufzulesen. Den Gästen wurde wieder Wasser zum Händewaschen gereicht. Darauf brachten sie mit gemischtem Weine dem Retter Zeus und andern Gottheiten ein Trankopfer und sangen den Lobgesang oder Paian, jedoch ohne Flötenbegleitung, da Kallias Vorbereitungen derart nicht getroffen hatte. Nach dieser Spende erschien zum Gelage (Komos) ein Mann aus Syrakus mit einer Flötenspielerin, einer Tänzerin und einem Knaben. Als die Flötenspielerin geblasen und der Knabe sehr schön auf der Lyra gespielt hatte, lobte Sokrates den Kallias, dass er auch einen Augen- und einen Ohrenschmaus zum besten gäbe. In weniger auf das Geistige gerichteten Kreisen gehörten aufser den Kränzen Salben zu den notwendigen Bestandteilen eines Symposions. Hier aber lehnt Sokrates das Anerbieten des Wirtes, duftende Salbe bringen zu lassen, ab. Schon sollte die Hauptwürze eines Gelages, das Wortgefecht, beginnen, da trat die Tänzerin vor und warf nach der Melodie der Flötenspielerin zwölf Reifen nach einander in die Höhe, dass sie wirbelten. Sie tanzte dabei und fing die Reifen alle wieder auf. Eben besprach man noch die Bildungsfähigkeit der Frauen, da wurde eine Scheibe herein-

gebracht, die rings mit aufrecht stehenden Schwertern besetzt war. Darüber hinweg schlug die Tänzerin zum Schrecken der Zuschauer das Rad (Fig. 135). Darauf tanzte der Knabe und schien mit seinen graziösen Bewegungen noch schöner als zuvor. Das folgende Gespräch unterbrach plötzlich Philippos mit dem Rufe nach Musik. Zugleich versuchte er die kunstvollen Bewegungen des Mädchens und des Knaben nachzumachen, zuletzt in so schnellem Tempo, dass er mit allen Gliedern schlenkerte. Dadurch durstig gemacht, meinte er, der Bursche möge ihm die grofse Schale eingiefsen. Auch die Gäste waren durstig geworden — vom Lachen, und so füllten die Weinschenken (Fig. 119) die Becher schneller als bisher. Spiel und Gesang und längere Reden folgten. Als einige den Philippos aufforderten, durch Nachahmung irgendwen zu necken, andere aber dagegen waren, sprach Sokrates: „Da alle zu reden begehren, so könnten wir am besten etwas singen“, und damit begann er den Gesang. Eine alte Form des Rundgesanges waren die Skolien, bei denen nach rechts ein Myrtenzweig unter den Tischgenossen herumging. Als Sokrates gesungen hatte, wurde für die Tänzerin eine Töpferscheibe hereingebracht. Sokrates winkte aber ab. „Auf der wirbelnden Scheibe zu schreiben und zu lesen“ — sagte er — „mag ein Kunststück sein; welches Vergnügen es aber bereiten soll, vermag ich nicht einzusehen.“ (Fig. 137.) Da traf der Syrakusaner andere Vorkehrungen. Zuerst


Fig. 135. Schwertertanz.

erschien Ariadne als Braut gekleidet und setzte sich auf einen Thron. Sobald der bakchische Rhythmus ertönte, gab sie ihre Unruhe zu erkennen. Dionysos tanzte auf sie zu und setzte sich mit dem Ausdrucke gröfster Zärtlichkeit auf ihren Schofs, umarmte und küsste sie. Sie schien sich zwar zu schämen, doch umarmte sie ihn zärtlich wieder. Die Zechgenossen klatschten Beifall und riefen da capo. Aber die Liebenden spielten auch

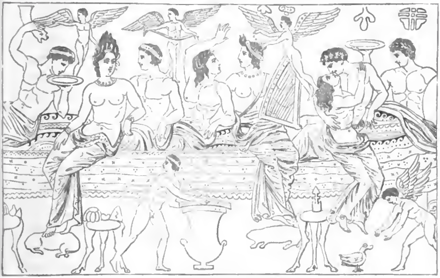


Fig. 136. Lustige Gesellschaft.

weiterhin ihre Rolle so täuschend, dass man hätte schwören mögen, sie liebten sich wirklich.

Auch in Platons „Symposion", das ein von dem jungen Agathon zu Ehren eines tragischen Sieges gefeiertes Gastmahl schildert, fehlen die Einzelheiten der Mahlzeit selbst. Sokrates lud unterwegs Aristodemos ein mitzugehen, blieb aber selbst dann zurück, so dass jener allein ankam. An der offenen Thür sprang ihm ein Bursche entgegen und führte ihn ohne weiteres in den Saal. Als Mann von Welt rief Agathon dem un-

verhofften Gaste zu: „Schön, dass du kommst. Gestern suchte ich dich vergebens, um dich einzuladen.“ Sodann befiehlt er den Dienern aufzutragen, was sie hätten. „Denn,“ fügt er hinzu, „es war nie meine Art, euch einen Aufseher zu bestellen.“ Anderwärts wurde bei Beginn des Mahles dem Gastgeber vom Küchenchef das Menu überreicht. Endlich erscheint Sokrates und wird von Agathon, der allein an der untersten Kline Platz genommen hat, aufgefordert, sich zu ihm zu legen. Dies war an sich der geringste Platz. Den vornehmsten, den ersten der ersten Kline, die Pronomé, hat Phaidros inne. Nach einander halten dann die Gäste Reden über den Eros. Plötzlich wurde geräuschvoll an die Hausthür gepocht, und Flötenspiel ertönte. „Wollt ihr nicht einmal nachsehen, Leute?“ sprach Agathon. „Ist es ein Bekannter, so ladet ihn ein; wo nicht, so sagt, dass wir nicht mehr trinken, sondern schon ruhen!“ Bald hörte man in der Aulé die Stimme des stark angeheiterten Alkibiades. Von der Flötenspielerin und seinen Dienern unterstützt trat er mit einem dichten Kranze von Epheu und Veilchen und mit vielen Bändern auf dem Haupte an die Thür des Festsaals (S. 11) und begrüfste die Gesellschaft. — Die Kränze der Zechgenossen waren gewöhnlich von Myrte oder auch aus dem Laube der Silberpappel, und aufser Veilchen wurden gern Rosen hineingeflochten. — Alle forderten mit Geschrei den späten Gast auf, einzutreten und sich niederzulegen. Alkibiades löste die Bänder, um den Agathon damit zu schmücken, ehe er sich neben ihn lagerte. Plötzlich

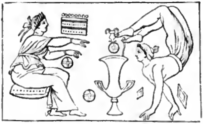


Fig. 137. Gauklerinnen.

sah er den Sokrates — der bei Seite gerückt war — sprang wieder auf, liefs sich einige Bänder zurückgeben und zierte damit den Meister. Dann legte er sich wieder nieder und forderte die Gäste auf zu trinken. Hatte man bisher mit Rücksicht auf die, denen ein Gelage vom vorigen Tage noch in den Gliedern lag, zwanglos getrunken, so ernannte er sich jetzt selbst zum Leiter

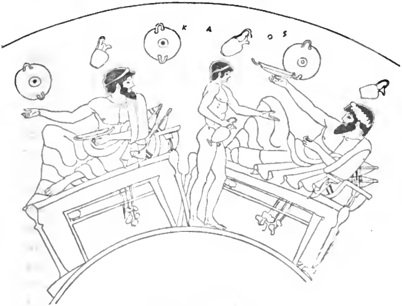


Fig. 138. Zechgelage.

(Archon) des nunmehr kommentmäfsigen Gelages und befahl, einen grofsen Pokal oder lieber gleich den Weinkühler zu bringen. Diesen trank er zuerst aus. Dann schenkte der Bursche dem Sokrates ein, der sich auch hier als Meister zeigte. Noch später erschienen Nachtschwärmer, und da jemand beim Hinausgehen die Thür offen gelassen hatte, kamen sie ohne weiteres herein und legten sich nieder. Nun entstand wüster Lärm, während jeder ohne Ordnung tüchtig trinken musste. Eryximachos,

Phaidros u. a. gingen nach Hause, Aristodemos fiel in einen tiefen Schlaf. Als die Hähne krähten, erwachte er und sah, dass die andern entweder schliefen oder weggegangen waren. Agathon, Aristophanes und Sokrates allein waren noch wach und tranken unter ernsten Gesprächen aus einer grofsen Schale nach rechts herum (Fig. 138). Die beiden ersten waren aber auch schläfrig geworden. Zuerst entschlummerte Aristophanes, und als es schon Tag geworden war, Agathon. Nun erhob sich Sokrates und ging, begleitet von Aristodemos, ins Lykeion, badete sich dort und begab sich erst gegen Abend nach Hause zur Ruhe.

Bei den Gelagen der jeunesse dorée spielte das weibliche Element eine wichtige Rolle. Wir hören, wie eine Mutter ihrer Tochter gute Lehren giebt, beim Mahle sich nicht zu berauschen — da es lächerlich sei und die Männer es nicht gern hätten — sondern mäfsig mit Absetzen zu trinken. Ein kluges Mädchen berührt die Speise nur mit den Fingerspitzen, spricht nicht mehr als nötig ist, spottet nicht über die Anwesenden, sondern blickt allein auf den, von dem es eingeladen worden ist. Manche Eifersuchtsscene spielte sich bei solchen Gelagen ab. Da klagt ein Jüngling bei der Mutter der Geliebten, dass diese sich betrunken, trotz seines Einspruchs



Fig. 139. Kottabosständer.

vor allen getanzt und einen Freund geküsst habe (Fig. 136). Anders freilich erzählt sie selbst den Hergang: „Erst tändelte er mit der Geliebten eines Freundes, der noch nicht anwesend war, und küsste sie, wie ich ihm zuwinkte. Als ich weinte, lachte er und sagte Thais viel über mich ins Ohr. Trotzdem nahm ich später an seiner Seite Platz. Thais aber tanzte kokett, und Diphilos fand nicht Worte genug sie zu loben. Jetzt rief sie mir gar herausfordernde Bemerkungen zu. Was sollte ich da thun?" Die Vasenbilder zeigen uns Gelage mit Scenen toller Ausgelassenheit, unter denen ein Kampf mit Polstern noch harmlos erscheint. Auch in anständigerer Gesellschaft gilt der für hochmütig, der sich weigert zu singen, etwas vorzutragen oder zu tanzen. Doch handelt der nicht richtig, der einen noch nicht Trunkenen anpackt und ihn zum Tanzen veranlasst. Das beliebte Spiel des Kottabos diente zugleich als Liebesorakel. „Der Kottabos ist wie ein Leuchter" (Fig. 139), erklärt jemand in einer Komödie. „Der Siegespreis besteht in Eiern, Kuchen und Naschwerk." — „Wofür denn?" — „Wer den Kottabos in die Wage schleudert, dass sie sinkt" — „In die Wage? meinst du das Tellerchen, das da oben ruht?" — „Ganz recht — der also erringt den Sieg." — „Wie aber kann man das erkennen?" — „Wenn man sie berührt, fällt sie auf den Manes (Fig. 140), und ein starker Ton entsteht." — „Jetzt zeige mir, wie man den Becher fassen muss." — „Man muss die Finger krümmen wie beim Flötenspiel, ein wenig Wein eingiefsen, nicht


Fig. 140. Manes, Träger der Kottabosschale.

zu viel, und dann es schleudern." — „Wie denn?" — „Gieb nur her, so!" — „O Poseidon, wie hoch! Nicht mit der Schleuder könnt' ich dahin treffen." — „Nun so lern' es nur!" Dies ist übrigens nicht die einzige Form des Kottabos. Unter den sonstigen Unterhaltungen bei Tische war namentlich das Lösen von Rätseln beliebt.

Besonders reich an Abwechselung ist das „Symposion" Lukians. Aristainetos feierte die Vermählung seiner Tochter mit dem Sohne des Bankiers Eukritos. Das Lager zur Rechten vom Eingange aus nahmen die Frauen ein, nicht wenige an Zahl, und mitten unter ihnen die



Fig. 141. Sigma oder Stibadium.

verhüllte Braut. Auf die andre Seite und zwar wieder auf ein halbmondförmiges Sigma (Fig. 141) kamen zuerst Eukritos, dann Aristainetos. Zweifel herrschte, ob man zunächst den Stoiker Zenothemis seines Alters wegen setzen sollte oder den Epikureer Hermon, der Priester der Dioskuren und aus einer der ersten Familien der Stadt war. Schon rief jener seinen Sklaven, um fortzugehen, doch wurde durch den freiwilligen Verzicht des Hermon der Streit beigelegt. Ueberreiche Vorbereitungen waren getroffen worden an Brühen, Backwerk und Leckereien. Jetzt beugt sich der Peripatetiker

Kleodemos zu dem Platoniker Ion: „Siehst du, wie Zenothemis die Speisen hinunterschlingt und wieviel er dem Burschen hinter ihm zusteckt in der Meinung, dass es niemand merke?“ Plötzlich stürzt der Kyniker Alkidamas herein, der gar nicht geladen war. Die meisten finden das unverschämt und machen im stillen Witze, hüten sich aber, laut ihren Unwillen kundzugeben. Aristainetos fordert als höflicher Wirt den neuen Gast auf, sich einen Lehnstuhl zu nehmen. Alkidamas weist dies jedoch als weibisch zurück und speist wie die skythischen Nomaden, indem er mit den servierenden Dienern umhergeht. Zugleich eifert er rücksichtslos über den Prunk der Pokale. Für den Augenblick beruhigt ihn der Gastgeber, indem er einem Diener zuwinkt, ihm einen grofsen Becher zu geben und kräftiger einzuschenken. Der Wilde hat sich auf den Boden geworfen und hält, den Ellenbogen aufstützend, in der Rechten den Pokal. Schon kreist aber auch unter den andern der Becher, Gespräche sind im Gange, und Gesundheiten werden ausgebracht. Inzwischen hat Alkidamas, nachdem die Lichter hereingetragen worden sind, angesichts der Frauen und der Braut Proben seines Kynismus abgelegt. Gereizt durch das Gelächter der Gäste würde er wohl mit seinem Stocke zugeschlagen haben, wenn nicht gerade ein gewaltiger Kuchen gebracht worden wäre. Schon sind die meisten berauscht, und der Saal hallt wider von Geschrei. Dionysodoros giebt unter dem Beifall der hinter ihm stehenden Diener Bruchstücke aus seinen Reden zum besten, Histiaios deklamiert ein lächerliches Potpourri aus Pindar, Hesiod und Anakreon. Als aber im Auftragen der Speisen eine Pause eintritt, erscheint ein missgestalteter Spafsmacher. Sich niederkauernd und verrenkend tanzt er und singt in ägyptischer Sprache. Zuletzt verspottet er die Gäste.

Erbittert darüber fordert ihn Alkidamas zum Ringkampfe heraus, muss aber besiegt davon abstehen. Da wird viel gelacht. Jetzt erscheint, von einem Patienten kommend, der Arzt Dionikos, zwängt sich neben Histiaios ein und verzehrt, was noch übrig ist. Darauf tritt ein Diener in die Mitte mit einem Brieftäfelchen und liest mit Erlaubnis des Wirtes nahe bei der Lampe den Inhalt vor. Natürlich hatte man ein Lob der Braut oder ein Epithalamion, ein Brautlied, erwartet; indessen der Schreiber macht dem Wirte Vorwürfe, dass er ihn nicht eingeladen habe. Nicht als ob er sich danach gesehnt hätte, nein, er vermisst nichts. Auch hat er dem Sklaven verboten, etwas für ihn anzunehmen. Aristainetos ist in Aufregung, entlässt aber doch den Boten lächelnd. Infolge jenes Briefes entbrennt zwischen den Philosophen ein Streit, der in Thätlichkeiten ausartet. Zenothemis giefst Hermon und Kleodemos den Inhalt seines Bechers über die Köpfe, Kleodemos spuckt Zenothemis an, ergreift ihn am Barte, um ihn zu ohrfeigen, und würde den Alten getötet haben, wenn nicht der Wirt die Hand vorgehalten und über Zenothemis wegsteigend sich einstweilen zwischen beide gelegt hätte. Endlich tritt Ruhe ein. Während Histiaios ein Epithalamion vorliest, ist ein Gang aufgetragen worden, den man mit wegnehmen durfte, ein Huhn für jeden, Schweine- und Hasenbraten und Fisch aus der Pfanne, Sesamkuchen und etwas zu knuppern. Immer vor zweien liegt eine Platte. Zenothemis nimmt sich das fettere Huhn, das vor Hermon liegt. Schliefslich schlagen sich beide mit den Hühnern. Jetzt entsteht eine allgemeine Schlacht, in der der Bräutigam durch den Wurf mit einem Humpen schwer am Kopfe verletzt wird. Umgestürzte Tische, vergossenes Blut und umhergeworfene Becher bedecken den Kampfplatz. Zuletzt wirft Alkidamas die Lampe um. Als

endlich jemand mit einer neuen kommt, fällt dem Dionysodoros ein Becher aus dem Busen. Er will ihn von Ion erhalten haben, damit er nicht verloren gehe, und Ion hilft ihm auch aus der Verlegenheit. Der verwundete Bräutigam wird auf dem Brautwagen nach Hause gebracht (S. 128). Alkidamas aber liegt quer über dem Lager und schläft.

Wie friedlich leben dagegen Philemon und Baucis! Als die göttlichen Gäste erscheinen, schürt die Greisin die laue Asche auf dem Herde, bläst das Feuer vom vorigen Tage wieder an und nährt es mit Blättern und Rinde. Gespaltenes Kienholz und dürres Reisig holt sie vom Boden, zerkleinert es und legt es unter den kleinen Kessel. Den Kohl, den Philemon im Garten gesammelt hat, entblättert sie. Jener langt mit der zweizinkigen Gabel den lange aufbewahrten geräucherten Schweinsrücken herab von dem schwarzen Balken, schneidet ein kleines Stück ab und kocht es. Inzwischen unterhalten die Wirte ihre Gäste und schütteln auf dem Lager, dessen Gestell von Weidenholz ist, den Pfühl von weichem Flussschilf. Dieses Lager verhüllen sie mit alten, wertlosen Decken, die sie aber doch nur zu Festzeiten auszubreiten pflegen. Nun legen sich die Götter nieder. Einen Tisch, dessen dritten Fufs erst eine Scherbe gleichmachen muss, stellt die geschürzte, zitternde Alte hin und scheuert ihn mit grüner Minze ab. Aufgetragen werden Oliven, eingelegte Kornelkirschen, Cichorie, Rettiche, Käse und weichgekochte Eier, alles in thönernem Geschirr. Darauf wird ein thönerner Mischkrug hingestellt und Becher aus Buchenholz, die mit Wachs ausgestrichen sind. Bald erscheint das erwähnte Hauptessen. Den Nachtisch bilden Nüsse, getrocknete Feigen mit Datteln gemischt, Pflaumen und duftige Aepfel in weiten Körben und Weintrauben. In der Mitte

prangt eine glänzende Honigscheibe. Die Hauptsache aber sind die freundlichen Gesichter und der redliche Wille.

An solchen idyllischen Schilderungen erquickte man sich in Rom, als man des üppigen Lebens überdrüssig zu werden begann. Schwelgerische Mahle gab es schon in republikanischer Zeit. Bei einem Priesterschmause, dem Cäsar beiwohnte, lagen auf den drei elfenbeinernen Triclinien gegen achtzehn Personen, die Frauen für sich. Das Menu war folgendes: Im Voressen: Meerigel, rohe Austern nach Belieben, Gienmuscheln, Lazarusklappen, Krammetsvögel, Spargel, gemästetes Huhn, Austern und Gienmuscheln gekocht, in der Schüssel, schwarze und weifse Meereicheln, wieder Lazarusklappen, Glykomariden, Seenesseln, Feigenschnepfen, Lende von Ziege und Eber, Hühnerpastete, nochmals Feigenschnepfen, Purpurschnecken, Purpurmuscheln. Im eigentlichen Essen: Schweinseuter, Eberkopf, Fische in der Schüssel, Schweinseuter in der Schüssel, Ente, Krikente gesotten, Hase, Mastgeflügel gebraten, — Kraftmehl und Biskuits.

Wo Horaz von dem notwendigsten Lebensbedarfe spricht, nennt er Brot und Wein. Sein biederer Ofellus hatte an Werkeltagen nicht leicht etwas anderes auf dem Tische als Schinken und Kohl. Kam aber ein Gastfreund oder während der Regenzeit ein Nachbar, dann liefs man es sich wohl sein, nicht bei Fischen aus der Stadt, sondern bei einem Hühnchen, einem Böcklein. Horaz selbst nimmt zwei ordentliche Mahlzeiten täglich ein, ein Frühstück, das den Tag über vorhält, abends erwartet ihn ein Napf Lauch, Kichererbsen und in Oel gebackener Kuchen. Von den Diners, die er beschreibt, ist am berühmtesten das Gastmahl des Nasidienus. Es begann schon um die Mitte des Tages. Auf dem Triclinium (Fig. 142) hatten im ganzen neun Personen Platz ge-

nommen: Maecenas auf dem vornehmsten Lager (medius lectus) und hier wieder auf dem Ehrenplatze (locus consularis Nr. 3), neben ihm die beiden von ihm auf eigene Hand mitgebrachten „Schatten“, Vibidius (2) und Servilius (1), an dessen Seite sich die Lehne des Lagers befand. Auf dem an Rang nächsten lectus (summus) lagen an der Lehne Fundanius (1), weiterhin Viscus (2) und Varius (3), auf dem lectus imus in der Mitte der Gastgeber Nasidienus (2), links von ihm Nomentanus (1), der hier dem Ehrengaste gegenüber an Stelle des Wirtes die Honneurs macht, und rechts Porcius (3).

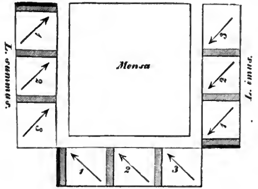


Fig. 142. Triclinium.

Ab ovo beim Mahle anzufangen war sprichwörtlich; Salat, pikante Fischsaucen u. dgl. hatten den Zweck, den Appetit rege zu machen. Unter den ersten Gerichten (fercula) der Hauptmahlzeit bei Nasidienus befand sich Wildschwein — das nicht leicht auf einer Festtafel fehlte — bei leichtem Südwinde gefangen, wie der „Vater des Mahles“ erklärte. Herum lagen Radieschen, Salat, Rettiche (Fig. 143), Möhren, allec und Paste aus koischem Wein. Allec ist ein Erzeugnis aus dem Eingeweide gewisser Fische, das in Töpfe eingelegt, gerührt und zur Gärung gebracht wurde. Schlägt man diese Masse

durch ein Sieb, so heifst die Lake garum, die dickere Substanz allec. Als die genannten Speisen weggetragen worden waren, wischte ein hochgeschürzter Bursche den Ahorntisch mit purpurnem Friese ab, während der analecta auflas, was umherlag. Mit der Würde einer Kanephore trug jetzt ein Inder Caecuber auf, ein andrer Chier, der aber nicht, wie es der besseren Haltbarkeit wegen zu geschehen pflegte, mit Seewasser versetzt war. Obwohl hier die besten Sorten in- und ausländischer Weine gegeben wurden, verfehlte der Wirt nicht, aufmerksam zu machen, dass auch Albaner und Falerner in der Weinkammer lagere. Hinter dem Falerner kamen an Rang von kampanischen Weinen der Massiker und der Calener. Als Perlen ausländischer Weine galten auch Lesbier und Cyprier. Bis mühsam ein Gespräch in Gang kam, bot Porcius, der ganze Kuchen hinunterschlang, ein lächerliches Bild. Nomentanus hatte die Aufgabe, im Namen des Wirtes auf alles hinzuweisen. Denn der gewöhnliche Mensch ifst die Speisen, auch die Bauchstücke von Stachelflunder und von Butte, ohne zu ahnen, dass sie ganz besonders zubereitet sind. Des trockenen Tones satt raunte Vibidius dem Servilius zu: „Wenn wir nicht mörderisch trinken, sterben wir ungerächt.“ Zugleich verlangte er gröfsere Pokale. Nun stürzten jene beiden ganze Amphoren in die Becher, und die übrigen folgten



Fig. 143. Servierender jugendlicher Sklave.

ihnen aufser den beiden Nachbarn des Wirtes. Jetzt wurde ein Meeraal auf einer Schüssel zwischen schwimmenden Krabben hereingebracht. Hierzu bemerkte der Wirt: „Er ist vor der Laichzeit gefangen, da das Fleisch nachher an Geschmack verliert. Das Rezept der Sauce ist folgendes: Oel aus Venafrum, garum, fünfjähriger inländischer Wein, während des Kochens beigegossen, weifser Pfeffer, Essig aus methymnaeischem Weine. Grüne Rauke und bittern Alant hineinzukochen habe ich zuerst gelehrt.“ Auf einmal stürzen die über dem Tische aufgehängten Teppiche herab, von einer Staubwolke gefolgt. Der Wirt ist äufserst betroffen. Varius kann kaum mit der Serviette das Lachen ersticken. Ironisch sucht der spöttische Servilius den Wirt zu trösten. Der lässt sich die Sohlen geben, um hinauszugehen. Indessen zischeln sich die Gäste Scherzworte in die Ohren. Der durstige Vibidius fragt die Diener, ob denn auch die Flasche zerbrochen sei. Wie aber Nasidienus heiteren Angesichts zurückkommt, thun die Gäste, als ob sie über etwas anderes lachten. Diener bringen sodann auf einer grofsen Schüssel einen zerlegten Kranich, die gemästete Leber einer weifsen

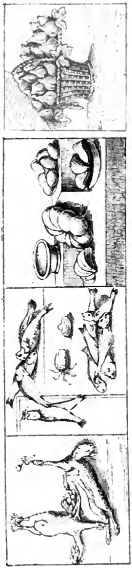


Fig. 144. Stillleben.

Gans und die Vorderblätter von Hasen. Dann kommen Amseln und Holztauben, leckere Dinge, wenn nicht der Hausherr ihre Art und Herkunft hererzählt hätte. Daher entfernten sich die Gäste, ohne den zweiten Teil, die mensae secundae, abzuwarten (Fig. 144).

Gegenüber den Klagen der römischen Moralisten über die aus allen Teilen der Welt herbeigeholten Lebensbedürfnisse ist von neueren Forschern schon genügend betont worden, dass unsere Zeit in dieser Beziehung hinter jener nicht zurücksteht. Gleichwohl lässt sich nicht leugnen, dass von den Zeiten eines Lucullus an die erste Kaiserzeit hindurch eine krankhafte Sucht nach dem Genusse von Seltenheiten geherrscht hat. Die romanhaften Schilderungen in Petrons Gastmahl des Trimalchio geben wenigstens den Geist jener Periode vortrefflich wieder, wenn auch die Einzelheiten zumeist den Charakter des Aufsergewöhnlichen oder auch Abgeschmackten tragen. Lagern wir uns, um diese Genüsse einigermafsen kennen zu lernen, an der Tafel des gastfreien Emporkömmlings! Alexandrinische Sklaven giefsen Schneewasser auf unsre Hände, andre waschen uns die Füfse und entfernen die Niednägel mit peinlicher Sorgfalt. Alles geschieht unter Gesang- und Musikbegleitung. Der erste Gang, die gustatio, erscheint. Unter den aufgetragenen Gegenständen fesselt unsre Aufmerksamkeit ein Esel aus korinthischer Bronze mit einem Quersack, der grüne und schwarze Oliven enthält. Eiserne Stege tragen gebratene, mit Honig und Mohn bestreute Haselmäuse, ein Lieblingsgericht der Römer; auf einem silbernen Roste liegen noch schmorende Bratwürste und darunter syrische Pflaumen mit Granatäpfeln. Während dessen wird, auf Kissen liegend, der Wirt hereingetragen. Er streckt aus einem scharlachroten Mantel den geschorenen Kopf heraus und hat um den Nacken eine Serviette mit breitem Streifen

und mit Fransen gezwängt. Er spielt, nachdem er sich mit einem silbernen Zahnstocher gestochert hat, erst seine Partie auf dem Brette zu Ende. Jetzt wird ein Korb mit einer hölzernen Henne hereingebracht. Zwei Sklaven durchsuchen die Spreu und holen Pfaueneier hervor. Wir durchstofsen mit dem halbpfündigen Löffel die aus Mehlteig geformten Eier, und siehe da! eine fette Feigenschnepfe, von gepfeffertem Eidotter umgeben, ist darin. Inzwischen hat Trimalchio alle Speisen nachgefordert. Er ruft, man solle sich nur weiter am Honigweine gütlich thun. Gläserne, mit Gips sorgfältig verschlossene Amphoren werden gebracht, auf deren Hälsen Blättchen befestigt sind mit der Inschrift: Hundertjähriger Falerner aus dem Konsulat des Opimius. Sodann erscheint ein rundes Speisebrett und darauf die zwölf Zeichen des Tierkreises, ein jedes durch eine entsprechende Speise dargestellt. Während ein ägyptischer Sklave in einem silbernen Backgeschirr Brot herumreicht, springen plötzlich vier Diener hüpfend vor und heben den oberen Teil des Speisebretts ab. Nun sehen wir darunter gemästetes Geflügel, Schweinseuter und in der Mitte einen Hasen mit Flügeln. In den Ecken des Aufsatzes stehen vier Marsyasfiguren, aus deren Schläuchen gepfeffertes garum über Fische fliefst. Mit viel Behagen fordert Trimalchio den Zerleger durch wiederholten Zuruf „Schneide“ (so heifst der Mann) zur Thätigkeit auf. Wer kann all die Delikatessen und all die Ueberraschungen aufzählen, die bei Tafel geboten werden! Jetzt wird ein Wildschwein erster Gröfse gebracht. An seinen Hauern hängen Körbchen aus Palmzweigen, mit Datteln gefüllt. An der Sau liegen Ferkel aus einer Art Pumpernickel, die zum Mitnehmen bestimmt sind (S. 266). Dann wieder wird ein mächtiges Mastschwein aufgetragen. „Wie?“ ruft Trimalchio, „die Sau ist nicht ausgeweidet!“ Mit Mühe gelingt

es den Bitten der Gäste, den Koch vor schwerer Strafe zu bewahren. Wie er nun das Tier aufschneidet, fallen Brat- und Blutwürste heraus. Nachher kommen Gaukler, die ihre Künste zeigen. Zur weiteren Unterhaltung dient die Verlosung von Geschenken, wobei jedes Los rebusartig die Bezeichnung der Gabe enthält. Auf einmal thut sich das Getäfel der Decke auseinander, und zum Vorschein kommt ein gewaltiger Reifen, der ringsum goldene Kränze sowie mit Salbe gefüllte Alabasterfläschchen hält. Später stürzt ein Kandelaber auf den Tisch, schlägt alle Krystallgefäfse kurz und klein und bespritzt einige Gäste mit heifsem Oel. Sobald der Gastgeber den Nachtisch verlangt, tragen Sklaven die Tische fort, bringen andre und streuen mit Safran und Mennig gefärbte Sägespäne und zerriebenes Marienglas. Inzwischen beginnt ein alexandrinischer Sklave die Stimme der Nachtigall nachzuahmen. Ein andrer singt misstönig und giebt verschiedene Imitationen zum besten. Es ist zum Davonlaufen; doch kommt eben der Nachtisch, z. B. Quitten, mit Dornen besteckt, so dass sie wie Igel aussehen. Ferner giebt es gemästete Gans, Fische und Vögel aller Art. Aber dies alles hat der Koch aus Schweinefleisch hergestellt (vgl. S. 253). Zwei Sklaven treten ein, die Krüge noch am Halse, als ob sie eben vom Wassertroge kämen. Im Streite zerschlagen sie die Gefäfse, die Austern und Kammuscheln enthalten. Der Koch bringt Schnecken auf einem silbernen Roste. Noch manche Scene spielt sich ab; schliefslich nehmen auch Sklaven an der Tafel Platz, den trunknen Trimalchio übermannt Rührseligkeit, und das Gelage nimmt ein Ende.

Der jüngere Plinius steht auch in Bezug auf die Mahlzeiten auf einem vernünftigen Standpunkte. „Holla!“ schreibt er einem Freunde, „du sagst für ein Mahl zu und kommst nicht! Ein Salat, drei Schnecken, zwei Eier,

Speltmus mit Honigtrank und Schnee, Oliven, Mangold, Kürbis, Zwiebeln und tausend andre nicht weniger vornehme Dinge waren für dich bereit. Du hättest Komödiendarsteller oder einen Vorleser oder einen Lautenspieler oder alle zusammen gehört. Aber du hast bei einem andern Austern, die Tasche einer Sau, Seeigel und dazu Tänzerinnen aus Gades vorgezogen. Wie hätten wir gescherzt, gelacht, studiert! Du kannst vornehmer bei vielen speisen, nirgends fröhlicher und sorgloser.“ Das Lob der Einfachheit verkünden wie Horaz auch Martial und Juvenal. Letzterer stellt einem Freunde ein fettes Böcklein in Aussicht und Bergspargel, den die Meierin, die Spindel bei Seite legend, gesammelt, aufserdem grofse, vom Neste noch warme Eier samt den Hennen und frischerhaltene Trauben, Birnen von Signia und Syrien, wohlgelagerte Aepfel, die mit den picenischen wetteifern. „Ein solches Essen“ — erklärt der Dichter — „war einst das schwelgerische Mahl des Senats. Kost, wie sie Curius genoss (S. 93), verschmäht jetzt der gefesselte Feldarbeiter in Erinnerung an die Genüsse der dampfenden Garküche. Die Alten setzten Brei in tuskischem Tiegel auf. Den geräucherten Schweinsrücken am luftigen Sparrwerk sparten sie für Festtage; nur an Geburtstagen gab es Speck und frisches Fleisch nur dann, wenn ein Opfer gebracht wurde.“

Klienten bekamen auch bei Tafel ihre Stellung zu fühlen. Der Gastgeber zecht alte Weine aus Krügen, auf denen der Moder die Etiketten mit Angabe des Vaterlands und Alters schon verwischt hat. Er benutzt mächtige, mit Bernstein eingelegte und mit Beryll besetzte Trinkschalen. Du trinkst schlechte Weine aus gewöhnlichen, schadhaften Bechern. Gold wird dir nicht oder nur unter beleidigender Aufsicht anvertraut. Das abgekochte und dann wieder auf eisige Temperatur gebrachte Wasser erhältst du nicht. Ein wüst aussehender Läufer bedient

dich, ihn die Blüte Asiens (Fig. 143). Wann reicht dir der Diener warmes und kaltes Getränk? Mit Gebrumm bietet dir einer kaum gemahlenes, schon schimmeliges Brot. Griffest du doch nach dem feinen, weichen, so würde man dich zurückweisen. Jetzt wird ihm, vom Diener hochgehoben, ein mächtiger Seekrebs mit Spargel gebracht, dir wird ein mit einem halben Ei garnierter, gewöhnlicher Hummer vorgesetzt. Er begiefst den Fisch mit venafrischem Oele, der blasse Kohl, den du erhältst, duftet nach der Laterne. Die Seebarbe und die Muräne gehören dem Herrn, euch erwartet ein gewöhnlicher Tiberfisch. Vor ihm steht die Leber einer grofsen Gans, gemästetes Geflügel, ein Staatseber, Trüffeln aus Afrika. Du musst zusehen, wie der Anrichter mit fliegendem Messer alle Kunstgriffe durchmacht. „Wünschest du, Bruder, von der Lende?" spricht Virro zu einem reichen Gaste. Wann trinkt er dir einmal zu? wann nimmt er einmal den von deinen Lippen berührten Becher? Zuletzt werden dem geringeren Freunde zweifelhafte Schwämme und krätzige Aepfel vorgesetzt, dem Herrn ein Kaiserschwamm und köstliches Obst.

Dass diese Schilderung nicht blofs dichterische Phantasie ist, zeigt eine Stelle in den Briefen des Plinius: „Sich und wenigen setzte einer, bei dem ich zu Gaste war, fette Bissen, den übrigen Geringes vor. Den Wein hatte er in ganz kleinen Flaschen in drei Sorten, die eine für ihn und uns, die andre für seine geringeren Freunde, die dritte für seine und unsere Freigelassenen. Mein Tischnachbar fragte mich, ob ich das guthiefse. Ich sagte: Nein." — „Welche Gepflogenheit hast du also?" — „Ich setze allen dasselbe vor; denn ich lade sie zum Mahle, nicht zur Censur ein." — „Auch den Freigelassenen?" — „Auch ihnen, denn ich halte sie dann für Tischgenossen, nicht für Freigelassene." — „Und kostet

dich das viel?" — „Keineswegs." — „Wie ist das möglich?" — „Sehr einfach, weil meine Freigelassenen nicht dasselbe trinken wie ich, sondern ich dasselbe wie sie."

Wer Wein schlecht vertragen konnte und die Unzurechnungsfähigkeit fürchtete, gab wohl den Seinigen den Auftrag, ihn zur rechten Zeit vom Gastmahle wegzutragen. Ein Bild wie aus Dornröschens Hofstaat entwirft Petron. Von dem Gesinde schlafen die einen zerstreut um die Füfse der daliegenden Gäste, andre an die Wände gelehnt, manche auf der Schwelle mit den Köpfen aneinander. Die fast ausgebrannten Lampen verbreiten ein spärliches Licht. Da betreten zwei Syrer das Triclinium, um zu plündern, und während sie sich um das Silber zanken, zerbrechen sie eine Flasche. Auch fällt der Tisch mit dem Silberzeuge um, und eine über das Polster liegende Magd trifft ein Becher an den Kopf. Ihr Schreien weckt einen Teil der Berauschten auf. Jene schnarchen, als ob sie längst geschlafen hätten. Schon hat der Tricliniarch in die erlöschenden Lampen Oel gegossen, die Burschen haben sich die Augen ausgerieben und sind zum Dienste zurückgekehrt — als eine Zimbelschlägerin eintritt und durch ihre Instrumente alle aufscheucht. So beginnt das Gelage von neuem.



XII.

Gesundheitspflege und Krankheit.

Einst lebten — sagt Hesiod — die Menschen ohne Leiden, die den Männern das Todeslos bereiten. Nun aber wandeln am Tage und in der Nacht die Krankheiten einher, schweigend, da Zeus sie der Stimme beraubte.“ Im Hinblick auf die Idealgestalten der bildenden Kunst und die Kraft und Gesundheit atmenden Schilderungen der Schriftsteller übersieht man diese Seite des antiken Lebens sehr leicht. Das Klima Griechenlands ist ja insofern der Gesundheit zuträglich, als es „durch die täglichen Schwankungen, an die der Körper sich gewöhnen muss, diesem eine erhöhte Elasticität und Festigkeit verleiht.“ Dazu kam eine naturgemäfse Lebensweise. Trotzdem wurden die Alten vielfach von Krankheiten heimgesucht.

Von ältester Zeit an hatte der Krieger sich Geschick in der Behandlung der Wunden, der Hirt und der Jäger Kenntnis heilsamer Kräuter erworben. Der Glaube, dass die Krankheiten der unmittelbaren Einwirkung der er-

zürnten Gottheiten zuzuschreiben seien, hatte andererseits zur Anwendung von Beschwörungen und Zaubersprüchen und zur priesterlichen Behandlung der Krankheiten geführt. Die Asklepiostempel, in denen die Kranken schliefen, um im Traume Aufklärung über die Heilung oder Heilung selbst zu empfangen, waren natürlich eine Spekulation auf die Leichtgläubigkeit des Publikums. Die in dem berühmten Asklepieion zu Epidauros gefundenen steinernen Urkunden reden von wunderbaren Heilungen, über die wir nur die Köpfe schütteln können. Schon Aristophanes hat im „Reichtum“ das Treiben in diesen Heiligtümern der Lächerlichkeit preisgegeben. Immerhin pflegten sie in gesunder Gegend, in reizvoller Umgebung zu liegen, und wir dürfen annehmen, dass sie, wie später die Klöster, über einen Schatz bewährter Hausmittel verfügten und die an den Kranken gemachten Beobachtungen von Geschlecht zu Geschlecht vererbten. Aerzte kennt schon Homer, die aber natürlich von wissenschaftlicher Forschung weit entfernt waren. Der gröfste Arzt des Altertums ist bekanntlich Hippokrates von Kos. Er begnügte sich nicht, die Krankheiten zu studieren, sondern ging auch ihren Ursachen in Witterungsverhältnissen, Wohnweise und Lebensführung nach. Mit Hilfe der schon vor ihm gelehrten Diätetik suchte er Krankheiten zu verhüten. Indem später die ärztliche Kunst sich mehr und mehr ausbreitete gegenüber der früheren Vererbung von Geschlecht zu Geschlecht, verflachte sie sich und wurde vielfach angegriffen. Unter den Ptolemäern blühte die medizinische Wissenschaft in Alexandria. Erasistratos und Herophilos, die hier menschliche Leichname secierten, gelten als die gröfsten Anatomen des Altertums. In römischer Zeit hat dann im 2. Jahrhundert n. Chr. Galenos in universeller Weise das Erreichte zusammengefasst.

Mit der Frage, wie man den Leib gesund erhalte, haben sich auch die Moralphilosophen beschäftigt. Plutarch z. B. rät, schon in gesunden Tagen sich an Krankenkost zu gewöhnen. Man muss manchmal frisches Wasser trinken, obwohl Wein vorhanden ist, und warmes im Sommer, wenn auch Schnee dabei liegt. Vor allem aber muss man Ueberfüllung vermeiden bei Festen und Einladungen. Es ist ja schwer, bei solchen Gelegenheiten Mafs zu halten; aber aus Furcht, für einen Tölpel zu gelten, eine Rippenfellentzündung oder Fieber sich zuzuziehen, bringt doch auch nur ein Tölpel fertig und einer, der nicht ohne Becher und Bratendampf mit Menschen umzugehen weifs. Manche veranlasst Filzigkeit, sich bei andern mit Delikatessen zu füllen und gleichsam in Feindesland zu verproviantieren. Nicht weniger aber muss man sich vor dem Ehrgeize hüten, ohne eigentliches Bedürfnis von seltenen Dingen essen zu wollen. Wie oft beraubt uns ferner ein kalter Trunk, ein unzeitiges Bad vieler Freuden! Die Krankheiten treten nicht alle — wie Hesiod meint — stumm auf. Aber wenn der Körper die Leute schon auf das Lager zieht, stürzen sie sich zu den Bädern und Gelagen aus Furcht, das Fieber möchte sie noch vor dem Frühstück überraschen. Manche schämen sich, eine Verdauungsstörung einzugestehen und einen Tag in Decken zuzubringen. Wenn die andern sie rufen, stehen sie auf und handeln wie Gesunde. Andere hoffen, Rausch mit Rausch vertreiben zu können. Dann liegen sie viele Tage, purgieren und bepflastern sich und schmeicheln den Aerzten, indem sie viel Abgeschmacktes thun und reden. Man darf nicht darauf sehen, ob der Fisch frisch, ob das Brot weifs, ob das Bad warm, ob die weibliche Gesellschaft schön, sondern ob man selbst bei rechter Stimmung ist. Man darf nicht erst Hitze und Ohnmacht

abwarten. Nach dem Krächzen der Raben und dem Gackern der Hennen prophezeien wir Wind und Regen und sollten die Anzeichen der Krankheit nicht beobachten? Man muss auch auf Unregelmäfsigkeiten des Schlafes, ungewöhnliche Träume und Bewegungen der Seele merken. Auch soll man Freunde nach der Ursache ihrer Krankheit fragen, wenn auch nicht so, dass man Kenntnis medizinischer Namen und Schriften zur Schau trägt.

Man muss sich an fortgesetztes Reden gewöhnen oder wenigstens an Vorlesen und Lautsprechen, heftiges Geschrei aber vermeiden. Wenn man vorgelesen oder eine Unterredung gehabt hat, soll man sich mit Oel warm abreiben, bevor man spazieren geht. Gegenüber den Aleipten und Paidotriben — die wie in unserer Zeit in Gesundheitsfragen eine grofse Bedeutung erlangt hatten — befürwortet Plutarch, während der Mahlzeit sich wissenschaftlich zu unterhalten. Erbrechen und Reinigung des Leibes darf man nicht ohne zwingende Notwendigkeit durch Heilmittel herbeiführen. Bestimmtes zeitweiliges Fasten ist aus verschiedenen Gründen verfehlt. Der Gebildete und der Staatsmann müssen sich vor der zu herben Kleinlichkeit in den Wissenschaften hüten, die sie veranlasst, den Körper nicht zu schonen (S. 103). Wenn der Geist den Körper nicht, sobald er es bedarf, ein wenig loslässt, so muss er, wenn ein Fieber oder ein Schwindel jenen befällt, die Bücher und das Studieren lassen und mit ihm krank sein.

Die Figur des kränklichen Hypochonders, der vor jedem Geräusche erschrickt, scheint schon in Griechenland gar nicht selten gewesen zu sein. „Weib!“ ruft einer, „was war das für ein Geräusch?“ — „Die Henne hat den Becher heruntergeworfen.“ — „Hol’ sie der —!“ — Ein Freund besucht den Missvergnügten und fragt:

„Was ist dir?“ — „Die Lunge will mir zerreifsen, die Leber martert mich.“ — „Dann plagt dich ein Leberleiden.“ — „Es zerreifst mir fast die Milz.“ — „Geh spazieren! das ist für die Milz am besten. Hast du denn einen tüchtigen Arzt?“ — „Lass mich mit den Aerzten in Ruhe! Ich habe lange einen Hausarzt gehabt, den Simon, den schmutzigen Kerl, mit seiner widerlichen Liebenswürdigkeit. Er versteht von der Medizin soviel wie der Esel vom Saitenspiele. Wie ich später erfahren habe, ist er in Theben früher Schuhflicker gewesen. Dann liefs ich, als meine Tochter krank war, den Asklepiades kommen (eigentlich heifst er Hagnon), der damals grofses Aufsehen erregte. Ehe er erschien, verlangte er drei Statere, um die Medikamente zu besorgen, die er selbst in seiner Heilbude bereitet. Dann kam er in prunkendem Gewande, frisiert und pomadisiert und mit Siegelringen an den Händen. Ein Diener trug ihm ein elfenbeinernes Kästchen, zwei Gehilfen folgten ihm wie Schatten, seines Winkes gewärtig. Jetzt mussten sie die silbernen Schröpfköpfe und die mit Gold gelöteten Messer herausnehmen und andre metallne Instrumente, wie Ohrlöffel, Zahnzangen, Scheren und Sonden (Fig. 145). Die Art, wie er die Werkzeuge anfasste, verriet schon, dass er sie nicht zu handhaben verstand. Dann trat er mit starken Schritten auf das Bett der Kranken zu und fragte so laut nach dem Anlafs ihres Leidens, dass das arme Ding mit einem Schrei aus ihrem Schlummer auffuhr. Als er aber die Kranke mit vielen unnützen

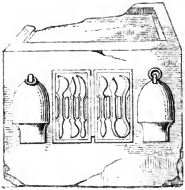


Fig. 145. Chirurgische Instrumente. Schröpfköpfe.

Fragen gequält hatte und sie schmerzerfüllt ausrief: „Ich muss wohl sterben?“ sprach er, wie um seine Belesenheit zu zeigen: „Ja, wenn dich nicht die hehre Leto selbst gebar,“ und zu mir gewandt, wie zum Troste, fügte er hinzu: „Auch Patroklos ist gestorben und war mehr als sie.“ Und sie ist auch wirklich gestorben. Es ist empörend, dass man einen solchen Menschen nicht als Mörder belangen kann.“ — „Tröste dich!“ antwortet jener, „vielleicht war deine Tochter unheilbar. Der scheint mir auch kein schlechter Arzt zu sein, der die Kranken sich nicht langsam auflösen lässt, sondern möglichst schnell begräbt. Verlohnt es sich noch zu leben mit einem mühseligen und zu Grunde gerichteten Körper?“ — „Ja, aber wenn ich durch jemandes Schuld sterben soll, will ich lieber durch meine eigne sterben. Ich habe mir die Schriften der älteren Aerzte angeschafft und fleifsig studiert.“ — „Sieht es doch bei dir aus wie in der Bude eines Arztes. Da Badebecken aus blankem Erz, Salben- und Medizinbüchsen, Schröpfköpfe, Klystierspritzen, Schwämme, Binden und Bandagen.“ — „Alles habe ich versucht, selbst Sympathiemittel und Besprechungen der alten Medea aus Thrakien. Gestern habe ich eine Inkubation im Tempel des Asklepios beendigt, alles umsonst.“ — „Verzage nicht, lieber Freund! Da ist ein gewisser Philon, der nicht nur ausgezeichnete Studien gemacht, sondern auch praktisch bei den tüchtigsten Aerzten gelernt hat. Ein grofser Ruf geht ihm voraus, Fürsten hat er schon gedient, und Städte haben ihn mannigfach geehrt. Jetzt hat ihn unsre Stadt gegen ein hohes Jahreshonorar in Pflicht genommen. Ich sah ihn an einem Krankenbette und kann nur sagen, dass sein Wesen Vertrauen einflöfst. Mit ruhiger Sorgfalt erörterte er mit dem Kranken und den anwesenden Freunden den Fall und gab nicht eher eine Anordnung,

bevor er sie dem Kranken verständlich gemacht hatte. Seine Kleidung hält die rechte Mitte zwischen Prunk und Dürftigkeit. Sie ist tadellos wie sein ganzer Körper. Ein solcher Mann, der von der Würde seiner Kunst erfüllt ist, wird nicht leichtsinnig seinen Ruf aufs Spiel setzen, zumal da er gefasst sein müsste, vor seinen Standesgenossen sich zu rechtfertigen. Auch hat er den Eid geschworen, den sie den Eid des Hippokrates nennen: „Ich werde auch nicht, wenn ich gebeten werde, jemandem ein schädliches Mittel geben und nie mit meinem Rate dazu helfen. Heilig und fromm will ich mein Leben und meine Kunst erhalten . . . In welches Haus ich auch trete, ich will eintreten zum Nutzen der Kranken, mich freihalten von jedem absichtlichen Unrecht, seien die Kranken Frauen oder Männer, Freie oder Sklaven. Was ich aber bei den ärztlichen Dienstleistungen sehe oder höre oder auch aufserhalb dieser, das will ich verschweigen.“ Da fällt mir ein, als ich vorhin durch die Strafse wanderte, hörte ich plötzlich lautes Geschrei. Ein junger Mann gebärdete sich in einem Hause wie ein Verrückter; mit funkelnden Augen sich reckend, gähnte er unter wilden Phantasien. Ein Alter erwartete mit Bangen den gerufenen Arzt. Endlich erschien dieser und begann das Verhör: „Was sagst du, dass ihm fehle? Ist er behext oder verrückt? Hat ihn die Schlafsucht oder die Wassersucht gepackt?“ Aufmerksam gemacht, dass man von ihm Aufklärung darüber und Heilung erwarte, brüstete er sich: „Das ist sehr leicht, verlass dich darauf, dass er gesund wird. Mach' ich doch mehr als 600 täglich gesund.“ Nach weiteren Phrasen fragte er den Kranken: „Trinkst du blanken oder dunklen Wein?“ Aengstlich drängte der Alte, dem Leidenden einen Trank zu geben. — „Nur Geduld!“ fuhr jener fort, „sag' mir, pflegen dir die Augen manch-

mal starr zu werden? Knurrt dir bisweilen der Magen? Schläfst du bis zum Tage?“ Schliefslich befahl er, ihn in seine Wohnung überzuführen; dort werde er ihn kurieren und einige zwanzig Tage Nieswurz trinken lassen. — Die ärztliche Hilfleistung — fährt der Freund fort — ist doch bisweilen recht gefahrvoll. Da hört' ich neulich den Arzt Dionikos (S. 266) erzählen. Er war zum Flötenspieler Polyprepon gegangen, ohne zu wissen, dass dieser eben einen Anfall hatte. Der Verrückte schloss die Thür, zog ein Schwert, gab jenem die Flöten und befahl ihm zu blasen. Als der Arzt dies nicht konnte, schlug er ihn mit der Peitsche auf die Hände. Durch eine List gelang es dem Gefährdeten, sich der Peitsche zu bemächtigen und das Schwert durch ein Fenster in den Hof zu werfen. Nun rief er die Nachbarn, die die Thür aufsprengten und ihm Rettung brachten.“

Den nationalgesinnten Römern sind bei aller Schätzung der Heilkunde die Aerzte immer ein Dorn im Auge gewesen. Zuerst soll nach Rom gekommen sein Archagathus im Jahre 219 v. Chr. Er erhielt das römische Bürgerrecht und eine Taberne, da er als Wundarzt besonders willkommen war. Bald jedoch wurde er von seiner Wildheit im Schneiden und Brennen „Henker“ genannt. Unter den fanatischen Gegnern des Griechentums und der griechischen Aerzte zeichnet sich besonders der alte Cato aus. Er hatte sich ärztliche Vorschriften zusammengestellt, nach denen er sein Haus behandelte. Die Hungerkur wandte er nie an, sondern gab Kohl, Enten-, Tauben- und Hasenfleisch und rühmt sich, durch seine Behandlung die Seinen immer gesund erhalten zu haben.

Auch der ältere Plinius donnert mit heiligem Eifer gegen den Stand. Soweit er zurücksieht, nichts als

Herrschsucht und Geldgier. 250000 Sesterzen beziehen manche Aerzte Jahrgeld von Fürsten, gelegentlich auch das Doppelte. Unsummen bringt die Stadtpraxis ein. Nur immer etwas Neues bieten und den Vorgänger in den Staub treten oder alle früheren Aerzte überhaupt, wie es unter Nero Thessalus that, der sich selbst „Aerztebesieger" nannte. Wer nur im Reden sich hervorthut, wird sogleich ein Herrscher über Leben und Tod. — Am meisten widerstrebte den Römern, dass man ein Geschäft machte aus der Erhaltung des Lebens. Sehr wenige Einheimische befassten sich damit, und die wenigen gingen sogleich zu den Griechen über. Sonst haben sie — wie Plinius sagt — kein rechtes Ansehen. Die Leute glauben weniger, wenn sie die Verordnungen verstehen. Keiner Kunst wird so leicht geglaubt; denn es ist zu verführerisch zu hoffen. Die Aerzte experimentieren mit unserm Tode und bleiben straflos. Uns selbst werfen sie Mangel an Selbstbeherrschung vor, wenn sie Misserfolg haben. Und verdientermafsen trifft uns dies, solange uns nicht zu wissen beliebt, was für unser Wohl nötig ist. Giftmischerei, hinterlistige Anschläge auf Testamente, Störung der Ehe mögen Vergehen nicht der Kunst, sondern der Personen sein. Auch die Habgier will ich nicht beschuldigen, das räuberische Markten, wenn das Verhängnis über uns schwebt. Nicht das Schamgefühl, sondern die Konkurrenz drückt die Preise herab. Inkonsequent und haltlos sind diese Aerzte in eigenen Krankheiten. Ihr ungeheuerliches Grofsthun mit Wissen ist offenkundig. Aus Unkenntnis verwechseln sie die Heilmittel. Die gröfste Gefahr aber bringen den Sitten die griechischen Einrichtungen: das Ringen, das Salben, die glühend heifsen Bäder (S. 62), das Trinken bei nüchternem Magen, das erzwungene Erbrechen, die Zechereien.

Die römischen Moralisten haben sich viel mit dem Kranksein beschäftigt. Sie warnen vor Verzärtelung. Wen stets Scheiben vor dem Luftzuge schützen, wessen Füfse durch zeitweilig gewechselte Einpackungen warm gehalten, wessen Speisezimmer von unten und von den Seiten erwärmt werden, dem wird leicht ein leiser Luftzug schädlich. Das römische Klima brachte manche Gefahr mit sich. Während die erste Feige reift — Ende August oder Anfang September — fürchten in Rom die Eltern für ihre Kinder. Fieber treten auf. Der Leichenbesorger mit seinen schwarzgekleideten Dienern bekommt zu thun. Wer kann, verlässt die Stadt. Gierige Kranke schreckt das Begräbnis des Nachbars und veranlasst sie, sich zu schonen. Manchen kann man schon gratulieren, wenn sie fühlen, dass sie krank sind.

Der Arzt hat oft einen schweren Stand. Er muss schneiden und brennen. Aber der Verständige fügt sich; denn er weifs, dass der Finger abgeschnitten werden muss, wenn der Brand nicht den Arm ergreifen soll. Die Aerzte reichen heilsame, aber übelschmeckende Speisen unter freundlichem Zureden. Ja bei Kindern bestreichen sie den Wermutbecher mit Süfsigkeit. Manche sind zu nachgiebig gegen reiche Patienten. Sie gestatten ihnen kaltes Wasser, in Schnee gekühlten Wein und Bäder, wenn sie es verlangen. Der sehr vorsichtige jüngere Plinius pflegte seinen Hausgenossen einzuschärfen: „Ich hoffe zwar, wenn ich einmal krank werde, nichts zu verlangen, was ich bereuen müsste; wenn aber die Krankheit mich bezwingen sollte, so gebt mir nichts ohne Erlaubnis der Aerzte, und wisset, dass ich es ahnden würde.“ Als er, nach einem verzehrenden Fieber endlich sich erhebend und gesalbt vom Arzte einen Trank empfing, brachte er es über sich, den schon an die Lippen gesetzten Becher zurückzugeben. Als er dann

am 20. Tage der Krankheit für das Bad vorgerichtet wurde und die Aerzte leise reden sah, fragte er nach dem Grunde. Sie antworteten, er könne sich ruhig baden, wenn auch nicht ohne alles Bedenken. Und sogleich verzichtete er.

Der Reiche in elfenbeinernem oder mit Schildpatt ausgeschmücktem Bett, auf flaumigem Pfühl mit purpurnen Decken zugedeckt, ist besonders schwer zu behandeln. Es macht zwar für die Krankheit keinen Unterschied, ob einer in einem hölzernen oder in einem goldenen Bette liegt, aber der Reiche geniefst doch viele Erleichterungen. Durch Zuziehen der Vorhänge macht man das Zimmer dunkel. Um ihm Schlaf zu verschaffen, schweigt das geräumige Haus, der ganze Schwarm der Sklaven, und die näher Tretenden setzen nur die Fufsspitze auf. Trotzdem wälzt sich der Leidende hin und her. Was er nicht hört, glaubt er gehört zu haben. Martial verspottet einen, der gar nur krank ist, um sein kostbares Bett zu zeigen, und einen andern, dem es nur um die bei der Genesung üblichen Geschenke zu thun ist. Schon damals sannen die Aerzte darauf, Simulanten zu entlarven. Galen erzählt von einem Sklaven, der selbst eine Geschwulst seiner Knie hervorgerufen hatte, um nicht durch die Begleitung seines Herrn auf einer Reise von seiner Geliebten getrennt zu werden.

Einst wurde Galen zu einer Dame gerufen, die sich in der Nacht schlaflos auf ihrem Lager umherwarf. Er fand sie fieberfrei und fragte nach allem, woraus sich die Schlaflosigkeit erklären könnte. Sie antwortete nur widerwillig und barg sich schliefslich in den Gewändern. Als er am folgenden Tage wiederkam, hörte er von der Magd, er könne die Kranke nicht sehen. Ebenso ging es ein zweites, ein drittes Mal: die Herrin wollte nicht belästigt sein. Galen erfuhr aber, dass sie sich in-

zwischen gebadet und in der gewöhnlichen Weise Nahrung zu sich genommen habe. Am folgenden Tage gab ihm ein eingehendes Gespräch mit der Dienerin die Gewissheit, dass ihre Herrin seelisch litt. Als er nun doch vorgelassen wurde, traf es sich, dass einer aus dem Theater kam und sagte, er habe den Pylades, den berühmten Pantomimen, tanzen sehen. Sofort änderten sich Blick und Farbe der Patientin, und eine angestellte Untersuchung ergab stürmischen Pulsschlag. Nun war die Sache klar, besonders da eine Gegenprobe, die Meldung, dass Morpheus tanze, die Dame völlig ruhig liefs. Ein Knabe hatte immer Fieberrückfälle, ohne dass man den Grund erkennen konnte. Vergebens safs die Mutter die ganze Zeit bei ihm und liefs niemanden zu. Da bat der Vater Galen zu kommen, und mit diesem traten verschiedene andre in das Gemach. Sehr bald war Galen sich klar: der Knabe geniefst verborgene Nahrung, wenn die Mutter ins Bad geht und das Zimmer sorgfältig verschliefst. Sofort liefs der Vater den Knaben umbetten und das Lager aufschütteln, fand aber nichts. Galen jedoch entdeckte ein Stück Brot unter einer Decke. Er war besonders stark darin, den Verlauf einer Krankheit vorauszusagen, so dass er bei den Laien geradezu Staunen erregte und sich vieler Neid zuzog. Verzweifelt war nach Ansicht der Aerzte der Zustand des Eudemus. Da aber Galen ein Schüler von diesem war und ganz nahe wohnte, so leistete er dem zweimaligen Rufe Folge. Antigenes, der für den ersten Arzt galt und alle Vermögenden behandelte, verlachte ihn und fügte mit einem Blicke auf die anwesenden Aerzte hinzu: „Den Eudemus, einen Mann von 62 Jahren, verspricht Galen mitten im Winter nach drei Quartanfiebern zu heilen!“ Es verlief aber alles, wie Galen vorausgesagt hatte, und er feierte einen glänzenden Triumph.

Selbst dieser gewissenhafte Arzt kurierte brieflich, etwa nach Besprechung mit dem Hausarzte. Sonst schien es nicht ratsam zu sein. „Welcher Arzt," fragt Seneca, „kuriert im Vorübergehen die Kranken? Du kaufst vom Arzte ein unschätzbares Ding, Leben und Gesundheit. Wenn er aber nichts weiter thut, als meine Hand berührt und an mir — wie an andren — vorüberwandelt ohne irgend eine Regung des Herzens, das, was zu thun und zu meiden ist, vorschreibend, so schulde ich ihm nichts weiter als seinen Lohn. Nun aber hat jener mehr gethan, als der Arzt nötig hat. Für mich, nicht für den Ruf der Kunst hat er gefürchtet. Er gab die verordneten Heilmittel selbst ein, kritischen Zeiten begegnete er. Kein Dienst war ihm lästig oder zuwider. Meine Seufzer hörte er nicht teilnahmlos. In der Menge der vielen ihn Anrufenden war ich ihm die wichtigste Kur. Für andre hatte er nur soviel Zeit, als mein Befinden gestattete. Diesem bin ich nicht als einem Arzte, sondern als einem Freunde verpflichtet."

Dem Kranken gegenüber kann sich die Liebe der Verwandten (Fig. 146) und die Treue der Freunde recht bethätigen. Eifer an falscher Stelle freilich zeigt der, der seiner Geliebten gerade dann ein ausgelassenes Ständchen bringt, wenn sie im Fieber liegt. Der reiche Gönner schickt — wenigstens in Rom — dem ärmeren Freunde zur Stärkung einen Krug bester Sorte aus seiner Weinkammer. Der Geizige hat, wenn ihn ein Anfall aufs Lager wirft, niemanden, der bei ihm sitzt, ihm Linderung bereitet und den Arzt holt. Unwürdig aber handelt der, der bei einem Kranken sitzt, weil er sein Testament zu machen im Begriff ist; er fliegt um den Sterbenden wie ein Aasgeier. Berühmt ist die Darstellung des Erbschleichers bei Horaz. Alle Leckerbissen und Süfsigkeiten wandern in das Haus des Greises, er kostet eher

davon als der Lar. Wer auch immer dir sein Testament zum Lesen hinreicht — lehrt ein Meister in diesem Fache — schieb es weg, doch so, dass du mit schielenden



Fig. 146. Besuch bei der kranken Tochter.

Augen erraffst, was die erste Wachstafel in der zweiten Zeile bestimmt. Falls ein schlaues Weib oder ein Freigelassener den kindischen Alten beherrscht, so tritt ihnen als Bundesgenosse bei! Macht der Schwachkopf schlechte

Gedichte, so lob' ihn! Diene seinen Gelüsten! Doch immer behutsam! Ist er missmutig, so wird ihn dein Schwatzen ärgern. Sei Davus im Lustspiel und steh da mit gesenktem Haupte. Erinnere den Alten, wenn ein stärkerer Luftzug geht, sein teures Haupt zu umhüllen. Spitze die Ohren, wenn er geschwätzig ist. Lob' ihn, bis er mit erhobenen Händen ruft: „Halt ein!"

Plinius erzählt von einem Reichen, dessen Tod viele Erbschleicher um ihre Hoffnungen betrog. Seine Angehörigen erbten alles. Die Frau hat die reizendsten Landhäuser und eine hohe Geldsumme erhalten. Aus berühmter Familie stammend, rechtschaffenen Charakters, lange verwitwet, einst schon Mutter, schien sie nicht geziemend sich mit dem reichen Greise verheiratet zu haben, der schon durch seine Krankheit ruiniert war. An allen Gliedern krumm und lahm, genoss er seine grofsen Schätze nur mit den Augen und wurde selbst im Bett nur von andern bewegt. Ja er musste sogar die Zähne zum Putzen hinhalten. Dennoch lebte er und wollte leben, indem ihn am meisten seine Gattin aufrecht erhielt.

Verdientermafsen rühmt Plinius auch die Seelenstärke der älteren Arria. Ihr Mann lag krank darnieder und ebenso ihr Sohn, beide auf den Tod, wie es schien. Der Sohn verschied, ein trefflicher Knabe von ausgezeichneter Schönheit und gleicher Bescheidenheit. Diesem rüstete sie das Leichenbegängnis und führte es aus, ohne dass ihr Mann es wusste. Auf seine häufigen Fragen nach dem Befinden des Knaben antwortete sie: „Er hat gut geruht, er hat gern Nahrung genommen." Wenn die lange zurückgehaltenen Thränen hervorbrachen, ging sie aus dem Gemache und überliefs sich ihrem Schmerze. Hatte sie sich satt geweint, so kehrte sie mit trocknem Auge und mit ruhiger Miene zurück. Dieser Helden-

mut erscheint noch gröfser, als was sie später gethan hat, wo sie ihre Brust durchbohrte und dem zum Tode verurteilten Gatten den Dolch reichte mit den Worten: „Paetus, es schmerzt nicht.“ — Ein Freund des Plinius wurde durch eine lange, böse Krankheit gemartert. Plinius besuchte ihn; die Sklaven zogen sich zurück, auch die Gattin, obgleich sie jedes Geheimnis erfahren durfte. Als die Krankheit sich steigerte, enthielt sich Rufus der Nahrung und sprach auf griechisch zum Arzte: „Ich habe entschieden!“ — Bei einer Fahrt über den Comersee machte ein Freund des Plinius auf ein Landhaus mit einem in den See vorspringenden Zimmer aufmerksam. Der Besitzer — sprach er — litt an einer schrecklichen Krankheit, so dass auch seine Gattin an der Rettung verzweifelte. Sie selbst forderte ihn auf zu sterben, band sich mit ihm zusammen und stürzte sich so mit ihm in den See. Der freiwillige Tod, schon bei den Griechen häufig genug, nimmt in Rom später überhand. Die Alten verstanden auch mit Anstand zu sterben und setzten bisweilen ihr Ende etwas theatralisch in Scene. Augustus liefs sich vor seinem Tode einen Spiegel kommen und das Haar ordnen. Die letzten Worte der Sterbenden wurden gern aufbewahrt. Es fehlt in der alten Litteratur auch nicht an rührenden Sterbescenen. Denken wir nur an das letzte Wiedersehen eines Vaters mit seinem verstofsenen Sohne! Diesen hat seine Geliebte aufgenommen und treu gepflegt. Mit zerrauftem Haar läuft sie um sein Lager. Der Kranke ruft sein Söhnlein. Wem soll er es anvertrauen? Beim Hereintreten des Vaters hebt er noch einmal das schon brechende Auge.

Der Abergläubische will weder zu einer Wöchnerin, noch zu einem Toten gehen. Lassen wir uns nicht abhalten, dem gestorbenen Freunde die letzten Ehren zu

erweisen! An der Hausthür sind Cypressenzweige befestigt. Aus dem Trauergemach tritt eben jemand heraus,

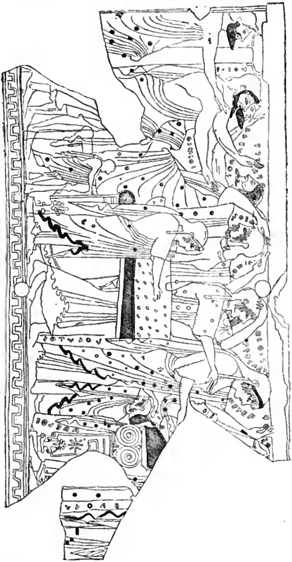


Fig. 147. Ausstellung des Toten und Totenklage.

ergreift einen Lorbeerzweig und besprengt sich mit dem reinen Wasser eines dastehenden Gefäfses. Der Tote

liegt mit den Füfsen nach der Thür zu auf dem mit Dosten und zerbrochenen Weinschösslingen bestreuten Lager — von den Frauen der Familie gewaschen und gesalbt, in weifsem Gewande, mit dem Myrtenkranze auf dem Haupte. Eine treue Hand hat ihm die Augen geschlossen und den Obolos, das Fährgeld für Charon, in den Mund gelegt. Neben der Bahre stehen Thränenkrüglein. Gestern entschlafen, bleibt der Gestorbene heute noch ausgestellt, auch deshalb, damit die Oeffentlichkeit seinen natürlichen Tod bezeuge (Fig. 147). Unter den schwarzgekleideten Leidtragenden sehen wir namentlich Männer. Ein Gesetz des Solon verbot Frauen unter 60 Jahren die Teilnahme an der Leichenfeier mit Ausnahme der Nahverwandten bis zum Andergeschwisterkind. Jetzt erhebt sich ein Klagen. Männer und Frauen zerraufen sich das Haar, schlagen sich an den Kopf oder zerkratzen sich gar die Wangen. Mägde kauern weinend am Boden oder wehren mit Zweigen die Fliegen von dem Toten ab. In der Frühe des andern Morgens wird er hinausgetragen zur Beerdigung oder zur Verbrennung, die, wenigstens in späterer Zeit, nebeneinander vorkommen. — Damit die Hexen den Toten nicht verstümmeln, herrscht in Thessalien der Brauch, ihn nachts zu bewachen. Ein Jüngling übernimmt einmal eine solche Wache. Die Thüren des Trauerhauses sind verrammelt. Durch eine kleine Hinterthür wird er hineingeführt in ein Zimmer, dessen Fenster verriegelt sind. Eine jammernde Frau in schwarzem Gewande führt ihn in ein anderes Gemach, wo dei Tote mit glänzendem Linnen bedeckt liegt. Der Wächter verlangt Licht, sowie Speise und Trank. Doch jene ruft mit Kopfschütteln: „Geh, du Thor, der du ein Mahl in einem Trauerhause verlangst, in dem soviele Tage kein Rauch gesehen worden ist!“

Das Verhältnis der Griechen zu dem Toten war in

den verschiedenen Zeiten verschieden. Es schwankt zwischen unheimlicher Angst vor ihm, zwischen Sorglosigkeit und inniger Pietät. In klassischer Zeit herrscht dieses Gefühl vor. Man spendet dem Geschiedenen Opfergaben bei der Bestattung, hält ein Leichenmahl (S. 253), bei dem man ihn anwesend denkt, und setzt ihm am 3. und 9. Tage nach der Bestattung Speise auf das Grab. War damit auch die eigentliche Trauer zu Ende, so gedachte man seiner doch an seinem Geburtstage und an gewissen Festen. Das Hauptfest aller Seelen bildete den Schluss der Anthesterien. Wie man aber unheimlicher Geister sich zu erwehren suchte dadurch, dass man früh Blätter des Weifsdorns kaute oder die Thüren mit Pech bestrich, so bannte man auch die lieben Toten selbst wieder mit dem Rufe: „Hinaus, ihr Seelen, die Anthesterien sind vorbei!" In den Grabinschriften äufsert sich erst stolze Seelengröfse, dann verzagte Resignation. Ist es auch dem Künstler gelungen, das Scheiden im Bilde zu verklären, so haben doch die Alten auch in den Schriften der Philosophen den wahren Trost über das Sterben nicht gefunden.

Ein Leichenmahl war auch bei den Römern üblich und zwar am neunten Tage nach der Bestattung. Wir sehen Habinnas trunken bei Trimalchio erscheinen. „Scissa," so erzählt er, „richtete zu Ehren ihres Sklaven, den sie in seiner Sterbestunde freigelassen hat, ein prächtiges Leichenmahl (novemdiale) aus, und ich glaube, sie hat noch einen hübschen Posten an die Pächter der Freilassungssteuer zu entrichten; denn sie schätzen den Verstorbenen auf Fünfzigtausend. Aber es war doch gemütlich, wenn wir auch gezwungen wurden, die Hälfte des Stoffs auf seine Gebeine zu schütten." Das Menu, das Habinnas mitteilt, ist mannigfaltig genug. Schliefslich kommt Trimalchio selbst auf seinen Tod zu sprechen.

Er will alle seine Sklaven im Testamente freilassen. Ein Exemplar davon lässt er bringen und liest es unter dem Wehklagen der Dienerschaft vor. „Wie steht es, liebster Freund,“ redet er Habinnas an, „baust du mein Denkmal? Ich bitte dich sehr, zu den Füfsen meines Standbildes ein Hündchen und Kränze und Salbenfläschchen und alle Kämpfe des Petraites anzubringen; in der Front soll es 100 Fufs sein, in der Tiefe 200. Auch will ich alle Sorten Obst um meine Asche haben und Weinpflanzungen. Denn es ist ganz verkehrt, während man die Häuser der Lebenden ausschmückt, für die Wohnungen, in denen wir länger leben müssen, nicht zu sorgen. Deshalb will ich vor allem darauf geschrieben haben: „Dies Denkmal kommt nicht in die Hände des Erben.“ Als Wächter will ich einen Freigelassenen bestellen, damit es vor Verunreinigung geschützt werde.“ Noch mancherlei Erinnerungen aus seinem bewegten Leben sollen angebracht werden. „Dann kannst du,“ erklärt er weiter, „auch noch einen zerbrochenen Krug aushauen und darüber einen weinenden Knaben; eine Sonnenuhr in der Mitte, damit jeder, der nach der Stunde sieht, meinen Namen lesen muss.“ Auch die Inschrift stellt er fest. Weiterhin entzweit er sich mit seiner Gattin und ruft: „Habinnas, du sollst kein Standbild von ihr auf mein Grab setzen, und sie soll meinen Leichnam nicht küssen dürfen.“ Diesen Kuss gab man in der Annahme, dass man die scheidende Seele auffangen könnte. „He, Stichus,“ befiehlt der Gastgeber auf einmal, „bring' die Kleider, in denen ich mich begraben lassen will; bring' auch die Salben und eine Handvoll aus dem Kruge, aus dem meine Gebeine gewaschen werden sollen!“ Ohne Verzug brachte Stichus einen weifsen Teppich und eine Toga mit Purpurstreifen. Dann sprach Trimalchio von seinen Parentalia, einer den griechischen Totenfesten

entsprechenden Feier. Schliefslich liefs er Hornbläser kommen, streckte sich, von vielen Kissen unterstützt, auf dem Lager aus und sagte: „Stellt euch vor, dass ich gestorben sei!“ Die Hornbläser bliesen kräftig wie bei einem Begräbnis. Daher glaubten die Nachtwächter des Bezirks, Trimalchios Haus brenne, erbrachen plötzlich die Thür und begannen nach ihrer Befugnis mit Wasser und Aexten zu arbeiten.



Verzeichnis der Abbildungen.

Figur — Seite

1. Grundriss der Oberburg von Tiryns (Kunsthistor. Bilderb.) . 2
2. Lykische Grabfassade (desgl.) 8
3. Thür (Engelmann, Atlas z. Odyssee) 13
4. Etruskische Aschenurne in Gestalt eines Hauses (Verzeichnis d. Skulpt. d. Berl. Mus.) 15
5. Plan des älteren römischen Hauses (Overbeck, Pompeji) . 16
6. Casa del Centenario in Pompeji, Längenschnitt (restauriert, desgl.) zu Seite 18
7. Dasselbe, Querschnitt (desgl.) zu Seite 18
8. Garküche in Pompeji (restauriert, desgl.) 20
9. Dasselbe (gegenwärtiger Zustand, Zeichnung nach Photogr.) 21
10. Haus des Pansa in Pompeji (Overbeck, Pompeji) 22
11. Römischer Strafsenprospect. Wandgemälde vom Palatin (Kulturhistor. Bilderatlas I) 24
12. Römischer Landsitz. Wandgemälde (desgl.) 27
13. Dasselbe. Wandbild (nach Roux [Duruy]) 30
14. Ländliches Heiligtum. Wandbild (nach Roux) 31
15. Römische Gartenanlage (Kulturhistor. Bilderatlas I) . . . 33
16. Leser auf einem Klappstuhl (Meyer, Ornamentik) 34
17. Penelope trauernd (Engelmann, Atlas z. Odyssee) 36
18. Frauen im Peristyl (Kulturhistor. Bilderatlas I) 37
19. Thronos. Zeusmünze von Elis (Lübke, Plastik) 38
20. Kline. Ruhe nach der Arbeit (Heydemann, Griech. Vasenb.) 39
21. Truhe (Baumeister, Denkmäler) 40
22. Sieben des Mehls (Mon. dell' Ist.) 41
23. Etruskischer Schautisch (Kulturhistor. Bilderatlas I) . . . 44
24. Schuhmacherwerkstatt (desgl.) 46
25. Archaische Haartracht eines attischen Epheben (desgl.) . . 50
26. Archaischer Bronzekopf aus Olympia (desgl.) 51
27. Mann in Linnenchiton und Mantel (Studniczka, Gesch. d. altgriech. Tracht) 52
28. Knabe den Chiton gürtend (Heydemann, Griech. Vasenb.) . 54
29. Sophokles im Mantel (Lübke, Plastik) 55
30. Mann aus dem Volke (Bull. de corresp. hell.) 56

Figur		Seite
31.	Jüngling mit Chlamys u. Petasos (Tischbein, Vases Hamilton)	57
32.	Hermes des Praxiteles (Photographie)	58
33.	Zeus von Otricoli (Lübke, Plastik)	59
34.	Aelteste Form der Toga (Kulturhistor. Bilderatlas I)	66
35.	Toga der Kaiserzeit (desgl.)	67
36.	Kapuzenmantel (Bull. de corresp. hell.)	69
37.	Goldner Siegelring aus Mykenae. Doppelte Gröfse (Schliemann)	72
38.	Etruskischer Goldring (Kulturhistor. Bilderatlas I)	73
39.	Schuhmacher bei der Arbeit (desgl.)	78
40.	Barbier (desgl.)	79
41.	Uebung im Bogenschiefsen (desgl.)	82
42.	Bekränzung einer Herme (desgl.)	83
43.	Maler die Pflanze Mandragora abzeichnend. Miniatur des Wiener Dioskoridescodex (desgl.)	85
44.	Rechenbrett (Daremberg-Saglio)	88
45.	Sinnendes Mädchen mit Griffel und Schreibtafel (Photogr.)	89
46.	Tintenfass mit Schreibrohr, Rolle mit Pergamentfähnchen, Griffel, Wachstafel, Rechentafel (Kulturhist. Bilderatlas I)	90
47.	Leser am Bücherschrein (desgl.)	91
48.	Vorlesung (desgl.)	99
49.	Ballspiel (Engelmann, Atlas z. Odyssee)	106
50.	Antike Lampen (Meyer, Ornamentik)	114
51.	Spinnerin (Semper, Stil)	118
52.	Tanzunterricht (Kulturhistor. Atlas I)	119
53.	Kinder miteinander scherzend (Photographie)	120
54.	Wettläuferin (Kulturhistor. Atlas I)	122
55.	Malerin (desgl.)	123
56.	Aufhocken am Schlusse eines Spieles (Furtwaengler, Samml. Sabouroff)	124
57.	Flötenspielerin (Zeitschrift f. bild. Kunst)	125
58.	Heimführung der Braut (Kulturhistor. Atlas I)	129
59.	Römisches Mädchen (Duruy, Gesch. d. röm. Kaiserreichs)	130
60.	Ausziehen der Wolle (Zeichn. nach Gerhard, Trinksch. u. Gef.)	136
61.	Frauen am Brunnen. Vasenbild (Kulturhistor. Atlas I)	137
62.	Reinigen der Kleider (desgl.)	138
63.	Zusammenlegen der Kleider (desgl.)	139
64.	Abmessen eines Musters (Guhl u. Koner)	140
65.	Stickerin (Kulturhistor. Atlas I)	141
66.	Penelope am Webstuhl (desgl.)	142
67.	Wollarbeit (Tischbein, Vases Hamilton)	143
68.	Römisches Ehepaar (Zeichnung nach Photographie)	144

Figur		Seite
69.	Komische Alte (Antiqu. du Bosph. Cimmér)	145
70.	Abschied des Gatten (Kulturhistor. Atlas I)	146
71.	Grabrelief der Hegeso (Zeitschrift f. bild. Kunst)	147
72.	Thraseas und Euandria (Verz. d. Skulpt. d. Berl. Museums)	148
73.	Toilette (Tischbein, Vases Hamilton)	150
74.	Bad (Daremberg-Saglio)	150
75.	Schmuckkästchen (zu Fig. 73 gehörig)	151
76.	Toilette (Tischbein, Vases Hamilton)	152
77.	Dame sich schminkend (desgl.)	153
78.	Griechisches Mädchen aus späterer Zeit (Zeitschr. f. b. Kunst)	155
79.	Altgriechischer Peplos mit Heftnadeln (Heyden, Tracht)	156
80.	Kredemnon (Overbeck, Atlas der Kunstmythologie)	157
81.	Altgriechische Frauentracht (Photographie)	158
82.	Altgriechische Haartracht (Zeichnung nach Photogr.)	159
83.	Busenbinde (Daremberg-Saglio)	160
84.	Dorischer Doppelchiton (Kulturhistor. Atlas I)	161
85.	Attischer Doppelchiton (Photographie)	162
86.	Griechischer Kopfputz (Weifs, Kostümkunde)	163
87.	Dame mit Spitzhut und Fächer (Baumeister)	164
88.	Toilette. Sonnenschirm (Kulturhistor. Atlas I)	165
89.	Spätgriechische Frauentracht, 4. Jahrh. (desgl.)	166
90.	Aphrodite im koischen Gewande (Photographie)	167
91.	Dame im Mantel (Blümner, Leben u. Sitten d. Griechen)	168
92.	Kokette Dame (Zeichnung nach Bull. de corresp. hell.)	169
93.	Hellenistische Tracht (Kekulé, Terrakotten v. Sicilien)	170
94.	Hellenistische Tracht (desgl.)	171
95.	Römerin in der Palla (Kulturhistor. Atlas I)	172
96.	Niobe (Lübke, Plastik)	173
97.	Plotina, Gemahlin des Trajan (Zeichnung nach Photogr.)	174
98.	Knabe mit Bulla (Kunsthistor. Bilderbogen)	178
99.	Amme mit Wickelkind (v. Rohden, Terrakotten v. Pompeji)	180
100.	Kind in der Wiege (Daremberg-Saglio)	181
101.	Maskenscherz (Rich, Wörterbuch)	181
102.	Besuch bei den Grofseltern (Zeitschrift f. bild. Kunst)	182
103.	Knabe mit der Gans (Kunsthistor. Bilderbogen)	183
104.	Knöchelspielerin (desgl.)	184
105.	Knabe mit Nüssen (Baumeister)	185
106.	Bewegliche Puppe (Kulturhistor. Atlas I)	186
107.	Wärterin mit Kind (Kekulé, Terrakotten v. Sicilien)	186
108.	Kugelwerfen (Zeichnung nach Photogr.)	187
109.	Kinderspiel (Daremberg-Saglio)	188

Figur		Seite
110.	Pädagog mit Kindern (Kulturhistor. Atlas I)	189
111.	Häusliche Zucht (Guhl u. Koner)	190
112.	Unterricht im Lyraspiel und im Lesen der Dichter (Kulturhistor. Atlas I)	193
113.	Dornauszieher (Kunsthistor. Bilderbogen)	194
114.	Junger Sklave (Duruy, Geschichte d. röm. Kaiserreichs)	202
115.	Sklavinnen bei der Wäsche (Engelmann, Atlas z. Odyssee)	204
116.	Sklavinnen am Mörser (Kulturhistor. Atlas I)	205
117. 118.	Scene aus der Spinnstube (Heydemann, Griech. Vasenbilder)	206
119.	Weinschenken (Guhl u. Koner)	207
120.	Naschhafter Sklave (Zeichnung nach Bull. de corresp. hell.)	208
121.	Züchtigung eines Sklaven (Rich, Wörterbuch)	209
122.	Gefesselter Feldarbeiter (desgl.)	216
123.	Einfältiger Sklave (v. Rohden, Terrakotten von Pompeji)	219
124.	Haushund. Mosaik aus Pompeji (Kulturhistor. Atlas I)	225
125.	Jäger mit seinem Hunde scherzend (Schreiber, Die hell. Reliefs)	226
126.	Molosserhund (Daremberg-Saglio)	227
127.	Ein treuer Wächter (Kunsthistor. Bilderbogen)	228
128.	Jüngling mit einem Affen (Daremberg-Saglio)	230
129.	Knabe mit einem Hahn (Engelmann, Atlas z. Ilias)	231
130.	Fütterung der Gänse (Daremberg-Saglio)	231
131.	Ausweiden eines Tieres (Kulturhistor. Atlas I)	247
132.	Mahlzeit des Achilleus (Engelmann, Atlas z. Ilias)	248
133.	Koch (Kulturhistor. Atlas I)	254
134.	Schweineschlachten (Daremberg-Saglio)	255
135.	Schwertertanz (Kulturhistor. Atlas I)	258
136.	Lustige Gesellschaft (Guhl u. Koner)	259
137.	Gauklerinnen (desgl.)	260
138.	Zechgelage (Kulturhistor. Atlas I)	261
139.	Kottabosständer (Mitteil. d. arch. Inst. in Rom)	262
140.	Manes, Träger der Kottabosschale (Guhl u. Koner)	263
141.	Sigma oder Stibadium (Zeichnung nach Niccolini)	264
142.	Triclinium (Kulturhistor. Atlas I)	269
143.	Servierender jugendlicher Sklave (Duruy, Gesch. d. röm. Kaiserreichs)	270
144.	Stillleben (Overbeck, Pompeji)	271
145.	Chirurgische Instrumente (Kulturhistor. Atlas I)	282
146.	Besuch bei der kranken Tochter (Zeitschrift f. bild. Kunst)	291
147.	Ausstellung des Toten und Totenklage (Kulturhist. Atlas I)	294

Verlag von **Artur Seemann** in **Leipzig.**

Von den **Kulturbildern aus dem klassischen Altertume** erschienen bisher:

Band I.: **Handel und Verkehr der wichtigsten Völker des Mittelmeeres im Altertume.** Von Dr. W. Richter. Mit Illustrationen und Karten (8° VIII und 234 Seiten). Preis geb. 3 Mark.

Aus dem Inhalt: Die koloniale Handelsthätigkeit der Griechen auf dem schwarzen Meere. — Geld- und Wechselgeschäfte im griechischen Altertume. — Der athenische Wochenmarkt. — Karthago, die erste erobernde Handelsrepublik im Altertume. — Alexanders des Grofsen Einfluss auf die Belebung des Verkehrs und der Welthandel Alexandrias. — Der römische Grofshandel. — Römischer Strafsen- und Marktverkehr. — Handelsreisen im griechischen und römischen Altertume. — Die römische Post etc. etc.

Band II.: **Die Spiele der Griechen und Römer.** Von Dr. W. Richter. Mit Illustrationen (VI und 219 Seiten). Preis geb. 3 Mark.

Aus dem Inhalt: Die Spiele der Kinder. — Die Turnspiele der Knaben und die gymnastischen Agone der Jünglinge. — Sport und Jagd. — Das Knöchel- oder Würfelspiel. — Das Rätsel und andere gesellige Spiele. — Die Ebene und der Festplatz von Olympia. — Die olympischen Spiele. — Die circensischen Spiele der Römer. — Fechtspiele und Tierhetzen. — Die Naumachieen etc. etc.

Band III.: **Die religiösen Gebräuche der Griechen und Römer.** Von Prof. Dr. Otto Seemann. Mit Illustrationen (IV und 200 S.) Preis geb. 3 Mark.

Aus dem Inhalt: Charakter der griechischen Religion. — Die Örtlichkeiten des griechischen Kultus. — Götterbilder und Weihgeschenke. — Das Opfer. — Das Gebet. — Die Mantik. — Die Mysterien. — Häuslicher Kultus. — Begräbnis und Totenkultus. — Charakter der römischen Religion. — Die Örtlichkeiten des griechischen Kultus. — Das Opfer. — Gebet und Fluch. — Die römischen Priestertümer. — Die wichtigeren Feste der Römer etc. etc.

Band IV.: **Das Kriegswesen der Alten.** Von Dr. M. Fickelscherer. Mit Illustrationen (VIII und 234 S.). Preis geb. 3 Mark.

Aus dem Inhalt: Homerisches Zeitalter. — Sparta und Athen bis zum Ausgange des peleponnesischen Krieges. — Das Söldnerwesen und sein Einflufs auf die griechische Kriegskunst. — Perser, Macedonier und Diadochen. — Griechisches Geschützwesen. — Festungen und Belagerungswesen. — Griechisches Seewesen. — Rom. — Das Heer der Königzzeit und Republik, Einteilung und Bewaffnung. — Lager- und Marschordnung. — Das Heer der Kaiserzeit. — Flotte und Geschütze der Römer. — Die wichtigsten Feinde Roms: Karthager, Kelten und Germanen etc. etc.

Band V.: **Schauspiel und Theaterwesen der Griechen und Römer.** Von Dr. Richard Opitz. Mit Illustrationen (VIII und 328 S.). Preis geb. 5 Mark.

Aus dem Inhalt: Die Entstehung der griechischen Tragödie. — Die Entwickelung der griechischen Tragödie. — Die griechische Komödie. — Die ältere attische Komödie. Die neuere attische Komödie. — Das Schauspiel der Römer. — Die Feste mit scenischen Aufführungen und der Geschäftsgang bei denselben. — Der Theaterbau. — Der Chor und die Gliederung des antiken Dramas. — Die Schauspieler. — Die Schauspielkunst. — Die Inscenierung der griechischen Tragödie und des Satyrspiels. — Die Inscenierung der altattischen Komödie. — Die Inscenierung des römischen Dramas bez. der neueren attischen Komödie. — Das Publikum. — Die Überlieferung der Bühnengeschichte, Kritik und Theorie des Dramas im Altertum etc. etc.

Druck von Ramm & Seemann in Leipzig.